<36633492210016

Markgräfin
Mathilde von Canossa.

Historische Erzählung,

in freier Bearbeitung

nach

P. Antonio Bresciani,

Verfasser des Juden von Verona,

von

Franz Thalhaus.

Aachen, 1860.

Verlag der Cremerschen Buchhandlung.

(Franz Cazin.)

Vorbericht des deutschen Bearbeiters.

Bereits war das erste und zweite Kapitel des gegenwärtigen Werks wörtlich übersetzt, als eine genauere Einsicht in das Orginal dem Uebersetzer die Ueberzeugung aufdrang, daß dasselbe, troß des höchst anziehenden Inhalts, der vielen herrlichen Stellen und musterhaften Naturschilderungen, an vielen Mängeln litt, die, bei dem unverkennbaren Talent des italienischen Verfassers, nur der Eile, womit er dasselbe für die Zeitschrift civilita cattolica bearbeiten mußte, zugeschrieben werden können. Diese Mängel bestehen hauptsächlich in der episodenartigen Abgerissenheit der einzelnen Kapitel und dem dadurch herbeigeführten Mangel an innerm Zusammenhang der Geschichte, ferner in vielen, aller Wahrscheinlichkeit und alles Lokalkolorits entbehrenden Scenen, von denen manche, statt sich dem Ernst des Ganzen anzureihen, einen wahrhaft tragisch-komischen Charakter haben; dann in der Vorliebe, so viele Personen die Zukunft mit großer Bestimmtheit, ohne Rücksicht auf Glaubbarkeit, vorhersagen zu lassen, endlich in den häufigen, den Gang der Erzählung störenden Abschweifungen rein subjektiver Natur und in einem nicht selten an Redseligkeit streifenden Sichgehenlassen, wodurch eine manchmal unerträgliche Breite herbeigeführt wird.

In der Ueberzeugung also, daß eine wörtliche Uebersetzung unmöglich dem deutschen Publikum zusagen könne, auch der Ruf des Verfassers dadurch nicht gewinnen werde,

vielmehr der katholischen Unterhaltungsliteratur Deutschlands nur ein schlechter Dienst damit erwiesen würde, sah sich der Herausgeber genöthigt, das Original frei zu bearbeiten. Er hat deshalb die meisten Kapitel ganz umändern, Vieles weglassen und noch Mehr hinzufügen müssen, um das Ganze in einen innern Zusammenhang zu bringen, ihm die nöthige Abrundung zu geben und namentlich um die geschichtlichen Charaktere in ein klareres Licht zu stellen, wozu er sich viele Zusätze in selbstständiger Form theils nach Voigt, theils nach den Quellenschriftstellern erlaubt hat. So sind besonders die geschichtlichen Persönlichkeiten Gregors, des heiligen Hanno, des heiligen Anselmus, sowie auch Heinrichs selbst mehr hervorgehoben. Wenn der Bearbeiter dabei bemüht war, überall die katholische Anschauung zur Geltung zu bringen und den Leser nicht blos zu unterhalten, sondern für die Sache der Religion zu begeistern, dann glaubte er, nur im Sinne des talentvollen italienischen Verfassers verfahren zu sein, dem die ganze Ehre der Hervorbringung, Erfindung und Anordnung gerne eingeräumt wird. Man hat den von ihm gelieferten Edelstein nur von den seinen Glanz entstellenden Anhängseln befreien und die mitunter allzu schnörkelhafte Einfassung desselben zu beseitigen gesucht.

Daß der deutsche Bearbeiter sich nicht in dem von ihm eingeschlagenen Wege geirrt, bestätigt eine seitdem erschienene Rezension einer ausländischen Uebersetzung des Orginals in einer französischen katholischen Zeitschrift, die es streng tadelt, daß das Werk wörtlich übersetzt und nicht selbstständig bearbeitet und gesichtet worden sei, um den Ansprüchen, die man an ein derartiges Kunstwerk zu machen berechtigt sei, einigermaßen zu entsprechen.

Uebrigens ist eine solche deutsche Bearbeitung in keiner andern Absicht unternommen worden, als um dem deutschen Leser den Genuß des großartigen Gemäldes nicht zu verkümmern, das sich hier vor seinen Augen entrollt und worin der größte der Päpste im wahren Lichte der Geschichte erscheint und uns

eine Zeit entgegentritt, in der neben begeisterndem Glaubensmuth sich eine ebenso feindselige Gesinnung gegen den apostolischen Stuhl wie in der unsrigen kundgab und die deshalb mehr als einen Anhaltspunkt zum Vergleich mit der Gegenwart bietet.

Jedenfalls glaubt man versichern zu dürfen, daß der katholische Leser das Werk in seiner gegenwärtigen Form nicht ohne die größte Befriedigung und Anregung aus der Hand legen wird.

Wer übrigens ein gerechtes Urtheil über gegenwärtige Arbeit fällen will, möge einen Vergleich zwischen derselben und einer eben bei Hurter in Schaffhausen nach Vollendung der vorliegenden Arbeit erschienenen wörtlichen Uebersetzung des italienischen Orginals anstellen, wobei besonders, abgesehen von allem Uebrigen, auf die Kapitel 8, 15 und 16 der wörtlichen Uebersetzung verwiesen wird. In derselben sind nicht nur alle Schwächen und Mängel des Originals mit in's Deutsche übertragen, sondern die Erzählung hat auch einen wo möglich noch mehr modernen Anstrich erhalten, wodurch jede Spur des mittelalterlichen Charakters derselben verwischt worden. Wenn der Uebersetzer den heiligen Anselmus, nachdem dessen schon vor Jahren erfolgter Tod bereits erzählt worden, noch einmal auftreten läßt, so mag dieses Versehen ihm nicht zuzuschreiben sein, wohl aber hätte er sich mit manchen kirchlichen Ausdrücken, wie z. B. dem Worte Ablaß genauer bekannt machen müssen, um es nicht im unrichtigen Sinne mehrmals anzuwenden.

Inhalts-Verzeichniß.

Druckfehler.

Seite 250, Zeile 1, ist zu lesen: fünfzehn statt fünf.

Seiner Excellenz

dem Herrn Marchese

Octavio von Canossa,

Podesta von Verona,

Kämmerer S. Majestät des Kaisers rc.

Es ist mir nicht unbekannt, daß unter den Gelehrten eine Verschiedenheit der Meinung obwaltet, ob Ihr erlauchtes Haus in gerader Linie von Azzo, dem Gründer von Canossa abstammt: Einige leiten Ihren Ursprung von dem jung gestorbenen Conrad, Bonifazens Bruder und Oheim der großen Markgräfin her, während Andere die Behauptung aufstellen, Ihre Familie rühre von Guido her, den Kaiser Friedrich der Erste nebst dessen Brüdern Albert und Roland im Jahre 1185 mit Canossa belehnte. Erlauben Sie mir indessen, erlauchter Herr, die gelehrten Vermuthungen

auf Seite zu lassen und mich an die Traditionen Ihrer Familie zu halten: Ihre Vorfahren sahen sich zu allen Zeiten als Abkömmlinge Mathildens an und ließen es sich angelegen sein, die rühmliche Erinnerung daran in ihren Palästen zu Reggio, Mantua und Verona, sowie in den auf ihren ausgedehnten Besitzungen errichteten Villa's hervorzurufen. Auch lebte diese Ueberlieferung in Ihrem Hause ununterbrochen fort, da die ältesten Kinder beiderlei Geschlechts allezeit die Namen Bonifaz und Mathilde trugen; sie hat sich bis auf uns fortgepflanzt, die wir noch den Tod der Marchese Mathilde, Ihrer Schwester, die als eine fromme Braut Christi in der Blüthe ihrer Jahre dahingerafft wurde, beweinen. Wenn Etwas diesen Schmerz zu lindern vermag, so ist es die Hoffnung, daß sich Ihre Tochter Mathilde einer glücklichern Zukunft erfreuen werde, denn die Tugenden ihres Vaters und ihrer Mutter, der Marchese Clelia, Ihrer würdigen Gemahlin, scheinen in ihr von Neuem aufzuleben.

Ließe uns auch kein bestimmterer Anhaltspunkt in dem jetzigen Hause Canossa einen kräftigen Sprößling von Mathildens edlem Stamm erblicken, wäre es dann, um es darauf zurückzuführen, nicht hinreichend, auf den Glanz, die adelige Gesinnung, Ritterlichkeit, Großherzigkeit und Frömmigkeit hinzuweisen, die Ihre Voreltern jederzeit

an Tag gelegt, besonders Ihr erlauchter Vater, der Marchese Bonifaz, dessen Verlust noch neulich seine Familie, Verona und alle die in Trauer versetzten, die in der Lage waren, den Frommsinn, die Weisheit, Großmuth und den erhabenen Charakter dieses großen und erlauchten Urbildes der alten italienischen Tapferkeit zu würdigen?

Ihnen also, Herr Marchese, der Sie mit dem Adel des Geblüts auch die Tugend, Frömmigkeit und Größe Ihres Vaters ererbt haben, sei dieses Werk über die Markgräfin Mathilde gewidmet, von welchem ich bereits einzelne Bruchstücke in der Civilita cattolica habe abdrucken lassen in der Absicht, sowohl um das Andenken der Großthaten der alten italienischen Tapferkeit bei der Jugend hervorzurufen und sie dadurch zu erhabenen und heiligen Bestrebungen anzufeuern, als auch zur Aufklärung Jener, die sich haben irreleiten lassen durch die Trugschlüsse und Lügen einiger Schriftsteller, deren Aufgabe es zu sein schien, die Geschichte zu entstellen und die größte Frau Italiens ebenso wie einen der heiligsten, unerschrockensten und edelmüthigsten Päpste, die jemals die Kirche Gottes regierten, zu verleumden.

Solche längst vergangenen Thaten in ein dramatisches Gemälde zu übertragen und eine Zeit in volksthümlicher Weise zu schildern, welche die

Feinde des Papstthums mit geflissentlicher Arglist oder aus schamloser Unwissenheit zu entstellen, zu verdunkeln und zur Karrikatur zu machen so sehr sich bemüht haben — war eine nicht so leichte und einfache Aufgabe, als man sich vorstellen möchte. Konnte auch die Mittelmäßigkeit meines Talentes sich nicht zu derjenigen Höhe erheben, die ein so hoher Gegenstand erforderte, so fühle ich mich wenigstens durch die Ueberzeugung entschuldigt, über die Wahrheit so viel Licht verbreitet zu haben, daß jeder unverdorbene Sinn sich befriedigt erklären kann. Denen aber, welche ihre Augen verschlossen halten, um die Sonne nicht zu sehen, würde ich einfach antworten: Leset Voigt, der Protestant und dem Papste nicht zugethan ist. Werdet Ihr durch sein Werk nicht überzeugt; weigert Ihr euch, den historischen Beweisführungen, die er mit den schlagendsten Zeugnissen unterstützt, nachzugeben, so gesteht nur, daß Ihr euch protestantischer als er zeigen wollt.

Genehmigen Sie, Herr Marchese u. s. w. u. s. w.

Rom, den 31. Juli 1858.

Der Verfasser.

Die Markgräfin
Mathilde von Canossa.

Erstes Kapitel.

Die Falkoniere.

In einer sich weit ausdehnenden Gegend der Landschaft Reggio zwischen den Flüssen Enza und Crostolo saßen am Fuße einer alten Ulme vier Männer. Es waren die Falkenjäger der Markgräfin Mathilde, die an diesem Tage mit ihrem Hofe von der auf hohem Felsen liegenden Burg Canossa heruntersteigen sollte, um sich in den Moorgründen, die im zwölften Jahrhundert die Stelle der heut zu Tage so fruchtbaren Gefilde der damals mit Wäldern und aus den Ueberschwemmungen der Flüsse entstandenen Sümpfen bedeckten Lombardei einnahmen, an der Falkenjagd zu belustigen. Der älteste der Falkoniere hieß Gunzone. Schon unter Mathildens Vater Bonifaz war er Oberfalkenjäger gewesen. Nach ihm kam Markulf,

ein Mann von gereiftem Alter, der die Vierzige überschritten zu haben schien. Die beiden Andern, Witbod und Goldast, waren noch junge, aber kräftige und wackere Leute. Gunzone hatte sie am frühesten Morgen ausgeschickt, um den Flug der Kraniche, Schnepfen und Reiher zu beobachten, und während Goldast sich bei Sankt-Pol auf die Lauer legte, strich Witbod die Gegend von Ciano ab. Beide waren aber bei Sonnenaufgang schon zurück und ihr Bericht lautete dahin, daß sie an den hohen Ufern der Enza eine Menge Kraniche und Kibitze und an den Sümpfen ganze Schaaren von wilden Gänsen und Enten angetroffen, sowie, daß sie auf ihrem Rückwege am Rande des Waldes das Geschrei von Rebhühnern und Fasanen vernommen und weiße Turtel- und Holztauben haufenweise dort umherflögen.

„Das ist mir lieb," sprach Gunzone, als er dies hörte; „nun können wir unserer Herrin diesen Morgen ein großes Vergnügen bereiten und auch für die schöne Yolanda wird es eine wahre Lust sein, denn nichts geht ihr über die edle Falkenjagd."

„Ja, ja, du freust dich darauf, weil du weißt wofür — nicht wahr?" sagte Markulf; „dazu wirst du auch noch von deiner Herrin beschenkt, so daß dir immer ein Drittel mehr als einem von uns zufällt."

„Ei nun, das ist ja nicht mehr als billig! Als ich die Ehre hatte, meines alten Herrn Oberfalkonier zu sein, mußte ich die junge Markgräfin in der Falkenbeize unterrichten; damals war sie noch ganz klein, aber artig, klug und flink wie eine Bachstelze. Zuerst ließ

ich sie mit einem Habicht sich üben, der so gut abgerichtet war, daß er beim kleinsten Zeichen herbeiflog und sich auf ihre Hand setzte. Es war ein Vogel, gelehrig wie ein zahmer Sperling; wenn sie ihn auf ihre Schulter setzte, zeigte er sich so schmeichlerisch wie ein Schoßhündchen. Und welche Geschicklichkeit dabei! Das hättet Ihr sehen müssen! Ließ die junge Markgräfin ihn auf Amseln oder Elstern los, dann bedurfte es nicht langer Zeit; er hatte sie gar bald erwischt. Schnepfen, die einen so unregelmäßigen Flug an sich haben, erwischte er beim ersten Angriff, und seine Verwegenheit ging dabei so weit, daß er sich an Weiher- und Geierfalken wagte, sie mit seinen Krallen zerriß und mit seinem Schnabel ihnen die Federn ausrupfte, daß es eine Freude war. O, dieser Habicht war ein seltener und edler Vogel! Oft wenn der Markgraf uns von weitem zurückkehren sah, kam er uns entgegen, küßte und herzte sein liebes Kindchen, das ihm ganz stolz die Jagdbeute zeigte, und er pflegte dann zu mir zu sagen: Gunzone, finde dich heute in der Küche ein. — Das ließ ich mir, wie Ihr denken könnt, nicht zweimal sagen. Noch ehe das Mittagsmahl zu Ende war, stand ich schon auf meinem Posten, und da hättet Ihr sehen sollen, welche Leckerbissen mir zugebracht wurden! Da gab's von all den guten Dingen, die nur der liebe Herrgott geschaffen hat: Schnepfen und Rebhühnerköpfe, ganze Rehviertel, halbangeschnittene Wildschweinsköpfe, kaum angerührte Spanferkel, Schnitte Brod und obendrein einen ordentlichen Schluck feurigen Weins! Wahrhaftig, es war so viel, daß ich mit meiner guten Frau, Gott sei ihrer Seele gnädig, von Sonntag bis Mittwoch vollauf daran hatte!"

„Es mag sein, daß der Markgraf Bonifaz gute Falken besaß", bemerkte Witbod; „ich kann's aber kaum glauben, daß sie an Zucht und Schönheit denen unserer hohen Edelfrau Mathilde gleichkamen. Seht nur einmal hier auf meinen Stangen diese zehn Würgfalken und diese acht prächtigen Gebirgsvögel an; solche Raufer findet Ihr zwanzig Meilen in der Runde nicht. Golbast führt deren vierundzwanzig, zehn Sperber, zehn bunte Geierfalken und vier Edelfalken, die so viel Geld werth sind als sie wiegen. Du selbst trägst zwei Thiere auf jeder Hand; es sind Vögel von reinster Art, die im Stande wären, einen Adler aus den Wolken herunterzuholen; nun zähle noch dazu die zwanzig Markulfs — Habichte, Sperber, Sakerfalken, Alles ausgesuchte, eingeübte und schöne Thiere, wie der Kaiser selbst sie zu besitzen sich nicht rühmen kann. Wo sah man je so scharfe Krallen, so krumme Schnäbel, wie diese Schnellsegler haben, denen kein Vogel an Geschicklichkeit und Stärke im Beizen nahe kommt?"

„Ich will vom Kaiser gar nicht sprechen," versetzte der Oberfalkonier; „allein das merkt euch, daß der Marchese Bonifaz mehr Edelvögel besaß, als irgend ein Herr im ganzen Abendlande. — Nahm doch, meiner Seel'! der Raum, wo sie in Bauern und Käfichen horsteten, beinahe eine halbe Meile ein! Als der Markgraf seinen Statthalter von Mantua, Albert, zu Kaiser Heinrich dem Zweiten sandte, um ihm ein Geschenk zu überbringen, fügte Albert zu der Gabe seines Herrn hundert Streitrosse aus seinen eigenen Marställen und zweihundert gezähmte und abgerichtete Falken vom herrlichsten Gefieder hinzu."

„Himmlische Mächte!“ riefen die beiden Andern; „zweihundert Falken! Und er behielt davon noch zu eigenem Gebrauch?“

„Ja freilich! Wenn also ein einfacher Burggraf, ein Lehnsmann und Vassal des Markgrafen eine solche Menge Edelvögel verschenken konnte, so könnt Ihr euch leicht vorstellen, wie die Falkenzucht seines Lehnsherrn beschaffen sein mußte! Wir waren unserer wohl fünf und siebenzig, sowohl Falkoniere als Sperber- und Weihenjäger, ohne die Aufseher und Hüter zu rechnen, die eine Unzahl von Raubvögeln mit sich führten, damit der Markgraf sich nach Lust und Laune der Falkenbeize überlassen könnte. Nie zog er hinaus, ohne hundert oder zweihundert Sperber mitzunehmen; der Führer der Rüden, Spür- und Jagdhunde waren mehr als hundert, alle in gleicher Weise gekleidet wie wir, mit dem Unterschied, daß sie ein Jagdhorn an einem Achselband und eine Mütze mit einem Hasen-, Marder- oder Fuchsschwanz daran trugen; ihr Wamms war von weißgeflecktem Gemsleder, das Haar auswärts gekehrt, während wir eins von gegerbtem Hirschleder tragen und Stiefel anhaben von ungarischem Leder, die kräftig eingeschmiert sind, um uns gegen die in diesen Sümpfen und Moorgründen herrschende Feuchtigkeit zu schützen.“

„Die Hundeställe mußten sich also auf die ganze Länge hinter den Falkenbehältern hin erstrecken oder sogar den ganzen Raum neben den Pferdeställen einnehmen?“ bemerkte Goldast.

„Keineswegs,“ versetzte Gunzone, „die Stallungen lagen in gleicher Reihe mit den Wagenschuppen und

Rüstkammern, an deren Pfeilern mehre tausende blankgeschliffene Lanzenspitzen und Schlachtschwerter hingen, die Einem die Augen verblendeten; die Ställe umfaßten bis zu dreihundert Zelter, Schlachtrosse und Zugpferde, deren Geschirr in den Reitzeugkammern sich befanden, darunter ganze Haufen von Ringel=, Panzer= und Sammetdecken, mit Gold und Silber ausstaffirte Sättel, stählerne Gebisse, prachtvoll verzierte Schwanzriemen ——"

„Der Tausend!" unterbrach ihn Markulf; „das war ja eine Ausrüstung, deren sich ein Kaiser nicht zu schämen hätte! Nun sehe ich, daß mein Großvater Recht hatte, wenn er behauptete, König Conrad habe gesagt, Bonifaz sei der reichste Fürst der Christenheit."

„Das brauchst du mir nicht zu sagen; ich habe ihn gekannt, als er nicht größer war, als so, zur Zeit, wo ich mit meinem Vater die Falken abrichtete. Mein Vater war schon Falkonier bei dem Markgrafen, als er nach Lothringen zog zum Beilager mit dem Edelfräulein Beatrix, einer Tochter Herzogs Friedrich und Mathildens von Schwaben, der Mutter unserer jetzigen Herrin. Du hast sie ja noch gekannt, Markulf?"

„Das glaub' ich! Wie herablassend und gütig war sie gegen mich, die hohe Frau! Jedermann ehrte sie aber auch wie eine Königin."

„Nun wohl, meine Freunde, mein Vater gehörte mit zu dem Gefolge des Markgrafen, als er sich nach Lothringen begab, und er wußte Wunderdinge von dieser Reise zu erzählen. Stellt euch nur 'mal vor, die Zaumstangen der Pferde waren vergoldet, ihre Stirnbänder mit Perlen und Edelsteinen verziert, alle Schnallen

waren von feinem Silber, sogar die der Saumthiere, die Sättel mit Gold eingefaßt, die Decken in Seide, Gold und Silber gestickt und die Steigbügel von Gold und zum Theil emaillirt und ciselirt — kurz, um nicht in alles Einzelne einzugehen, alle Pferde und Maulthiere waren mit Silber beschlagen und der Markgraf hatte den Schmieden verboten, die Beschläge mit den ebenfalls silbernen Nägeln nicht zu fest an den Huf zu schlagen, so daß sie alle Augenblicke unterwegs verloren gingen, aber nicht aufgehoben werden durften, sondern durch neue ersetzt wurden, weshalb denn auch die Landleute, die sie auf dem Wege fanden, nicht genug über solche Prachtliebe und Verschwendung sich wundern konnten."

„Das nenn' ich Herren! Was? silberne Hufbeschläge und dazu nicht fest angenagelt! Potz Element!"

„O, das war noch nicht Alles! Der Zelter, den der Markgraf ritt, war so reich geschirrt, daß die Decke allein eine ganze Provinz werth war; sie reichte dem Thiere bis an die Knöchel und an den Seiten und vorn auf der Brust war sie mit Goldstreifen geschmückt, auf denen Diamanten und andere kostbare Steine funkelten; das Kopfgestell war von reinem Gold mit einem Rubin von unschätzbarem Werth in der Mitte; das Wamms meines Großvaters war so mit Gold und Silber überladen, daß man vom Leder nichts mehr sah."

„Ist's dasselbe, welches er beim Beilager der Markgräfin mit Herzog Godfried trug?" fragte Markulf. „Ich war damals noch jung, es ist mir aber noch klar im Gedächtniß; ein glänzenderes Fest hab' ich in meinem Leben nicht gesehen."

„Ei was!" versetzte Gunzone: „mein Vater, Gott hab' ihn selig! sagte mir bei der Gelegenheit, die Hochzeit der Markgräfin mit unserm Fürsten, so prachtvoll sie auch war, sei nichts im Vergleich mit der des Herrn Markgrafen, ihres Vaters, mit der hohen Frau Beatrix gewesen. Sie dauerte drei ganze Monate lang in der königlichen Stadt Marengo am Mincio nicht weit von Mantua. Ich will's euch nicht erzählen, denn Ihr würdet mich der Uebertreibung zeihen, so großartig, reich und königlich ging's dabei zu. Die edelsten Ritter aus Deutschland, Frankreich und Italien hatten sich dabei eingefunden und konnten vor Staunen über solchen Glanz und Reichthum nicht zu sich kommen, und sie gestanden alle laut, in der ganzen Christenheit gebe es keinen Fürsten so reich wie Bonifaz."

„Das wäre! Aber fahre nur fort; wenn's dein Vater gesagt hat, so muß es wohl so sein, denn er war eine viel zu ehrliche Haut, als daß er sich mit Lügen abgegeben hätte. Markulf hat ihn ja recht gut gekannt."

„Ich sage auch nicht mehr und nicht weniger, als was er mir mehr als hundert Mal, wenn wir an den langen Winterabenden am Feuerheerd saßen, erzählt hat. Nun wohl, in des Markgrafen Palast waren die Wände aller Hallen und Gemächer mit den reichsten Stoffen aus Seide und Purpur behangen und auf's Kostbarste ausgeschmückt; die Fußböden bestanden aus künstlich zusammengefügten Marmorplatten und die Decken waren gemalt, vergoldet oder mit Ebenholz und Elfenbein eingelegt; die Zimmergeräthe mit dem herrlichsten Schnitzwerk und Verzierungen von gediegenem

Gold waren von unbeschreiblicher Pracht; die Betten waren mit Vorhängen von Gold- und Seidenstoff umgeben und in den Speisesälen fand man zu jeder Zeit mit frischen Speisen bedeckte Tafeln und auf den Credenztischen standen die seltensten und feinsten Weine. Außerhalb des Palastes befanden sich eine Menge Behälter, Gehäge, Hürden und Ställe, die alle von eßbaren Thieren und Schlachtvieh wimmelten, ohne von den Vorrathskammern mit allem möglichen Wildprett und den köstlichsten Speisen zu reden."

„Ging's aber bei dem Markgrafen hoch her und empfing er seine Gäste mit einer Gastlichkeit, wie es sich für seinen Rang und Reichthum geziemte, so vernachlässigte er auch nichts, um ihnen den Aufenthalt in seiner Burg so angenehm als möglich zu machen. Manchmal wurden auf einem lieblichen, ringsum von dichtbelaubten Ulmen und Ahornbäumen umgebenen Rasenplatze vor dem Palaste seidene Zelten aufgeschlagen und darunter getafelt, und die sich etwas entfernter mit ihren hohen Wipfeln stolz erhebenden Pappeln und Zitterespen, in deren Laub der Wind säuselte, boten den herrlichsten Anblick dar. Mitten auf der Wiese befand sich ein in Marmor eingefaßter Brunnen, der, statt Wassers, edeln und köstlichen Wein enthielt, den man mit Eimern von gediegenem Silber, die an Ketten von demselben Metall hingen, schöpfte und dann in goldenen Pokalen den Gästen darreichte.

„Das nenn' ich mir ein Leben!" rief Witbod aus; „Schade, daß ich nicht dabei war! Da hätte ich den goldenen Pokalen — versteht sich, wenn sie gefüllt waren — verteufelt zugesetzt! Da hätte man nicht

nöthig gehabt, mir eins zuzupfeifen, wie ich es mit meinem Gaul thun muß, wenn ich ihn zum Trinken bringen will. Ha, ha, Gunzone, sollte nicht dein guter Vater mitunter ein wenig lustig und frohen Muths von diesem Brunnen zurückgekommen sein? Wenigstens war's recht bequem, aus einem Brunnen und zwar Eimerweise den Wein zu trinken! Ich wünschte mir in diesem Augenblick nur einen Becher davon! — Und was mögen die unter dem Zelt Leckeres dazu gegessen haben!"

„Das mein' ich," versetzte Gunzone; „und dazu waren die Speisen in einem solchen Ueberfluß vorhanden, daß nachher die Leute der ganzen Umgegend noch genug an den Ueberbleibseln hatten. Denkt euch aber nicht, die Schüsseln seien, wie's gewöhnlich geschieht, aufgetragen worden; nein, man brachte sie aus der Küche auf reich geschirrten Zeltern; die für die Tafel der Markgräfin und der hohen Edeldamen bestimmten wurden auf schneeweißen Schimmeln mit scharlachrothen in Gold gestickten und von Smaragden, Rubinen und Saphiren glänzenden Decken und einem reich geschmückten Reiherbusch auf dem Kopf herbeigebracht. Zur Seite eines jeden Paradepferdes gingen zwei Stabträger und mehrere Truchsesse, welche die mit Rebhühnern, Fasanen und Pfauen beladenen Schüsseln festhielten und sie nachher zerlegten. Ganze wilde Schweine, Hirsche, Spanferkel und Kälber, von Basilikum, Thymian und andern wohlriechenden Kräutern umgeben, wurden aufgetragen, die einen Duft verbreiteten, daß Einem darob das Wasser aus dem Mund floß; dann kamen köstlich zubereitete Enten, Truthähne und sonstiges Ge-

flügel in diesen silbernen Schüsseln; ferner die feinsten Fische — ganze Störe — groß wie eine Wagendeichsel, Backwerk, Pasteten, Obst und alle erdenkliche Leckerbissen, die ich nicht alle aufzunennen im Stande bin."

„Das laß ich gelten," rief Goldast; „das nenn' ich ein Gastmahl! Und ein solches Gelage, sagst du, dauerte drei volle Monate? Wo hatte aber der Markgraf all dieses Gethier und diese Karrenvoll Speisen nur her?"

„Das machte ihm am wenigsten zu schaffen," fuhr Gunzone fort; „denkt euch nur, die Gewürze waren in solcher Menge vorhanden, daß man sie nicht in Mörsern zerstoßen konnte, sondern auf Dinkelmühlen mahlen mußte — ganze Mehlsäcke voll Muskatennüsse, Gewürznelken, Koriander, Pfeffer, Zimmet, die Einem auf der Zunge brannten, wäre sie auch mit Backsteinen gepflastert gewesen. Eber und anderes Wild lieferten ihm seine Waldungen und Jagdgehege in Ueberfluß, alles mögliche Geflügel seine Falkenbeize; auf seinen unabsehbaren Weiden und Triften wimmelte es von Rindern, Kälbern, Hämmeln, Schweinen und Ziegen; der Po lieferte die Störe, die Mantua umgebenden Wassergräben Aale und alle übrigen Fische wurden im Meere bei Mesola und Spina gefangen."

„Potz Element! also die Ländereien des Markgrafen erstreckten sich bis an's Meer!" rief Markulf.

„Was! unser Herr besaß mehr Land als irgend ein Fürst. Der Mönch Donizone, der dem Kloster von Canossa vorstand und ein so gelehrter Mann war, daß alle in den Wissenschaften erfahrene Leute darob in

Erstaunen geriethen, sagte eines Tags zu Adelwald, einem Edelknaben unserer Gebieterin, der Markgraf sei ein so mächtiger Herr, daß man von der höchsten Spitze des Felsens von Canossa, von welchem das Auge beinahe die ganze Lombardei überschaut, nur den dritten Theil seiner Besitzthümer erblicke. Nun stellet euch vor, dort übersieht man rechts Reggio, Modena, Ferrara, von dieser Seite in weiter Ferne den Po, die polesinische Mark, Adria und Comacchio bis zum adriatischen Meer — und du fragst noch, ob seine Ländereien sich bis zum Meer erstreckten? Links von der Burg Canossa aus gewahrt man Parma, Mantua; nicht wahr, das ist nicht viel? Und wirklich ist es auch nichts gegen das, was er jenseits der Gebirge besitzt; auch da erstrecken sich seine Gemarkungen wieder bis an's Meer. — Bei diesen Worten Donizone's horchte ich hoch auf, als aber nachher die Markgräfin Beatrix mich mit sechs Edelfalken zu einem ihrer Barone nach Lucca schickte, sah ich selbst das Meer mit meinen eigenen Augen von einer Anhöhe bei Viareggio aus. Ich blieb wohl an sechs Monate in Lucca, weil ich die Edelknaben des Barons in der Falkenbeize unterrichten mußte, und sie erzählten mir, ein großer Theil von Toskana sei unserer Gebieterin unterwürfig. Welf von Spoleto, den ich dort antraf, theilte mir auch mit, daß sich ihre Herrschaft bis nach Umbrien und Camerino erstrecke."

„Und das Alles rührte von dem ererbten Gut des Markgrafen her?" warf Markulf ein.

„Nun ja, und außerdem besaß er auch noch alle die Städte, Ländereien und Burgen seiner Gemahlin von Lothringen. Ihr seht also, daß er wohl im Stande

war, hochauf zu leben und die zu seiner Hochzeit geladenen Gäste wohl mit Recht sagen konnten: Bonifaz ist mächtig wie ein gekrönter König. Auch waren die Geschenke, die er seinen Gästen machte, wahrhaft königlich: der eine erhielt Vollblutpferde mit dem prachtvollsten Geschirr in Sammet und Goldtuch — Alles von edlem Metalle strotzend, der andere stählerne in Gold damaszirte Waffen, Helme mit hohen Federbüschen, silberne Schilder mit Goldverzierungen, Schwerter mit orientalischen Klingen und mit Edelsteinen besetzten Griffen. Andern schenkte er seltene Edelfalken, Jagdhunde, Doggen. Nicht weniger großmüthig zeigte er sich gegen die Frauen; sie empfingen diamantene Stirnbänder, Halsgeschmeide, Armschmuck und Brillantrosen — Alles Kostbarkeiten von hohem Werth und wundervoller Arbeit, die er von den berühmtesten Goldschmieden in Burgund hatte verfertigen lassen oder von den reichen Juwelenhändlern in Granada und Saragossa bezogen hatte."

„Mit diesen reichen Geschenken war's aber noch nicht abgethan; zum Vergnügen seiner Gäste ließ er ganze Banden von Minnesängern, Tänzern und Gauklern kommen, die durch Gesang, Spiel, Zeitvertreib und allerlei Künste die Geladenen belustigen mußten und alle vom Markgrafen mit prächtigen Kleidern beschenkt wurden, ja, Ihr werdet den Kopf schütteln, wenn ich euch sage, daß er sechshundert Wämmser, Barette aus den kostbarsten Stoffen und mit Zobel-, Marder- und Hermelinpelz ausstaffirt und mit Edelsteinen besetzt, vertheilen ließ, wovon jedes einzelne wohl an die hundertfünfzig Byzantiner zu stehen kommen mochte."

„Du willst uns wohl etwas aufbinden," rief Goldast; „und wäre der Weinbrunnen auch bis an den Rand mit Byzantinern gefüllt gewesen, so hätte der Markgraf doch, auf mein Wort, solche Ausgaben nicht bestreiten können."

„Armer Schlucker! verrechne dich nur nicht! Der Kopf steht dir nicht darnach, so Etwas zu begreifen. Ich sage dir, der Markgraf besaß so viel Silber, daß er uns alle Vier mit unsern Falken, Stangen und Mützen drunter begraben konnte. Als Kaiser Heinrich der Zweite einst mit dem Markgrafen zu Felde lag und in dessen Zelt frühstückte, setzte man ihm einen gebratenen Damhirsch und mit Baumöl von Lucca und hundert Jahre altem Essig angemachten Salat vor; dieser Essig floß wie Oel und rührte von des Markgrafen Urgroßvater Azzo, dem Gründer von Canossa, her, der ihn in den Kellern von Mantua hatte aufbewahren lassen. Als der Kaiser denselben verkostete, rief er aus: Markgraf! das ist kein Essig, sondern Balsam! — Bonifaz antwortete nichts, als er aber nach Canossa zurückkam, ließ er geschickte Arbeiter herbeirufen und von denselben ein großes Faß, statt aus Holz, aus reinem Silber verfertigen, das in allen Theilen kunstgerecht gearbeitet, mit Reifen und mit einem Hahne, Alles aus Silber, versehen war, — kurz ganz die Form einer gewöhnlichen Tonne hatte. Dies wurde nun mit dem vortrefflichen Essig gefüllt und hierauf ließ der Markgraf einen Wagen verfertigen mit Achse, Rädern, Deichsel — kurz mit Allem, was man an unsern gewöhnlichen Wagen sieht, aber das Ganze aus purem Silber. Und nun frage ich: Heißt das reich sein?

Und doch ist das noch nicht Alles; er ließ auch zwei Ochsen machen, die in allen Theilen auf's Kunstreichste ausgeführt und der Natur getreu nachgeahmt waren."

Da schrien Alle wie aus Einem Munde: „Das ist doch zu stark, Gunzone! Du willst uns nur Märchen aufbinden und das an sich Unglaubliche noch arg übertreiben! Wer wird denn jemals glauben, silberne Ochsen könnten gehen und einen Wagen ziehen?"

„Das eben nicht; die silbernen Ochsen rührten sich freilich selbst nicht, aber sie wurden von zwei lebendigen Ochsen, so groß wie Elephanten, gezogen und der Markgraf sandte das Ganze durch seinen Burggrafen Albert nach Piacenza, wo der Kaiser sich damals aufhielt, der beim Anblick eines so überreichen Geschenks in Erstaunen gerieth."

„Mit Vergunst," bemerkte Markulf, „wenn der Markgraf es so machte, so hätte er doch am Ende dahin gerathen können, seine schönen Falken in Münze verwandeln zu müssen."

„Da bist du in Irrthum," versetzte Gunzone, „denn bei seinem Tode hinterließ er Beatrix und seiner Tochter Mathilde genug, daß sie noch immer die reichsten Markgräfinnen der Christenheit waren und starke Heere gegen den verteufelten Antipapst Cadolaus in Sold nehmen konnten, als dieser mit dem ganzen Bund der schismatischen Lombarden über den heiligen Papst Alexander, der unser Bischof von Lucca war, herfallen wollte, und ich versichere euch, daß diese unerschrockenen und tapfern Weibsel diesen abscheulichen

Bösewicht ordentlich hernahmen, daß ihm die Lust verging, von neuem zu beginnen. Die Lombarden rückten, von einem großen Schwarm Deutscher unterstützt, aus Pavia, Mailand und Brescia heran, um den Durchgang zu erzwingen und mit ihrem Gegenpapst in das Gebiet Beatrix und Mathildens einzudringen und dann ungehindert auf Rom loszugehen, wo sie den gottseligen Alexander vom Throne stürzen wollten. Als aber diese wüthenden Hunde in geschlossenen Koppeln beutegierig an den Po kamen, fanden sie einen Knochen, an dem sie sich die Zähne zerbrachen.

„Einstmal, als ich mit der jungen Markgräfin von der Falkenbeize bei Varvasone zurückkehrte, hatte ihr Edelfalke eine Elster erwischt, die sich so gut sie konnte zu wehren suchte, aber von demselben erbärmlich zugerichtet ward, indem er sie so zerzauste und zerhackte, daß ihr die Federn wie Schneeflocken ausfielen, bis er, des Spiels müde, ihr den Gnadenstoß gab und sie dann beinahe ganz entfiedert und erbärmlich zugerichtet herunterbrachte und vor die Füße seiner Herrin niederlegte. Mathilde sah den Vogel einen Augenblick an, hob ihn hierauf mit einem Flügel auf, schwenkte ihn herum und warf ihn dann zur Erde mit den Worten: O wärest du der verruchte Cadolaus, der die Verwegenheit hat, das göttliche Kleid der Kirche zu zerreißen und sich auf den Stuhl des heiligen Petrus setzen zu wollen, auf welchem Alexander, der Ausgewählte des Herrn, sitzt und regiert! Ich schwöre, die Waffen so lange nicht ruhen zu lassen, bis ich ihn wie diesen elenden Vogel in den Staub und Koth zurückstürzen sehe, aus welchem er sich nur emporgerafft, um

die Welt mit Trübsalen zu erfüllen. Ja, so sprach die heldenmüthige Jungfrau und sich dann in ihrem gerechten Unwillen zu mir wendend, fügte sie hinzu: Gunzone, du sollst mich morgen in einem andern Aufzuge, als in diesem Jagdkleide sehen; sorge für meine Falken, ich hoffe, daß wir ihnen die Kappe für eine viel edlere Beute abnehmen werden, als dieses elende und ekelhafte Gethier ist. Hierauf legte sie ihrem Stallmeister Prando die Hand auf die Schulter und sprach: Ueberlaß Ratold die Sorge für meinen Zelter und bringe mir bei Tagesanbruch meinen Renner, den Apfelschimmel, fertig gesattelt und gezäumt.

„Dieses maurische Pferd war der Markgräfin Turnierroß. Wenn man sie dasselbe auf dem Kampfplatz tummeln sah, die Lanze in der Hand und das Schwert schwenkend, hätte man nicht gedacht, daß dies eine fünfzehnjährige Jungfrau sei, und nach ihrer Gestalt und Kraftfülle ihr ein Alter von zwanzig gegeben. Die Edelfräulein ihrer Mutter, der Herzogin, vermochten sie in den Ringspielen, in Behendigkeit, Geschicklichkeit und Zierlichkeit der Bewegungen nicht zu übertreffen; sie lenkte ihr Pferd mit größter Gewandtheit, handhabte die Lanze wie ein geübter Ritter, schleuderte Wurfspieß und Streitaxt mit eiserner Kraft und führte das Schwert zu Stoß und Hieb wie ein vollendeter Kämpfer. Schon als kleines Kind mußte sie nach dem Willen ihres Vaters ein Pferd besteigen, dessen Zügel sie mit ihren Händchen schüttelte, um es in Trab und sogar in Galopp zu bringen; der Markgraf hatte seine größte Freude daran, wenn er sie mit seltener Gewandtheit alle möglichen Reitübungen machen sah.“

„Weshalb aber verlangte sie ihren maurischen Renner?“ fragte Markulf; „wollte sie sich andern Tags im Kampfspiel vergnügen?“

„Jawohl war es ein Kampfspiel, aber ein sehr erustes, das sag' ich euch; es war ein Ringen, bei welchem Cadolaus und die Blüthe der lombardischen Ritter aus dem Sattel gehoben wurden. Als ich am folgenden Tage nach Canossa zurückgekehrt, fand ich die ganze Burg in Bewegung, die Reisigen der Herzogin holten alle möglichen Angriff- und Schutzwaffen aus den Rüstkammern hervor, was, wie Ihr wohl leicht denken könnt, unsere Neugierde im höchsten Grade erregte, da wir nicht wußten, was diese Vorbereitungen bedeuten sollten. Da mit einem Mal sehen wir das Hauptbanner des Markgrafen aus dem großen Thurm, unter starker Bedeckung und die Herzogin und ihre Tochter an der Spitze, nach der Basilica des heiligen Apollo bringen. Dort ließ der Großkonnetabel den Schaft des Banners auf den Boden nieder, während Mathilde es mit ihrer eisengepanzerten Hand aufrecht hielt, bis der Abt mit seinen Mönchen hervortrat und dasselbe im Namen Gottes segnete und mit geweihtem Wasser besprengte. Als dies geschehen, hob die junge Markgräfin das Panier in die Höhe, zeigte es den zahlreich anwesenden Kriegern und sprach mit lauter Stimme: „Es lebe der heilige Petrus! — Tapfere Kämpen von Canossa, traget dieses glorreiche Banner nach den Ebenen der Lombardei hin und bekämpfet muthig unter seinem heiligen Schatten den Gegenpapst Cadolaus und seine schismatischen Parteigänger, welche die Waffen ergriffen haben, um die Kirche Christi zu zerfleischen! Kämpft

unverzagt und legt die Waffen nicht nieder, bis Ihr den heiligen Stuhl von der Befleckung des Antichrist gerettet! Die Pforten der Hölle werden nichts über die heilige Kirche vermögen, und euch wird der Ruhm zu Theil, für den Herrn der Heerschaaren in die Schlacht gezogen zu sein. Fallt Ihr, dann ist die Martyrpalme euer Antheil, siegt Ihr, dann wird der Kranz der Bekenner euer Lohn sein. Der Erzengel Michael bedeckt euch mit seinem Flammenschilde, der heilige Petrus spricht euch von eurer Schuld und Strafe los. Beatrix, meine Mutter, führt euch zum Siege, und ich selbst werde in den vordersten Reihen mit euch kämpfen!"

„Bei diesen Worten der jungen Heldin schwangen alle Krieger ihre Schwerter und schrieen: Es lebe Sankt Petrus! — Es lebe Beatrix! — Vivat hoch Mathilde! — Tod dem Antichrist!"

„Waren wir über die Begeisterung unserer jungen Gebieterin hoch entzückt, so stieg unsere Bewunderung noch weit höher, als wir, nachdem sich alle Ritter und Reisige gewappnet und zu Pferde auf dem Platze von Canossa eingefunden, die Herzogin auf ihrem schönsten Rappen und Mathilde auf ihrem Apfelschimmel, ganz bewaffnet wie Paladine aus Frankenland, heranreiten sahen. Die königliche Jungfrau strahlte in ihrer glänzenden Rüstung; ihr Kopf war mit einem leichten Helm mit Federbusch in Weiß und Blau, ihren Leibfarben, bedeckt; auf ihrem Waffenrocke trug sie ein Panzerhemd von goldenen Ringen, auf dessen schön verzierter Brustbuckel sich die gekreuzten Schlüssel mit dem Kopf des heiligen Petrus in glänzendem Golde befanden; Arm- und Beinschienen bestanden

aus aufeinander gefügten beweglichen Metallplättchen und waren wie Fischschuppen anzusehen; eine kunstreich mit Goldfäden geflochtene Schärpe hing ihr von der rechten Schulter herab nach der linken Seite hin und verlieh der Gestalt der herrlichen Jungfrau noch eine erhöhte Anmuth; sie ritt mitten unter ihren Rittern und Knappen hinter ihrer Mutter einher, und ihr Roß, gleichsam stolz darauf, eine so schöne Bürde zu tragen, hob den Kopf in die Höhe, spitzte die Ohren und bäumte sich in kurzen Sätzen. Eine weite, mit silbernen Sternen besäete Decke von blauem Sammet hing demselben bis zu den Knöcheln herab und wurde vorn durch einen reichen Brustriemen von vierfach aufeinander gelegtem reichen, mit Goldspangen besetzten Stoffe zusammen gehalten. Gebiß und Kinnkette waren von Gold, das Stirnband von Damascenerstahl, und auf dem Kopf erhob sich ein Federbusch in denselben Farben wie die auf Mathildens Helm.

„Sobald die beiden hohen Frauen erschienen, erhob der Großkonnetabel das Banner, und aus allen Reihen erscholl das Freudengeschrei: Es lebe Sankt Petrus! worauf sich der ganze Zug hinter Beatrix und Mathilde in bester Ordnung in Bewegung setzte und den Weg die rechte Seite des Po's entlang hinzog. Sie trafen bald auf den Vortrab des Gegenpapstes und der Kampf begann; gleich nachher rückte auch die Hauptmacht der Lombarden heran, allein die von Canossa griffen sie mit solchem Ungestüm an und stürzten mit so unwiderstehlicher Kraft auf die feindliche Reiterei, daß sie sie in einem Augenblick warfen, in die größte Verwirrung brachten und in die Flucht schlugen. Prando, der sich immer in der

Markgräfin Nähe hielt, hat mir Wunder der Tapferkeit und Kühnheit von ihr erzählt. So versetzte sie einem riesigen Lombarden einen solchen Stoß, daß ihre Lanze brach und er rücklings vom Pferde stürzte; hierauf zog sie ihr Schwert und stürzte wie eine junge Löwin in die dichtesten Haufen, stach und hieb um sich her, bis die Klinge im Halsstück eines von ihr schwergetroffenen und niederstürzenden deutschen Ritters brach; da ergriff sie die mit einer Kette an den Sattel befestigte Streitaxt und schwang sie so kräftig und mit so fester Hand auf die Helme und Panzer der Feinde, daß sie sie wie Glas zerschmetterte.

„Beim Anblick dieser Niederlage entfloh Cadolaus feige mit den Seinigen, die vom Tode noch verschont geblieben, und ich versichere euch, daß er es nicht mehr wagte, mit denen von Canossa anzubinden. Zu bedauern war nur, daß er sich nicht im Bereich von Mathildens Lanze oder Schwert antreffen ließ; wahrhaftig, dann hätte er den Papst Alexander nicht mehr beunruhigt, noch den Frieden der heiligen Kirche mehr gestört."

Während der alte Gunzone durch die Erzählung der Waffenthaten seiner Gebieterin, als sie noch jung war, wie ein Jüngling in Feuer gerieth, hörte man vom Walde her Hörnerklang erschallen. Da rafften sich die vier Gefährten eilends auf und sahen einen Knappen mit verhängten Zügeln auf sie zueilen, der ihnen gebot, sich bereit zu halten, indem die Markgräfin Mathilde in Begleitung der Gräfin Adelheid von Susa und vieler italienischer und französischer, am Hofe zu Canossa anwesender Ritter sogleich erscheinen

würde. Gunzone setzte seinen Vögeln sogleich die Kappen auf und fragte den Reiter, ob auch die schöne Yolanda dabei sei.

„Freilich, aber was geht das dich an," lautete des Knappen Antwort.

„Ei zum Henker! das geht mich wohl an, denn das junge Fräulein beizt so geschickt einen Kranich, daß ich sie für die geübteste Falkenjägerin halte, die jemals an diesem Hofe erschienen."

Während sie noch so mit einander sprachen, vernahm man das Wiehern der Pferde, die am Saume des Waldes herankamen.

Zweites Kapitel.

Die feste Burg von Canossa.

Südlich von der Stadt Reggio erhebt sich ein ungeheures, starkes Felsengebirge von düsterm und kahlem Ansehen, dessen eine beinahe abgerundete Seite die appenninischen Thäler überragt. Auf demselben steht die Burg Canossa. Der Boden, auf dem sie sich erhebt, ist öde, kahl und dürr; nach Sonnenaufgang bildet er eine schwärzliche Felsenschicht, die sich in einen fürchterlichen Abgrund hinunter zieht. In diesem Felsenthal herrscht ringsum tiefe Stille und man sieht nichts als übereinander gerollte Steinblöcke, tiefe Schluchten, rauhes Geklüft und rings umher eine schauerliche Umgebung. Beim Anblick dieser senkrecht sich erhebenden ungeheuern Felsenwände mit ihrem glänzenden Gestein, die jählings über der Tiefe herabhängen, glaubt man vor den düstern Gefilden des Todes zu stehen. Vergebens sieht sich dort der verirrte Wanderer nach jenen silberhellen Wasserstrahlen um, die anderswo aus den Felsenritzen hervorbrechen und von Vorsprung zu Vorsprung herabstürzen; da vernimmt man nicht das Murmeln eines sich dahinschlängelnden Baches, keine blühende

Pflanze neigt sich auf die klare Welle hinab, und die schauerliche Stille wird da nie von dem Gezwitscher und dem Gesange der Vögel unterbrochen. Kein Hirt treibt hier seine Lämmer auf grüne Bergeshöhen, und seine Schalmei ertönt nicht in den Lüften; hier läßt der Landmann die Egge nicht über abschüssige, schmale Erdstreifen gehen, und keine Steineiche wirft ihren wohlthätigen Schatten auf den versengten, dürren Boden.

Man fühlt sich von dieser schwarzen und steilen Masse bewältigt und glaubt mitten in dieser Grabesstille eine Stimme zu vernehmen, die dem Wanderer sagt, daß die Herrlichkeit dieser Welt nur ein bald dahinschwindendes Zaubergebilde ist. Wie steigen da so vielfache Gefühle und Gedanken in uns auf und wie mancherlei Erinnerungen ruft dieser öde Felsen hervor, der uns zu sagen scheint: Sieh dir einmal von meiner Höhe alle diese schönen, ausgedehnten und reichen Städte Italiens an! Wohlan, hier, wo du stehst, nahm die Veredlung der Sitten ihren Aufschwung, hier war die Wiege des Adels, der Bildung und geistigen Regsamkeit, welche die Welt überstrahlten; von hier ging Italiens Gesittung aus; von diesen Höhen herab stiegen Verfeinerung des Lebens, Anmuth, Kunstsinn, hohe Gesinnung und ritterliches Benehmen in die Ebene; hier trat italienische Tapferkeit hervor und hier fand die Wuth der Lombarden und Deutschen einen unübersteiglichen Damm.

Die Burg von Canossa wurde im Jahre 900 von Azzo von Toscana auf diesem sich weithin erstreckenden Felsen erbaut; er war es, der die Kaiserin Adelheid,

als sie aus dem Thurm von Garde, wo Berengar sie gefangen hielt, entfloh, bei sich aufnahm und deshalb eine drei und ein halbes Jahr dauernde Belagerung aushalten mußte. Da aber die Burg mit Waffen- und Mundvorrath reichlich versehen war, so gelang es Berengar nicht, sich ihrer zu bemächtigen, und er wurde nachher von Otto dem Großen geschlagen und gefangen genommen. Nachdem sein Sohn und Nachfolger Albert den lombardischen Thron bestiegen, belagerte er ebenfalls Canossa; indessen sah er sich nach zwei Jahren und drei Monaten vergeblicher Anstrengungen genöthigt, die Belagerung aufzugeben und zu gleicher Zeit das Königreich und Italien zu verlassen, aus welchem ihn die siegreichen Waffen des deutschen Bündnisses und des Herzogs Azzo verjagten.

In diesem Zeitalter tiefer Barbarei, das mehr als irgend ein anderes das eiserne genannt zu werden verdient, wurden alle bessern Sitten, sowie Künste und Wissenschaften von der rohen Gewalt unterdrückt, die an die Stelle des Rechts trat. Statt Anmuth und Zierde herrschte wilde Kampfeslust. Bei den von Stolz, Haß, Rache und Verrath hervorgerufenen ununterbrochenen und endlosen Streitigkeiten waren christliche Sanftmuth und Edelherzigkeit unbekannte Worte, und von der Burg Canossa gingen die ersten Strahlen einer der Menschheit mehr würdigen Erleuchtung aus. Von der Alpenhöhe seines Adlerhorstes, die Azzo in einen wahren Lustgarten umgewandelt hatte, sah er zu seinen Füßen die weiten Gefilde der Lombardei und Venetiens sich ausdehnen, auf denen allen noch die dichten Schatten der Rohheit und Barbarei lagerten; die Städte lagen

unter sich in steter Fehde, stürzten unaufhörlich eine über die andere her und suchten voll Erbitterung sich einander zu vernichten; auch befanden sie sich in stetem Kampf mit einer großen Menge von Zwingherren, die auf Bergeshöhen, in Thalschluchten, an der Ausmündung der Flüsse, auf steilen Abhängen und Felsenspitzen Raubnester erbauten, von welchen aus sie ihre Nachbarn beunruhigten oder die Reisenden ausplünderten.

Das hier von der Lombardei und Venetien Gesagte findet leider mit noch weit mehr Recht seine Anwendung auf den ganzen übrigen Theil von Unteritalien, wo das heiße Klima, die leichtere Verbreitung ansteckender Krankheiten, die Lebhaftigkeit des Blutes, so wie die unzugänglichen Schluchten der Appenninen, die Erbitterung in der Kriegführung, die Zerstörung der Städte und endlich eine größere, so oft vorgekommene Mordlust den durch die häufigen Kämpfe gelichteten und der Wuth der Vandalen, Gothen, Heruler und Sarazener immer zuerst ausgesetzten Bewohnern einen noch wildern und rauhern Charakter gaben. Rom selbst war nur noch ein Haufen Trümmer; seine Umgegend bot nur einen mit Gestrüpp, Haidekraut und Sümpfen bedeckten, öden und unangebauten Boden dar; seine Thore versanken in Schutt, seine Theater waren halb eingestürzt, seine Tempel verlassen, voller Schmutz und Graus; seine Einwohnerzahl, die zur Zeit seiner Macht vier Millionen Seelen überstieg, war so zusammengeschmolzen, daß sie die einer kleinen Stadt nicht erreichte. Und doch sah sich diese geringe Bevölkerung durch Empörungen und Bürgerkriege auf so wenige Wohnungen beschränkt, daß sie sich um ein erbärmliches Obdach in den zerfallenen

Theatern, Kurien und sonstigen öffentlichen Gebäuden stritten, wo sie wie Eulen und Eidechsen hausten. Monumente und Kaiserpaläste wurden in Bollwerke und Befestigungen umgewandelt, hinter welchen man sich verschanzte, um sich einander blutig zu bekämpfen. Mitten unter diesen Trümmern belagerte eine Partei die andere, rannte die Zugänge zu den Vesten mit Kriegsmaschinen ein und manchmal sanken Sieger und Besiegte zugleich unter den zusammenstürzenden Mauern oder kamen in den lodernden, ringsum ausgebrochenen Flammen um. Päpste wurden erwürgt, Konsuln hingemordet und Patrizier enthauptet. Heute zitterte die ganze Stadt unter einem lombardischen Herzog; morgen verjagte diesen ein toskanischer Markgraf oder sonstiger Anführer, und das römische Volk, immer dieselbe Mischung von Niedertracht und Größe, Habgierde und Großmuth, von Treusinn und Empörungsgeist, von Milde und Grausamkeit darbietend, gab sich unaufhörlich neue Herren, denen es sich nicht unterwarf, Tyrannen, die es zittern machte, Päpste, die es hochverehrte und verbannte, dann wieder unter Reuethränen zurückrief und deren Verbannung es durch Mord und Vernichtung an denen rächte, die die Schuld davon trugen oder sie gekränkt und verfolgt hatten. So war Rom im zehnten Jahrhundert und aus dieser Schilderung kann man entnehmen, wie es in dem übrigen Italien aussah.

All dieses Elend, welches die rohen Sitten und die Feindseligkeiten und mörderischen Parteikämpfe der fortwährend sich einander befehdenden Städte und Burgen hervorriefen, stieg noch durch das Verschwinden

alles Handelsverkehrs, der nahe und entfernte Völkerschaften einander nähert und befreundet. Die Landstraßen waren zerstört und unwegsam geworden; über Ströme und Flüsse gab es keine Brücken; die Ländereien lagen unangebaut und die aus Mangel an erforderlicher Ableitung stehenden Wässer verwandelten sich in Sümpfe, Teiche und schlammige Pfützen, woraus Mangel an Nahrungsmitteln, Hungersnoth und ansteckende Krankheiten entstanden. Der Hunger trieb Menschen an, sich wie gierige Schweine auf Eicheln zu stürzen und sich mit wilden Früchten, Thieren des Waldes und in sumpfigen Wässern lebenden Fischen zu nähren. Dazu kam noch, daß die Burgherren das Landvolk mit Abgaben und Frohndiensten erdrückten, es zwangen, mit der durch Jagd und Fischfang gemachten Beute ihren Tisch zu versehen, das Holz aus den Wäldern herbeizuschaffen, Botschaften nach entfernten Gegenden auszurichten, ihnen Kämpfer für den Krieg zu liefern und die Bastionen und Verschanzungen ihrer auf Felsenhöhen wie Adlernester liegenden Raubsitze zu bauen, wohin die Arbeiter Kalk und Stein nur auf dem eigenen Rücken wie Lastthiere bringen konnten und so ihren stolzen Gebietern mit Leib, Hab und Gut ihre Lehnspflicht leisten mußten.

Daß bei einem solchen bewegten und verwilderten Leben alle jene Künste der Bildhauerei, Malerei, Goldschmiederei, alle Gegenstände aus Metall zu gießen und die feinsten Webereien zu verfertigen, nicht gepflegt werden konnten, ist leicht einzusehen. Alles, was man hervorbrachte, war grob und roh gearbeitet; man hatte keinen Begriff von den Verfeinerungen eines gebildeten

Volkes. Tugend, Adel und Gerechtigkeit bestanden darin, einen starken Helm, einen für den Speer undurchdringlichen Panzer, ein scharfes Schwert, eine tüchtige Streitaxt und spitze Lanze und dazu einen kräftigen Arm, breite Schultern und eine starke Brust zu besitzen. Die Wissenschaften waren in der öffentlichen Achtung so tief gesunken, daß Ritter, Könige und Kaiser es sich zum Ruhm anrechneten, weder lesen noch schreiben zu können; zur Vollziehung ihrer Befehle und Verordnungen waren sie genöthigt, sich eines mit Dinte oder Lampenruß geschwärzten hölzernen Stempels zu bedienen, den sie unter ihren Urkunden abdruckten. An jeder Hauptkirche und jedem Gerichtshofe gab es Schreiber, welche die öffentlichen und Privatverträge aufsetzten, was aber in so barbarischem und von fremdartigen Ausdrücken strotzendem Latein geschah, daß sie heut' zu Tage beinahe unverständlich sind.

Die Weltgeistlichkeit erhob sich fast gar nicht über die allgemeine Unwissenheit; die meisten Priester waren kaum im Stande, Chorbuch und Missal zu lesen, und es galt für ein Wunder, wenn sie ihren Namen schreiben konnten. Um die heiligen Weihen zu empfangen, war es hinreichend, das sogenannte Athanasische Glaubensbekenntniß auswendig zu können; darauf beschränkte sich ihr ganzes theologisches Wissen. Das Licht der göttlichen und menschlichen Wissenschaften leuchtete nur noch in einigen Klöstern des heiligen Benedikt, aus welchen die Päpste, Bischöfe und Prälaten der Kirche hervorgingen. Hätten die Mönche uns nicht den himmlischen Funken der Weisheit erhalten, vielleicht säßen wir zu dieser Stunde in tiefster Barbarei. Ungeachtet der Finsternisse,

welche die Welt damals einhüllten, fehlte es den Völkern zu ihrer Erleuchtung nicht an einem lebendigen Glauben und die abendländische Christenheit sah in ihrem Schoße noch nicht jene Ketzereien entstehen, welche die Kirche des Orients zerspalteten; auch ging zu dieser Zeit ein allgemeiner Wahn, der nicht wenig zur Befestigung des religiösen Eifers beitrug, nämlich, das Jahr 1000 werde das Ende der Welt herbeiführen, Himmel und Erde einstürzen und der ewige Richter der Lebendigen und Todten erscheinen. Dieser Wahn übte aber andererseits auch einen schlimmen Einfluß auf rohe und unwissende Seelen aus, da er sie in Muthlosigkeit und Gleichgültigkeit stürzte; sie fühlten sich wie erstarrt und für Alles abgestumpft und thaten nichts, um aus diesem elenden Zustande herauszukommen, der, wie sie meinten, ohnehin bald aufhören werde; deshalb gaben sie sich nicht die Mühe, die Aecker zu bestellen, die Flüsse zu dämmen, dünstende Moräste auszutrockenen und Kirchen und eigene Wohnungen auszubessern.

Wenn man diese seltsamen und von unsern Vorstellungen so abweichenden Dinge liest, glaubt man zu träumen, und man ist bei dem Gedanken an diese unselige Zeit geneigt, sich die damalige Welt in eine eben so dunkle, wirkliche Nacht versunken zu denken, wie es ihre geistige Verfinsterung war, denn man bringt das innere geistige Licht gerne in Verbindung mit dem äußern Licht des Tages. Es war aber nach unserer Ansicht gerade das Gegentheil der Fall, denn geben wir auch zu, daß Unwissenheit jene Zeit beherrschte, so hatte doch das einfach Natürliche und Wahre nicht alle seine Rechte verloren, wie es in unsern Tagen der Fall ist,

wo falsche Lehren überall eine unendlich weniger nachtheilige Unwissenheit zu verdrängen sich bemühen, wo das Erkünstelte für Natürlichkeit gilt, alle Einfachheit schwindet und durch falschen Schimmer Alles entstellt wird. Die Natur, die sich zu jenen Zeiten ungeschminkt und ganz so gab, wie sie war, hat sich in unsern Tagen vor einer nur durch künstliche Mittel zusammengehaltenen Gesellschaft zurückgezogen, welche die zu allermeist aus der Natur selbst hervorgegangenen bürgerlichen und häuslichen Gesetze über den Haufen geworfen und dabei von dem nagenden Wurm des Unglaubens, jener Unwissenheit der unedelsten Art, unterwühlt wird.

Kehren wir nun wieder nach Canossa zurück.

Herzog Azzo versammelte in seinem Schlosse die Blüthe des Adels seiner Zeit. Sein Ehegemahl war die sanfte Hildegarde, eine mit Liebreiz, Anmuth und Tugend ausgeschmückte, fromme, gebildete und kluge Fürstin. Sie war es, die Azzo antrieb, das ausgedehnte Kloster Bressello am Po zu erbauen, welches er mit einem reichlichen Einkommen zu dem Zwecke versah, daß in demselben die Landbewohner in der Urbarmachung und Rodung des Bodens, im Austrocknen der Moräste und Sümpfe, sowie in Anlegung von Deichen und Dämmen unterrichtet werden sollten, um so überhaupt den Ackerbau zu fördern und für Entwicklung der Dörfer und Weiler Sorge zu tragen. Zwei Söhne beglückten die Ehe dieser edlen Gatten, von denen der eine, Theobald,. Azzo in der herzoglichen Würde folgte und der andere, der große Gottfried, Bischof von Brescia, war.

Theobald war ein muthiger und unter allen seinen Zeitgenossen berühmter Fürst, der das väterliche Erbe beträchtlich vermehrte, den Frankreichs und Deutschlands Könige zu ihrem Bundesgenossen wünschten und dessen thätige Hingebung der heilige Stuhl dadurch anerkannte, daß er ihn mit Ferrara belehnte. Da er mit hoher Tapferkeit und Edelsinn eine große Frömmigkeit verband, so gründete er zwischen dem Po und dem Lirone die berühmte Abtei des heiligen Benedikt, nach welcher sich die gelehrtesten, frömmsten Männer hinzogen und für welche die Markgräfin Mathilde später eine so große Vorliebe bewies, daß sie in der dortigen Kirche wollte begraben werden. Ihre sterbliche Hülle hat daselbst mehr als fünfhundert Jahre lang geruht, bis zur Zeit, wo Papst Urban der Achte sie in feierlichem Zuge nach dem Vatikan bringen ließ, in welchem sie eine Grabstätte neben denen der Päpste, nahe am Altare des heiligen Petrus hat, als dessen fromme Dienerin und heldenmüthige Kämpferin sie sich allzeit bewährt und dem sie in großartiger Weise ihr ganzes Besitzthum vermacht hat. Ihr Großvater Theobald hatte in das Herz dieser edlen Fürstin die ersten Keime jener Anhänglichkeit und innigen Liebe gelegt, die sie antrieb, ihr ganzes Leben zur Aufrechthaltung und Vertheidigung des heiligen Stuhles zu verwenden.

Aus Theobald's Ehe mit der liebreichen, frommsinnigen Guillia gingen drei Söhne hervor, die sich eines solchen Ursprungs würdig zeigten: Theobald, Bonifaz und Conrad. Nachdem Letzterer Wunder der Tapferkeit in der Schlacht von Coviolo bei Reggio an Tag gelegt, wo er das Heer des lombardischen Bundes schlug,

starb er noch ganz jung zu Reggio an den Folgen einer in dieser denkwürdigen Schlacht erhaltenen Wunde. Seine Brüder Theobald und Bonifaz beweinten ihn bitterlich. Ersterer weihte sein Leben Gott und zeichnete sich durch seine Hirtentugenden und die himmlische Reinheit seiner Sitten aus.

Es war damals eine ganz unglückliche Zeit. Ein großer Theil des Klerus war in Rohheit versunken und scheute sich nicht, die Gebote der Enthaltsamkeit und Eingezogenheit zu übertreten; vergebens erschöpfte sich die heilige Kirche in Anstrengungen, um ihre Priester zu milden Sitten zurückzuführen; sie trugen lieber einen Panzer, als einen Chorrock, und handhabten lieber Schwert und Streitkolben, als sie mit dem Kreuze umgingen, ja sie achteten sogar nicht mehr die des unbefleckten Lammes so würdige Tugend heiliger Reinheit. Auch den so keuschen und sittenreinen Theobald, als er Bischof von Arezzo geworden, wollten von verderblichem Weltsinn verblendete treulose Freunde und Rathgeber unter fälschlicher Vorspiegelung scheinbarer Gründe verführen, der Ehelosigkeit zu entsagen. Er aber, von heiligem Eifer angetrieben, ließ sich ein brennendes Kohlenbecken bringen, legte die Hand darauf und sprach: „Seht, ich Unglückseliger vermag nicht einmal diese schwache Flamme einen Augenblick zu ertragen, und ich soll mich den ewigen Flammen des Abgrundes, den Qualen der Hölle, dem von den unaufhörlichen Blitzstrahlen des ewigen Zorns angezündeten und geschürten Feuer aussetzen! Weg von mir jegliche Verlockung! Kann der Leib eines Gesalbten Gemeinschaft haben mit dem Unreinen? Dürften diese in irgend einer Weise verunrei-

nigten Hände es wagen, das Lamm Gottes, die Reinheit der Himmel und die lautere Quelle, aus welchem die Strahlen des Lichtes hervorgehen, anzurühren? Mag dieser mein Leib untergehen, wofern er nur unbefleckt bleibt! Mag mein Fleisch zerfallen, wenn ich nur meinem Gelübde treu bleibe! Was kann mich dieses sterbliche Dasein kümmern, wenn ich hoffen darf, wonneberauscht von der göttlichen Liebe, ewig zu leben?"

Der fromme Bischof hielt viel auf den Kirchengesang und suchte ihn zu befördern, worin er durch einen ihm befreundeten Mönch von Pomposa unterstützt ward. Dieser, unter dem Namen Guido von Arezzo bekannte Klosterbruder erfand eine neue Notenleiter und Gesangmethode und trug dadurch zur Wiederherstellung und Hebung des heiligen Gesanges und der Tonkunst überhaupt außerordentlich viel bei. Theobald war in Canossa von seiner Großmutter Hildegarde und seiner Mutter Guillia erzogen worden, und diese gottesfürchtigen und tugendhaften Frauen hatten den Sinn für das Höhere, Sittliche und Reine in ihm erweckt, und er selbst bemühte sich in der Folge, einen gleichen Sinn für alles Edle hervorzurufen, wodurch er auf die Bewohner des tuskischen Gebietes segensreich einwirkte. Sein Beispiel übte auch einen wohlthätigen Einfluß auf den hohen Geist seiner Nichte Mathilde aus, die sich unter allen Fürstinnen ihrer Zeit ebenso durch ihre Herzensreinheit wie durch ihren hochherzigen Charakter und geistige Begabung auszeichnete.

Canossa war aber nie größer und blühender, als unter der Regierung des erlauchten Bonifaz, des groß=

müthigsten und mächtigsten der italienischen Herzöge. Er verwendete auf die Vergrößerung des Schlosses außerordentlich hohe Summen und machte aus demselben die herrlichste seiner Besitzungen. Mantua war zu jener Zeit nur noch ein zwischen dem See und dem Po eingeengter großer Platz. Die früheren Mauern und Thürme der Stadt waren geschleift worden und ihre Gräben umschlossen nur noch eine aus nebeneinander eingerannten Pfählen bestehende Wehr. Canossa dagegen war der Mittelpunkt und Sitz von Bonifaz's Herrschaft geworden und gewann an Macht, da die weiten Ebenen Italiens ringsumher zu seinem Gebiete gehörten. Von Bologna nach Verona, von Piacenza nach Ferrara sahen alle edlen Städte der Ebene ehrfurchtsvoll nach dem steilen Felsen hin, auf dessen Spitze die stärkste Veste des Landes stand. Ganz Toscana, ein großer Theil von Ligurien, Umbrien und das Gebiet von Pisa waren ihm tributpflichtig, und seine Macht erstreckte sich bis Viterbo am Fuße des Berges Ciminus. Obgleich vor und seit Theobald's Tod die Grafen und Burgherren des ganzen Landes Bonifaz als ihren Lehnsherren erkannten und ihm Treue und Lehnspflicht schworen, auch Könige und Kaiser Verträge mit ihm schlossen und ihn als Ihresgleichen behandelten, so wollte er doch keinen andern Titel annehmen, als den eines Markgrafen, den noch heut zu Tage die erlauchte Familie der Canossa in Verona, die würdige Erbin der hohen Frömmigkeit und Ritterlichkeit ihrer Vorfahren, trägt.

Bonifaz fand in der Kammer seines Vaters zwölf mit Gold angefüllte große hirschlederne Säcke, die er

zur Verschönerung und Befestigung des Schlosses zu Canossa, zur würdigen Aufnahme der bei ihm einkehrenden Fürsten, zur Vergrößerung seiner Paläste, Anlagen, Zeughäuser, sowie zur Vermehrung seiner Falken und auf seine in der Umgegend liegenden Landhäuser und Burgen verwendete. Er verstärkte und verbesserte die uneinnehmbaren Befestigungswerke von Bianello, Rossena, Nogara, die Verona beherrschen, so wie die von Sorbara, durch welche Modena gedeckt wird. Er begünstigte die Künste und Wissenschaften und zog gelehrte und geschickte Leute nach Canossa, damit sie seine junge Tochter Mathilde in allen ihren Kenntnissen unterrichten sollten.

Zeichnete sich aber dieser Gebieter vor allen Fürsten der Christenheit durch seine Großmuth und Hochherzigkeit aus, so kam ihm auch in ganz Italien keiner an Muth und Tapferkeit gleich; er war dabei von so hoher Leibesgestalt, daß er die größten Leute um eine Kopfhöhe überragte. Als Kaiser Conrad die Stadt Parma, die sich gegen ihn empört hatte, belagerte, ließ er am 25. Dezember 1037 Sturm auf sie laufen. Die Belagerten schlugen aber denselben ab und thaten einen kräftigen Ausfall, so daß der Kaiser sich genöthigt sah, den mächtigen Bonifaz um Beistand anzusprechen, worauf dieser an der Spitze seiner Mannen gegen die Aufständigen heranrückte, sie schlug und bis an ihre Verschanzungen zurückdrängte, daß sie sich in größter Verwirrung in die Stadt flüchten mußten, in welche Bonifaz über ihre Leichname eindrang und sie einnahm.

Eine nicht weniger berühmte Waffenthat vollbrachte er in Burgund. Kaiser Conrad belagerte die stark be=

festigte Stadt Morat; die Burgunder bestanden aber tapfer alle Kämpfe und setzten ihm einen hartnäckigen Widerstand entgegen, so daß der Kaiser daran verzweifelte, sie mit seinem eigenen Heere allein zu besiegen. Da ließ er den Markgrafen bitten, ihm mit seinen Lombarden Beistand zu leisten, worauf Bonifaz herbeieilte, die Seinigen in einiger Entfernung von dem kaiserlichen Lager aufstellte und dem Kaiser rieth, mit seinen Kriegern abzuziehen und eine Stellung an dem Fluß Sorine einzunehmen, da er die Stadt allein angreifen wolle. Conrad gab ihm Gehör und zog mit seinem Heere ab. Als die Burgunder den Kaiser das Lager aufheben und sich von den Mauern der Stadt entfernen sahen, kamen sie hinter ihren Wällen in großen Haufen hervor und wollten sich in den Feldern zerstreuen, um Futter für ihre Pferde einzusammeln; da sie aber erfuhren, der Markgraf von Canossa rücke mit seinen Lombarden heran, beschlossen sie, seine Schaaren zu umzingeln, und machten sich große Hoffnung auf reiche Beute. Während sie sich also verbreiteten, gab Bonifaz plötzlich ein Zeichen zum Angriff, stürzte mit seinem wohlgeordneten Heere mit solchem Ungestüm auf die Burgunder los, daß sie nicht Widerstand zu leisten vermochten und unter starkem Verluste die Wälle ihrer Stadt zu erreichen suchten, um sich hinter denselben zu verschanzen. Aber der Markgraf folgte ihnen mit seinen Lombarden auf dem Fuße, Alles vor sich niederstürzend, und drang mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt ein, auf deren Bollwerk er sein Banner aufpflanzte und sich ihrer bemächtigte. Nachdem er darauf die Schlüssel derselben dem Kaiser übersandt, der sie in Besitz nahm, kehrte

er wieder nach Italien zurück. Hier lebte er auf seinem geliebten Schlosse Canossa noch lange Jahre, seinen Ruf als reichsten und mächtigsten Fürsten des Abendlandes aufrecht haltend und in Großmuth und Prachtliebe mit Königen wetteifernd.

Nach seinem Tode regierte seine Gemahlin Beatrix die Staaten ihrer Tochter Mathilde und erhob sie zu solcher Macht, daß, als Kaiser Heinrich der Vierte, der gegen Papst Alexander die Waffen ergriffen und den Gegenpapst Cadolaus gegen denselben aufgerufen hatte, ihr Gebiet mit Krieg überzog, sie im Stande war, seinen Angriffen zu widerstehen. Beatrix stellte sich selbst an die Spitze ihres Heeres und neben ihr ritt, vollständig gewappnet, ihre Tochter Mathilde, die in dem Treffen mit den lombardischen Rittern, den Anhängern des Gegenpapstes, die größte Tapferkeit an Tag legte, muthvoll mit Schwert und Lanze kämpfte und mehr als einen ihrer stolzen Gegner in den Staub streckte.

Als Beatrix mit ihrer geliebten Tochter nach Canossa zurückgekehrt war, schien sich der Glanz ihres Hofes noch zu vermehren, denn von allen Seiten Italiens eilten die Fürsten und Großen herbei und wetteiferten mit einander in Pracht und Ansehen, während die Blüthe der Vorsteher der heiligen Kirche demselben durch ihre Tugenden und hohe Weisheit einen noch höhern Schmuck verliehen. Nach so vielen glorreichen Thaten starb die Herzogin Beatrix endlich in Pisa, wo sie mit aller Pracht begraben wurde. Außer unermeßlichem Reichthum und der größten Macht hinterließ sie

Mathilden das noch kostbarere Erbtheil ihrer Beispiele und Tugenden, ihres Muthes und ihrer Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und jener erhabenen Gerechtigkeitsliebe, die später aus Mathilden die erlauchteste Heldin machte, deren Italien sich zu rühmen hat.

Die vorhergehende Einleitung war zum Verständniß unserer Erzählung nothwendig. Wenn wir die Barbarei, Unwissenheit und Rohheit der Zeiten vor Mathilde in großen Zügen zusammenfaßten, war es unsere Absicht, zu zeigen, wie von Canossa aus über ganz Italien neue Keime der Civilisation ausgingen, die sich schon unter Azzo's Regierung entwickelten, unter Theobald's Herrschaft und noch mehr unter der Bonifaz's heranreiften und ihre ersten Blüthen trugen, dann unter Beatrix's weiser Leitung sich noch mehr kräftigten, bis sie endlich durch Mathilde zur vollen Kraft gelangten und jene bewunderungswürdigen Früchte hervorbrachten, die im dreizehnten Jahrhundert durch die Vereinigung von Weisheit, Tapferkeit und Gesittung Italien seine ganze Größe erreichen ließen.

Von Canossa gingen die ersten Strahlen jener Sittenveredlung aus, die später wie eine glänzende Sonne die Finsternisse des Abendlandes verscheuchen und die Welt mit dem hellen Lichte, das sie noch jetzt erleuchtet, erfreuen sollte. Man kann ohne Uebertreibung sagen, Canossa war die Wiege der feinern Sitte und der Zufluchtsort der von Italiens Tyrannen verbannten Edlen; die Stätte, wo die aus ihrer vormaligen Rohheit sich erhebenden Künste eine hochherzige Aufnahme fanden; der Sammelplatz der auswärtigen

Fürsten, die an Mathildens Hof kamen, um wahre Ritterlichkeit, edlen Anstand, echte Bildung und Zierlichkeit der Rede zu lernen und sich in allen Tugenden und Wissenschaften zu üben, die den Menschen wahrhaft veredlen, den schönsten Reiz des Lebens ausmachen, Geselligkeit und Umgang verschönern, die Sittlichkeit heben und Geist und Herz zieren und sie zu hohen und heiligen Dingen anfeuern — kurz, Mathildens Hof war ein Abglanz aller Tugenden, ein Kampfplatz, auf dem sich die heldenmüthigste Frömmigkeit zeigte, die nicht aufhörte, mit christlicher Unerschütterlichkeit und Standhaftigkeit der heiligen Kirche ihre Verehrung zu beweisen und sie zu vertheidigen, als sie von dem wüthendsten Verfolger, der jemals gegen sie aufgestanden, angegriffen, beschimpft und unterdrückt ward.

Zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, war der heilige Papst Gregor der Siebente von Rom nach der Lombardei abgereist. Von hier aus wollte er sich über die Alpen nach Augsburg begeben, wo sich um Lichtmeß die deutschen Fürsten versammeln sollten, um in Gegenwart des Papstes und Angesichts des ganzen Reichs die Sache des sich gegen die Kirche auflehnenden und Deutschland unterdrückenden Kaisers Heinrich des Vierten zu verhandeln. Als die italienischen Großen die Abreise des Papstes von Rom erfuhren, luden sie ihn mit edlem Wetteifer ein, unterwegs in ihren Schlössern abzusteigen. Auch die Markgräfin Mathilde zeichnete sich bei dieser Gelegenheit aus; sie sandte eine Anzahl Ritter und Herren, um den heiligen Vater, sobald er seinen Fuß auf das toscanische Gebiet setzen würde, zu bewillkommnen und ihn dann unter einer starken

Schutzwache auserlesener Krieger nach Canossa zu begleiten.

Sobald sich das Gerücht verbreitet hatte, daß der Papst bei der Markgräfin Mathilde einkehren würde, eilten, obgleich die Jahreszeit schon vorgerückt und die Alpenpässe mit Schnee und Eis bedeckt und beinahe ungangbar waren, die angesehensten Fürsten und Edlen aus Burgund, Frankreich und Italien nach Canossa, begierig, dem Vater der Christenheit die Füße zu küssen und seinen Segen zu empfangen. Unter Andern sah man auch allda die Markgräfin von Ferrara, Azzo von Este, Hugo den Abt von Cluny und die Markgräfin Adelheid von Susa mit ihrem Sohne Amadäus.

Die Markgräfin von Susa trug nicht wenig zum Glanze des Hofes von Canossa bei, denn sie war eine der erlauchtesten Fürstinnen Italiens und ihr hat das Haus Savoyen seine wesentlichste Vergrößerung zu verdanken. Daher unterließ Mathilde auch nichts, ihr, so wie auch den übrigen auf dem Schlosse eingetroffenen Großen den Aufenthalt angenehm zu machen. Zu den Hauptvergnügungen der Fürsten und Herren gehörte aber die Falkenjagd, an welcher die angesehensten Edelfrauen Theil nahmen, indem sie auf prächtig geschirrten Zeltern in der Nähe der Flüsse, Seen und Teiche, wo sich die Kraniche, Reiher, wilden Gänse und andere Vögel am gewöhnlichsten aufhielten, einher ritten und hier sich nach Herzenslust dem Vergnügen der Falkenbeize überließen.

An dem Tage, wo unsere Erzählung beginnt, hatten die Ufer des Enzio eine reiche Jagdbeute geliefert und

die vier Falkoniere Gunzone, Markulf, Witbod und Goldast wurden deshalb von Mathilde, der Markgräfin Adelheid, so wie von den übrigen Herrschaften gar sehr gelobt. Die Ritter und Barone fanden ein besonderes Vergnügen an dieser Beschäftigung und unterließen nicht, die von ihnen gemachte Beute den Damen zu Füßen zu legen und ihnen die bestandenen Jagdabenteuer zu erzählen. Am glücklichsten war die schöne und holdselige Yolanda gewesen, denn sie hatte auch eine seltene Geschicklichkeit in der Vogelbeize bewiesen und, vom alten Gunzone begleitet, wußte sie jedesmals den rechten Augenblick wahrzunehmen, wo sie ihrem Sperber die Kappe abnahm und ihn auffliegen ließ, so daß sie bald die reichste Beute erhielt. Wirklich hatte sie allein an diesem Morgen zwei Reiher, drei Fasanen, eine wilde Gans, einen Schwan und fünf Enten gefangen, die sie lächelnd vor der Markgräfin Füße niederlegte; die ganze Gesellschaft erschöpfte sich in Yolanda's Lob, der als der geschicktesten Falkenjägerin der Preis des Tages zuerkannt wurde. Sie lehnte aber bescheiden jedes Lob von sich ab und schrieb den ganzen Erfolg der Erfahrung und Geschicklichkeit des sie begleitenden alten Jägers zu. Aller Anwesenden Blicke waren auf sie gerichtet und Einer fragte den Andern, wer diese liebreizende, anmuthvolle und dabei so demüthige Jungfrau sei, besonders aber war es ein deutscher Ritter von hoher und edler Gestalt, dessen feuriges Auge fortwährend auf ihr ruhte, und der in ihren Anblick ganz versunken zu sein schien.

Yolanda trug ein rothes Sammetkleid, das vorne herab mit Perlenschnüren besetzt war; ihre Kopfbedeckung

bestand aus einem scharlachrothen, silberdurchstreiften Barett mit einer zierlich auf die Seite herabfallenden weißen Straußfeder darauf. Bei der Rückkehr von der Falkenbeize ritt sie hinter der Markgräfin Mathilde; zu ihrer Linken befand sich auf seinem stolzen Rosse der Markgraf von Ceva und zu ihrer Rechten der junge deutsche Ritter, dessen wir eben erwähnten, und der, ohne ein Wort zu sagen, voll seligen Entzückens nach der reizenden Jungfrau hinsah.

Drittes Kapitel.

Yolanda.

Am Vorabend der heiligen Lucia im Monat Dezember hatte die Markgräfin Mathilde nach Landessitte ihren eigenen Hofleuten sowie den fremden Rittern und Herren, die von nah und fern nach Canossa gekommen waren, um allda die Ankunft des Papstes zu erwarten, kostbare und zahlreiche Geschenke gemacht. Die edlen Gäste waren in den geräumigen Hallen des Palastes versammelt und suchten bei der Länge der Winterabende einen Zeitvertreib im Spiel oder in angenehmer Unterhaltung. Die Hoffräulein der beiden Markgräfinnen Mathilde und Adelheid hatten sich in den nach den innern Höfen ausgehenden Gemächern zusammen gefunden, wo sie mit Spielen, Schäckern und Singen den Abend zubrachten oder sich einander Wundermähren aus alter Zeit erzählten. In einem ganz abgelegenen Gemache und fern von jedem Geräusche saßen die beiden hohen Frauen Mathilde und die Markgräfin von Susa und unterhielten sich über die bedenkliche Lage, in welche der Kaiser durch sein treuloses Verfahren gegen die Kirche und seine gegen die

Sachsen und andere seiner Unterthanen bewiesene Härte gerathen war. Wirklich hatten die deutschen Churfürsten und Großen in einer Tagsatzung zu Oppenheim die Erklärung abgegeben, daß, wenn Heinrich nicht in Jahresfrist sich der Kirche unterworfen und einen Eidschwur abgelegt, das Land mit Menschlichkeit und Gerechtigkeit regieren zu wollen, sie ihn absetzen und einen andern an seine Stelle wählen würden. Unterdessen hatten sie den Papst bitten lassen, auf den Festtag des 2. Februar nach Augsburg zu kommen, um in eigener Person die Klagen des unterdrückten Volkes anzuhören und nach Lage der Angelegenheiten ein endgültiges Urtheil zu sprechen.

Ein besonderer Gegenstand der Bewunderung war aber für die beiden erlauchten Freundinnen das heilige Leben und die feste Standhaftigkeit Gregor's, der für die Sache der Gerechtigkeit es nicht scheute, den Mühseligkeiten einer so langwierigen und beschwerlichen Reise Trotz zu bieten, ungeachtet der strengen Jahreszeit und seiner wankenden Gesundheit, die durch die ihm von seinen Feinden bereiteten unaufhörlichen Qualen und Unruhen tief untergraben worden war. Da ließ sich ein sanfter Gesang aus einem der in der Nähe befindlichen Gemächer vernehmen. Die Freundinnen stellten ihre Unterhaltung ein und lauschten den süßen Tönen, welche so plötzlich die tiefe, ringsum herrschende Stille unterbrachen. Das Lied wurde von dem Saitenspiel einer Harfe begleitet, und die bald sanften, bald kräftigen Klänge voll süßer Schwermuth drangen tief zum Herzen. Im Tone der Stimme lag etwas Tiefsinniges und eine wehmüthige Sehnsucht, die in jedes

fühlenden Menschen Brust einen Widerhall findet und zur herzlichsten Theilnahme auffordert. Das Lied lautete, wie folgt:

Einsamkeit, dir will ich's klagen,
Was mein armes Herz erfüllt.
Wie vermöcht' ich's sonst zu tragen,
Und der Schmerz blieb' ungestillt.

Ach, die Heimath muß ich meiden,
Wo die Burg der Väter stand;
Und als Kind schon sah ich scheiden,
Was vom Glück ich kaum gekannt.

Fern von meinen theuren Lieben
Leb' ich freud- und hoffnungslos,
Denn mir ist ja nur geblieben
Der Verbannung traurig Loos.

Dennoch will ich nicht verzagen,
Gott verleiht Vertrauen mir;
Er vernimmt des Kindes Klagen
Und beschützt es für und für.

Du, die auf empörtem Meere
Hörest des Piloten Fleh'n,
Laß auch mich, o Heil'ge, Hehre!
Nicht im Sturme untergeh'n.

Als diese letzten Worte, in denen sich die Frömmigkeit und Hingebung einer Seele aussprach, die ihre Hoffnung, ihren Schmerz und ihr ganzes Geschick allein in Gottes Hand legt, verklungen waren, wendete sich die bis zu Thränen gerührte Markgräfin Adelheid

zu Mathilden und sprach: „O sage, geliebte Freundin, wer ist's, der dieses sanfte Klagelied singt?“

„Es ist meine liebe Yolanda,“ erwiderte Mathilde.

„Was, jene schöne Jungfrau, die sich neulich bei der Falkenjagd so sehr auszeichnete? Sie hat also alle Gaben empfangen, mit welcher die Natur ihre Lieblinge nur ausstatten kann? Mit Anmuth und Liebreiz vereinigt sie ein so eingezogenes Wesen und solche Anspruchslosigkeit, daß sie auf den ersten Blick für sich einnimmt; alle Edelfrauen dieses Hofes können sie nicht genug rühmen und stellen sie als ein Muster der Sittsamkeit und Demuth auf. Ich selbst kann, wenn ich auf der Emporbühne deiner Kapelle bin, nicht genug ihre Andacht und Gottseligkeit bewundern, ja ich muß dir nur gestehen, liebe Mathilde, wenn ich sie so in Gott versunken sehe, fühle ich mich selbst dadurch gehoben und glaube frömmer zu sein, als sonst. Sie zieht die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes auf sich und der Markgraf von Saluzzo, sowie der Graf Raconizi haben sich schon mehrmals bei dem Bischof von Reggio und dem Grafen von Parma nach der Herkunft des fremden Edelfräuleins erkundigt, aber Niemand konnte Auskunft geben. Man erfuhr nur, daß sie von Mantua hierher gekommen und man wohl an ihrem würdevollen Auftreten sehen könne, daß sie von hoher Geburt sei. Ist sie wirklich eine Italienerin oder stammt sie aus Lothringen?“

„Nein, liebe Adelheid, sie ist aus Deutschland, allein ich habe sehr wichtige Gründe, ihre Herkunft geheim

zu halten, doch scheue ich nicht, dir Einiges über sie mitzutheilen. Ja, die Jungfrau ist von hoher Geburt, denn ihr Vater ist der Burggraf von Magdeburg und ihre Mutter eine Tochter des Herzogs von Gröningen, eine tugendhafte und unerschrockene, ihrem Gemahl treu ergebene Frau. Der Burggraf Pandolf behandelte seine Unterthanen mit Milde und Gerechtigkeit und lebte in Frieden, da wurde durch das Auftreten des Gegenpapstes Cadolaus, den die Hölle selbst herauf zu beschwören schien, die Fackel der Zwietracht in das Herz der Kirche geschleudert, und es erhob sich der Parteigeist in allen Ländern der Christenheit. Pandolf hatte sich als frommsinniger und echt katholischer Mann auf Seite des Rechts und der Gerechtigkeit geschlagen, indem er die Sache des Papstes Alexander frommen Andenkens unterstützte. Das ganze deutsche Volk und namentlich Sachsen bewies seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an den Stuhl des heiligen Petrus, während sich einzelne Große für den Gegenpapst erklärten, um sich dadurch die Gunst des jungen Kaisers zuzuziehen. Auch der Markgraf von Brenabor hielt es mit dem deutschen König und gerieth mit Pandolf in Streit, weil er ihm zumuthete, sich zur Partei des Afterpapstes zu schlagen. Da aber der Burggraf ein solches Ansinnen entschieden abwies, so rückte der Brenaborer mit einem zahlreichen Heere gegen ihn an. Pandolf raffte alle seine Streitkräfte eiligst zusammen, setzte über die Elbe und zog seinem Angreifer bis zur Burg Camink entgegen, um den Kampf auf feindliches Gebiet zu verlegen. Der Zusammenstoß war blutig; Pandolf stürzte sich mit heldenmüthiger Tapferkeit in die Reihen der Feinde und schon begannen diese zu weichen und ihm den Sieg zu

überlassen, da bricht eine Schaar Reisiger des mit dem Markgrafen von Brenabor heimlich verbündeten Grafen von Dessau aus einem Hinterhalt hervor, fällt den Magdeburgern in die Flanken und trennt ihre Reiterei. Pandolf wurde umzingelt, erhielt mehrere Lanzenstiche, daß er vom Rosse stürzte und als Gefangener in die Hände seiner Feinde fällt, während die Seinigen in Unordnung gerathen und die Flucht ergreifen.

Als die Burggräfin Adeltrudis, seine Gemahlin, ein Häuflein der Ihrigen zum Theil verwundet und in einem Zustande der Niedergeschlagenheit zurückkommen sieht, ohne ihren Eheherrn darunter zu erblicken, überfällt sie ein solcher Schrecken, daß sie zu sterben vermeinte. Mit hastiger Angst befragte sie die Krieger, allein keiner konnte ihr Auskunft geben, was aus Pandolf geworden. Da raffte sich die arme Frau, die mit ganzer Seele an ihrem Gatten hing, auf und begab sich zu ihrem Schwager Guinisis, dem jüngern Bruder des Burggrafen, einem edeldenkenden und tapfern Ritter, den Krankheit abgehalten hatte, am Zuge gegen den Brenaborer Theil zu nehmen, und forderte ihn auf, mit ihr ihren Gatten aufzusuchen, um sich zu überzeugen, ob er noch am Leben sei. Sie machten sich gleich andern Tages, als Pilger verkleidet, früh Morgens auf, setzten in einem Nachen über die Elbe und erreichten bei Sonnenuntergang das Schlachtfeld. Hier sahen sie, welche Niederlage der Burggraf mit seinen Rittern und Reisigen den Brenaboren Anfangs beigebracht, und als sie an die Stelle des Hinterhalts gekommen, erkannten sie in den haufenweise da liegenden Gefallenen die Ihrigen. Sie ging von Einem zum Andern, hob

die noch geschlossenen Visiere auf und überzeugte sich, wie viele von diesen Getreuen hier den Tod für ihren Gebieter gefunden, ja sie fand sogar den von einem Leopardenkopf überragten Helm mit blutigem Federbusch, den Pandolf in der Schlacht getragen, aber von ihm selbst war keine Spur zu finden.

Voll unsäglichem Schmerz trat sie in die umherliegenden Hütten und Wohnungen, drang in Scheunen und Ställe, erkundigte sich bei den Landleuten und allen denen, welche die Begierde nach Beute auf den Wahlplatz gezogen hatte — doch Alles vergeblich. Da schlich sie sich in die Burg Kamink, drang bis in die mit Kranken und Verwundeten angefüllten Säle, sah in eines Jeden Züge, bis sie zu einem jungen sächsischen Ritter kam, den sie wiedererkannte. Sie bat ihn, ihr Kunde über den Burggrafen zu geben, worauf der Schwerverwundete sein todtenbleiches Angesicht nach ihr hinwandte und mit kaum vernehmlicher Stimme sprach: „Mein unglücklicher Gebieter war schon des Sieges so gut als gewiß, da fielen die treulosen Dessauer mit Einem Mal ihm in den Rücken; er wurde verwundet und stürzte vom Pferde; man bemächtigte sich seiner und ohne Zweifel hat man ihn nach Brenabor geführt. Aber um Gottes Willen, hohe Frau, flüchtet von hier, denn würdet Ihr erkannt, so wäre nichts sicherer, als daß man euch in die Kerker des grausamen Feindes der Kirche schleppen und euch eure Liebe zu eurem Gemahl schwer büßen lassen würde. Solltet Ihr meine arme Mutter antreffen, so habet die Güte, sie zu trösten und ihr zu sagen, daß ich für die Sache des Stellvertreters Christi und meines geliebten Herrn gestor-

ben bin, denn der Tod wird nicht lange mehr — ich fühle es — auf sich warten lassen.

Die trostlose Adeltrudis kehrte nach Magdeburg zurück, wo sie bald nachher erfuhr, ihr Eheherr befinde sich als Gefangener in Brenabor in Haft und zwar in der dortigen Abtei, unter der Pflege der frommen Mönche, die allein der Heilkunst kundig waren; er werde aber bald von seinen Wunden hergestellt sein. Bei dieser Nachricht schickte die Burggräfin Abgesandte an den Markgrafen, um Friede mit ihm zu schließen und ihm ein Lösegeld für ihren gefangenen Gatten anbieten zu lassen. Allein der Hartherzige verweigerte jegliches Uebereinkommen, drohte vielmehr mit einem Einfall in das magdeburgische Gebiet und schwor, daß, wenn Pandolf sich nicht für Cadolaus erklären würde, er ihn eher im tiefsten Burgverließ verschmachten lassen wollte, ehe er ihn freigebe.

Da faßte Adeltrudis, von ihrer Liebe hingerissen, einen edelmüthigen Entschluß; sie theilte denselben ihrem Schwager Guinisis mit, übertrug ihm die Obsorge für die Unterthanen ihres Gemahls und die Vertheidigung des Landes, und nachdem sie sich das Haar abgeschnitten, männliche Kleidung angezogen und einen großen Theil ihres Schmucks in Gold und Juwelen zu sich gesteckt, machte sie sich in einer dunkeln Nacht auf den Weg nach Brenabor. Dort angekommen, meldete sie sich beim Abte des Klosters und gab sich dort für einen jungen Menschen aus dem Bayerland aus, der besonders in der Wartung der Kranken erfahren sei. Der Abt, der sie wirklich für einen Mann hielt und sich durch ihr gut=

müthiges Gesicht und bescheidenes Wesen einnehmen ließ, machte keine Schwierigkeit, sie als Krankenwärter anzunehmen, besonders da die Mönche doch in diesem Augenblick mit allen Händen zu thun hatten. Adeltrudis erfüllte ihre Obliegenheiten mit so vieler Demuth und Geschicklichkeit, daß die Mönche und Kranken sie bald liebgewannen. Sie that, als kenne sie den Burggrafen nicht, besorgte einen jeden mit gleicher Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit, brachte jedem die verordneten Arzneimittel und Speisen, ohne dabei mehr, als durchaus nöthig war, zu sprechen, aber sich immer dienstfertig, unermüdet und bereitwillig zeigend, jeden Wunsch zu erfüllen. Als sie endlich sich überzeugte, daß Pandolfs Wunden beinahe vernarbt waren, nahete sie sich in einer Nacht, während Alles schlief, seinem Bette, umarmte ihn unter reichlichen Freudethränen und gab sich ihm zu erkennen, worauf sie ihm alsdann mit leisen Worten den Plan mittheilte, den sie zu seiner Rettung gefaßt.

Da ihr Beruf sie nach allen Theilen des Klosters hinführte, so beobachtete sie die ganze Lage und Einrichtung desselben und merkte sich im Geheimen sämmtliche Ausgänge. Das Kloster ist ringsum von hohen Mauern mit Thürmen und breiten Gräben umgeben, um es gegen plötzliche Ueberfälle zu schützen, und man gelangt nur hinein über eine Zugbrücke, die jeden Abend bei Sonnenuntergang aufgezogen und Morgens wieder herabgelassen wird. An einer Seite jedoch stößt das Kloster an einen grünbewachsenen Platz, dessen felsiger Hintergrund mit wildem Gestrüpp bedeckt ist und das steile Ufer der Havel bildet, die an dieser Stelle tiefer als anderswo ist. Adeltrudis hatte sich überzeugt, daß

es nicht möglich sei, an diesem hohen und beinahe senkrechten Ufer hinunter zu steigen, da nicht ein einziger Vorsprung vorhanden war und kein Pfad hinab in den Fluß leitete. Man hätte, um hinunter zu kommen, Flügel bedürft. Ihre Liebe machte sie jedoch erfinderisch und sie verfiel auf ein anderes Mittel.

Sie war mit Guinisis übereingekommen, daß sich Fredulf, ihr alter und treuer Diener, jeden Tag, als Bettler verkleidet, an dem Klostereingang einfinden sollte, und so konnte sie denselbem an jedem Morgen, unter dem Schein, ihm ein Almosen zu reichen, Nachricht über Pandolf und sich selbst geben. Sie theilte ihm ihren Plan zur Flucht mit und beauftragte ihn, ihr durch ihren Schwager eine hinreichend lange, aus Seide gewundene Strickleiter zu besorgen und in einer bestimmten Nacht an der Stelle des hohen Ufers, wo sich zwischen dem Gestrüpp eine alte Steineiche erhob, einen Nachen bereit zu halten. Pandolf war schon im Stande, das Bett zu verlassen, obschon er sich noch immer sehr leidend zeigte. In der festgesetzten Nacht schleicht Adeltrudis, während Alles in tiefem Schlummer lag, zum Lager ihres Gatten, verläßt mit ihm durch eine Hinterthür das Kloster und schreitet über den Wiesengrund bis zu der Stelle, wo sich zwischen dem wilden Gesträuch die Eiche erhebt. Hier zieht sie die ihr von Fredulf überbrachte seidene Strickleiter hervor und befestigt sie um den Stamm des Baumes; dann ihren Gatten noch einmal zärtlich umarmend und ihn dem Schutze Gottes empfehlend, heißt sie ihn hinuntersteigen, indem sie ihm die Worte zuflüstert: „Erwarte mich unten am Erlenwäldchen bei dem Steinbrunnen, wo ich mich vor

zehn Uhr einfinden werde. Auf das verabredete Zeichen kam der Nachen heran; Pandolf bestieg ihn, worauf Adeltrudis die Strickleiter löste und sie hinunter warf, wo die Flüchtigen sie aufhoben und nach einigen Ruderschlägen das jenseitige Ufer glücklich erreichten.

Kaum war Morgens die Zugbrücke herabgelassen, als die Burggräfin unter dem Vorwand, einen Auftrag für den Abt ausrichten zu müssen, das Kloster verließ, die Straßen durcheilte und den Fluß erreichte; sie setzte über denselben und traf in einiger Entfernung einen Knappen Guinisis' mit einem Pferde für sie. Auch Pandolf hatte in der Nacht ein Roß mit einem Reitknecht bereit gefunden. Der Brunnen am Erlenwäldchen, wo ihr Gatte sie erwartete, war bald erreicht, die Knappen wurden entlassen und die Flüchtlinge schlugen auf ihren Rossen, rasch forteilend, einen abgelegenen Weg ein, um, wenn ihre Entfernung gleich entdeckt werden sollte, den ihnen Nacheilenden zu entgehen. Sie setzten ihre Flucht mit größter Eile fort und nahmen sich nicht eher Ruhe, bis sie die böhmische Grenze erreicht hatten. Sie wollten sich nach Pilsen begeben, erfuhren aber, daß der Markgraf, in höchster Wuth über Pandolfs Entweichung, nach allen Seiten hin Reisige zu seiner Gefangennehmung ausgesandt hatte. Da sich also die armen Verfolgten nicht sicher genug in Böhmen hielten, so setzten sie über die Moldau und flüchteten sich nach Mähren, wo sie in dem Weiler Znaym sich für Oesterreicher ausgaben und eine schlechte Wohnung bezogen, auch ganz ärmlich lebten, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, in der Erwartung, bald bessere Tage zu sehen und in ihre Heimath zurückkehren zu können.

So lebten sie in stiller Zurückgezogenheit und tiefster Verborgenheit, denn sie durften es nicht wagen, hervorzutreten, da die Kunde eingelaufen war, daß sich der Markgraf Magdeburgs bemächtigt hatte, welche Veste er auch so lange in Besitz behielt, bis er sie nachher dem Könige Heinrich überlieferte.

Eine große Freude, die den armen Verbannten widerfuhr und ihnen ihr trübes Schicksal erleichterte, war die Geburt unserer Yolanda, die nun ihre ganze Sorgfalt in Anspruch nahm. Du weißt, liebe Freundin, daß der junge König von Deutschland von dem frommen Bischof Anno von Köln seiner gegen ihn zu nachgiebigen Mutter, der Kaiserin Agnes, entzogen und von ihm zur Gottesfurcht und Frömmigkeit angehalten wurde, nachher aber in die Hände treuloser Menschen fiel, die, um ihn besser zu beherrschen und ihre ehrsüchtigen Absichten zu erreichen, ihm in Allem freies Spiel und seinen jugendlichen Leidenschaften den Zügel schießen ließen, wodurch in dem verdorbenen Gemüthe des Jünglings schon Haß und Abneigung gegen die Kirche und deren Hirten entstand, daher er dem Papste Alexander und den Fürsten des Reichs Trotz bot und sich auf Seite des Gegenpapstes schlug. Pandolf konnte daher von einer Vermittlung des Staatsoberhauptes nichts erwarten und er mußte einstweilen jede Hoffnung daran geben, über seine mächtigen Feinde zu siegen. Deshalb fuhr er fort, sich in Mähren verborgen zu halten, wozu er um so mehr gezwungen war, als später der Kaiser, nachdem er die Sachsen bei Langensalza geschlagen, die aus ihrer Heimath entflohenen sächsischen Großen aller ihrer Güter beraubte und sie in die Reichsacht erklärte.

Yolanda wuchs indessen in Schönheit und Jugendfrische heran und als sie ihr zwölftes Jahr erreicht, brachte Pandolf sie, um ihr eine ihrem Stande angemessene Erziehung geben zu lassen, in ein Kloster frommer Nonnen, das auf einer Anhöhe in einer wunderschönen Gegend nahe bei Brünn lag und dessen Aebtissin, eine Schwester des Landgrafen von Thüringen, schon bejahrt war und in ganz Mähren in dem verdienten Rufe hoher Frömmigkeit und Weisheit stand. Sie hatte nahe an hundert Nonnen unter ihrer Leitung, denn ihr heiliger Wandel zog deren von allen Seiten, aus Böhmen, Ungarn und Polen herbei. Die ehrwürdige Theutberga — so hieß die fromme Vorsteherin — gewann die junge Yolanda besonders lieb, denn diese verband mit äußerlicher Lieblichkeit und Anmuth eine so kindliche Folgsamkeit und einen so regen Eifer, daß sie ihre Mitzöglinge in Allem übertraf. Bisweilen kamen ihre Eltern, die aus Furcht, verrathen zu werden, der Aebtissin ihren wahren Stand nicht entdeckt hatten und als einfache Bürgersleute erschienen, ihr geliebtes Kind besuchen. Indessen erregten ihr edler Anstand, der aus ihren Worten hervorgehende Adel der Gesinnung, sowie überhaupt ihr ganzes Auftreten bei der Vorsteherin des Klosters den Verdacht, daß unter dieser einfachen und anspruchslosen Hülle wohl Personen von höherm Stande verborgen sein möchten; jeder Zweifel darüber schwand auch, als sie wahrnahm, daß, sowie Yolanda mehr heranwuchs, ihre Mutter immer eindringlicher darauf bestand, daß sie in Allem, was sich für ein Edelfräulein von hoher Geburt schickt, unterrichtet werden sollte und sie es nie an Ermahnungen fehlen ließ, ihre Toch-

ter zu Fleiß und Anstrengung anzuhalten, um sich alle erforderlichen Kenntnisse anzueignen. Manchmal, wenn sie sie an ihr Herz drückte, entfuhren ihr unter einem unwillkürlichen Seufzer die Worte: „O mein Kind, fasse Muth! vielleicht kommen für uns noch einmal glückliche Tage. Gott will uns prüfen; ergeben wir uns in seinen heiligen Willen und hoffen wir auf seine unendliche Barmherzigkeit. Darum sei fromm und tugendhaft, thue Alles zu deiner Veredlung und hoffe!"

Theutberga vernahm diese Worte und las in den Augen der Mutter mehr, als deren Lippen aussprachen. Konnte ihr doch die Schwermuth, die in ihren Blicken lag, die Blässe ihres Angesichts und die Beklemmung, die sich ihrer Brust bemächtigte und was Alles noch auf ein in ihrer Seele liegendes Geheimniß hindeutete, nicht entgehen. Bei einem dieser Besuche sprach Pandolf, eben als er von der Aebtissin Abschied nahm, in einem ehrerbietigen Tone zu ihr: „Würdige Mutter, ich bitte euch, obgleich ich nur ein armer Bürgersmann bin, wie Ihr wisset, lasset meine Tochter im Harfen- und Lautenspiel, sowie im Gesange unterrichten, und wenn's möglich ist, wünsche ich auch, daß sie im Reihentanz sich zierlich zu bewegen und einen Zelter zu lenken lerne."

„Ich will euren Wunsch erfüllen," entgegnete Theutberga, „muß euch aber bemerken, daß alle diese Dinge, die Ihr da aufnennt, sich nur für Töchter edler Ritter, Grafen und Kronvasallen eignen. In eurem Stande ist's genug, wenn die Kinder die Psalmen im Leben der Jungfrau Maria und der Heiligenlegende zu lesen verstehen; bei keinem Mädchen, wenn's nicht eines edlen

Ritters Tochter ist, wird ein Schritt weiter gegangen, da dies hinreichend ist."

Pandolf versetzte: „Was ihr mir, würdige Frau, da saget, ist ganz verständig, allein Jeder hat so seine Gedanken, und ungeachtet meines niedrigen Standes wünschte ich doch aus meiner Yolanda etwas Ordentliches zu machen, denn seht, seit ihrer Geburt haben mancherlei Anzeichen mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß sie zu etwas Höherem auserseheu ist und ich nichts vernachlässigen darf, was ihre Erziehung betrifft. Erlaubt mir, daß ich euch mittheile, was mir eines Tages widerfuhr. Ich befand mich während eines schrecklichen Unwetters in einem dunkeln Walde. Der Sturm heulte in den Wipfeln der Bäume und dichte Hagelschlossen schlugen mich in's Gesicht, daß mir Hören und Sehen verging. Ich war vom Wege abgekommen und trieb meinen Gaul zur Eile an, so viel, als es mir die mich umgebende Finsterniß und das Dickicht des Bodens erlaubte. Da mit einem Mal erblicke ich in einiger Entfernung ein Licht, zu welchem ich mich mit vieler Mühe hinarbeite. Bald gelange ich an eine hohe Felsenwand, an deren Fuß sich eine Art Grotte zwischen dem Steingeklüft öffnete und aus welcher das Licht hervorbrach. Ich stieg ab, befestigte mein Pferd an einen Baumstamm und trat, nicht ohne einige Besorgniß, in die Höhle. In der Tiefe derselben brannte ein helles Feuer, aber kein lebendes Wesen war zu sehen. Ich trat näher zur Flamme hin, um meine vom Regen durchnäßten Kleider zu trocknen, und bemerkte an einer Seite eine Art Gang, der sich aber in die Dunkelheit verlor. War ich schon durch das Toben

des Sturmes und das fürchterliche Unwetter aufgeregt worden, so empfand ich an diesem Orte und bei dieser mich ringsumgebenden Einsamkeit einen neuen Schrecken. Wer konnte das Feuer angezündet haben? Wer mag hier in dieser verborgenen Felsenhöhle hausen? Der Gedanke, es könnte ein Schlupfwinkel von Räubern und Uebelthätern sein, versetzte mich in eine unbeschreibliche Unruhe, die sich noch vergrößerte, als ich den Schall von langsamen und gemessenen Schritten vernahm. Mein Blick glaubte in dem dunkeln Gange eine menschliche Gestalt zu entdecken, die langsam auf mich zukam. Mein Herz pochte und ich war voll banger Erwartung, da erblickte ich beim hellen Scheine des Feuers einen Greis, auf dessen blassen und hagern, von einem langen schneeweißen Barte umgebenen Gesichte etwas Ehrwürdiges lag. „Gott grüß' euch, Reitersmann, hier in des Waldes Einsamkeit," sprach er mit tiefer Stimme, „seid unbesorgt, denn für euch habe ich dieses Feuer angezündet, da ich euch zu dieser Stunde und bei diesem Unwetter im Walde herumirrend wußte. Ihr mögt euch daran trocknen und die belebende Wärme euch wohl sein lassen. Reicht mir eure Hand."

Nicht ohne einiges Zagen that ich nach seinem Wunsche und fühlte den Druck seiner knöchernen Finger. Während er meine Hand festhielt und mir gerade in's Gesicht sah, fuhr er also fort: „Vernehmt, was ich euch zu sagen habe. Ihr seid seit Kurzem Vater. Eurem Kinde stehen große Dinge bevor. Vierzehn Mal zwölf Monde werden vergehen und noch drei Monde und dann noch zwei Monde und ein halber, und Yolanda's Augen werden das Herz des mächtigen Ritters und Gebieters verwunden, aber der-

selbe wird sich nur ein einziges Mal ihres Anblickes erfreuen und dann nicht mehr, denn Yolanda's Herz wird einem andern, nicht minder Hohen, aber Würdigern gehören. Eurer Tochter künftiges Geschick steht klar in den Gestirnen geschrieben. Seht hier" — bei diesen Worten ließ er meine Hand fahren und stieß mit seinem Stab in die glühenden Kohlen, daß Tausende Funken umherstoben — „seht, so zahlreich wie diese Funken, die Ihr nicht zu zählen vermöget, so zahlreich werden auch Yolanda's Leiden sein; doch laßt den Muth nicht sinken, Gott wird sie zu ihrem Glück und Ruhm durch alle siegreich hindurch führen."

„Dieses, hochwürdige Mutter, sagte mir jener Greis, den Einige für einen großen Zauberer, Andere für einen heiligen Einsiedler hielten, der schon seit dreißig Jahren diese Felsenhöhle bewohne. Deshalb ergeht meine Bitte an euch, Ihr möget für Yolanda's Ausbildung Sorge tragen."

Die Aebtissin gerieth in tiefes Nachdenken. Als ihr Pandolf dieses geheimnißvolle Abenteuer erzählte, hatte er ihr des Einsiedlers Prophezeihung mittheilen wollen, ohne ihr seinen wahren Stand zu enthüllen.

„Wie," versetzte hier die Gräfin von Susa, „hältst du denn diese Mähr für wahr? Kommt mir doch die ganze Geschichte wie eine von Pandolf klug ersonnene List vor, um die Aebtissin zu täuschen, ihr Yolanda's Stand zu verbergen und seiner Tochter unter dem Vorwand einer ihr zum Voraus verkündeten dereinstigen Größe eine ihrem angeborenen Range angemessene Erziehung geben zu lassen."

„Ich für meine Person," antwortete die Markgräfin Mathilde, „glaube, daß was Pandolf sagte, ihm wirklich aufrichtig gemeint war, denn die eingetroffenen Ereignisse stimmen mit der Voraussagung des frommen Greises so überein, daß man glauben sollte, es sei etwas Uebernatürliches dabei und eine himmlische Erleuchtung müsse ihm die Zukunft enthüllt haben, um die Dinge so genau, wie sie sich wirklich zugetragen, vorausverkündigen zu können."

„Die arme Yolanda hat also Vieles gelitten?" versetzte Adelheid; „ich beklage sie von ganzem Herzen, und sie scheint mir ein so trauriges Loos nicht zu verdienen. Jetzt begreife ich, weshalb ihr Gesang so traurig klang. Aber sage mir, liebe Freundin, ist sie denn auch jetzt noch so unglücklich? Kann sie es wohl hier unter diesem gastlichen Dache sein, wo sie wie ein eigenes Kind angesehen wird? Denn sie wird ja nicht wie ein bloßes Hoffräulein behandelt, sondern man erweist ihr die größte Aufmerksamkeit und Auszeichnung; selbst die ältern Damen des Hofes räumen ihr den Vorrang ein, und sie nimmt neben den fürstlichen Personen, die hier empfangen werden, einen Platz an deiner Tafel ein."

„Liebe Adelheid," sprach die Markgräfin, „wenn ich Yolanda noch so sehr liebe und verehre, so kommt ihr doch noch mehr zu, nicht blos wegen ihrer hohen Geburt, sondern auch wegen ihres Seelenadels und ihrer hohen Tugenden. Wenn du, theure Freundin, die Erzählung all der Leiden, die ihre ausgezeichnete Schönheit und die Leidenschaft eines Mannes über sie ge-

bracht, vernommen haben wirst, dann bin ich versichert, daß du ihr deine innigste Theilnahme und Bewunderung nicht versagest. Hätte die heilige Jungfrau sie nicht sichtlich unter ihren Schutz genommen und Gottes Engel ihr nicht beigestanden, so war es menschlicher Weise nicht möglich, daß sie so vielen Nachstellungen hätte entgehen und siegreich all die Kämpfe und Drangsale bestehen können. Die Standhaftigkeit und Besonnenheit im Augenblick der Gefahr, die diese edle Jungfrau stets bewiesen, so wie ihr erfinderischer Geist, Auswege zur Rettung zu entdecken, müssen um so wunderbarer erscheinen, als wir sie oft von allem menschlichen Rath und jedes äußern Trostes entblößt finden werden. Wenn ich sie oft so unbefangen und anspruchlos die Harfe spielen höre, dann stehe ich und bewundere mit einem Gefühl innigster Wonne dieses liebliche und holde Wesen, das, von einem grausamen Mißgeschick verfolgt, in seiner sanften und reinen Seele eine solche Thatkraft birgt. Dann reißt mich oft mein Herz gewaltsam zu ihr hin, ich stürze ihr um den Hals, drücke sie voll tiefer Rührung an mich, während sie sanfte Thränen vergießt, mich ihre Mutter nennt und mit Beweisen innigster Liebe überhäuft.

Adelheid von Susa bat voll tiefer Rührung die Markgräfin, ihr Yolanda's Mißgeschicke mitzutheilen, und was ihr nun Mathilde noch an demselben Abend und an den folgenden Tagen, wenn die beiden Freundinnen sich ungestört zusammen befanden, erzählte, wird der freundliche Leser aus dem Inhalt der folgenden Kapitel entnehmen.

Viertes Kapitel.

Ottokar von Brünn.

Die Aebtissin Theutberga war eine zu kluge Frau, als daß sie Pandolfs Beweggründe zu seinem Verfahren nicht errathen und unter dem einfachen Wamms eines Bürgers nicht einen Mann von höherem Range vermuthet hätte, den ohne Zweifel nach seinem Untergang strebende Feinde dahin gebracht, seinen Stand und sein Ansehen verborgen halten zu müssen. Sie ließ es sich daher ganz angelegen sein, Yolanda so auszubilden, daß sie befähigt wurde, auch die höchste Stellung, wozu das Schicksal sie berufen könnte, würdig einzunehmen. Uebrigens waren auch die Vermuthungen der würdigen Aebtissin nicht ganz ohne Grund. Es war eine Zeit der Gewaltthätigkeit und Verwüstung, wo die durch des Königs Willkürherrschaft genährten Bürgerkriege nicht allein Deutschland, sondern das ganze christliche Abendland verheerten. Die deutschen Großen waren unter einander veruneinigt, ohne es deshalb mit Heinrich zu halten; einige waren im Gehorsam gegen Alexander den Zweiten und nach dessen Tod gegen Gregor den Siebenten, diese beiden wahren und rechtmäßigen Päpste der römi-

schen Kirche, treu geblieben; andere hatten sich zur Partei zuerst Cadolaus' von Parma und nachher Guiberts von Ravenna geschlagen, dieser beiden Gegenpäpste und ebenso herrschsüchtigen als verworfenen Männer, die sich in Christi Schaafstall eingeschlichen hatten, um ihn zu verheeren. In diesen barbarischen Zeiten, wo das Recht meistens mit der Schärfe des Schwerts entschieden und, was nicht mit Gewalt errungen, mit List erschlichen wurde, war es nichts Seltenes, daß Ritter und Herren, von einem Stärkern unterdrückt, von ihren Lehnsgütern und aus ihren Gebieten verjagt und dahin gebracht wurden, unansehnlich verkleidet in entfernte Gegenden zu fliehen, um nicht der habgierigen Treulosigkeit eines geschworenen Feindes ausgesetzt zu sein.

Indessen fuhr Yolanda fort, im Kloster zu leben, sich in Allem ihren Lehrerinnen folgsam zeigend und wegen ihres sanften und lieblichen Wesens von ihren Gefährtinnen und Allen, die sich ihr naheten, geliebt. An einem schönen Morgen des Wonnemondes hatten sich die größeren Zöglinge in Begleitung einiger Nonnen nach einem Kapellchen „zu unserer lieben Frau Maria-Hilf" begeben. Dasselbe lag in einem nahegelegenen Buchenwalde, welcher von den das Kloster umgebenden Wiesengründen nur durch einen Bach, über den eine hölzerne Brücke führte, getrennt war. Die laue Frühlingsluft, das frische Grün, der heitere Himmel, der aus tausenden Blüthenkelchen duftende Wohlgeruch, der Gesang der sich auf den Zweigen wiegenden und auf den Blüthenhecken springenden muntern Vögelein, — Alles lud zur heitern Lust und zum süßen Genusse der schönen Gottesnatur ein. Fröhlich sprangen die

jungen Mädchen durch das üppige, mit Tausenden Blümchen durchsäete Gras, hier nach einem bunten Schmetterlinge haschend, dort sich niederbückend, um der seltenern Blumen eine in ihren Kranz zu pflücken, oder sie wetteiferten, welche von ihnen zuerst die Höhe eines etwas steilern Hügels zu erreichen im Stande sein würde. Andere schaarten sich am Fuße eines schattigen Erlenbaums und sangen mit einander ein Lied zur Ehre der heiligen Jungfrau, während Andere zum nahen, aus einem Felsengeklüft hervorsprudelnden Silberquell eilten, weil sie hier sicher waren, im schattigen Abhange eine große Menge duftender Veilchen zu finden, die, in Sträußchen gebunden, zur Verzierung des Altares der Gottesmutter dienen sollten.

Yolanda hatte mit der sie begleitenden Schwester Walburga den Pfad längs einem sanft dahin plätschernden Bache genommen, während die Uebrigen einen andern, unter den hohen Buchen führenden mehr schattigen, in gleicher Richtung liegenden Weg einschlugen. Sich über die herrliche Umgebung und die mit jedem Schritte sich erneuernden Scenen der wieder auferweckten Natur unterhaltend und aus den von den Wiesen mitgebrachten zahlreichen wilden Blumen Kränze zum Schmucke der Maria-Kapelle flechtend, waren die Beiden bis zu einem offenen grünen Platze gekommen, wo der stärker fließende Bach einen Teich gebildet hatte, in dessen klarem Wasser sich die am Ufer stehenden Weiden mit ihren langen Zweigen abspiegelten. Da plötzlich ließ sich der Klang eines Hornes vernehmen, und das Gebell von Hunden erscholl in der Ferne und kam rasch näher. Erschrocken wendeten

die beiden Jungfrauen das Gesicht nach der Gegend hin, woher der Schall kam, und sahen einen Jäger zu Pferd aus dem Gebüsche dahersprengen; zugleich stürzte von der Seite ein großer Hirsch mit hohem Geweih mit Blitzesschnelle hervor und, vielleicht vor Furcht verblendet, streift er an Yolanda so nahe vorüber, daß er ihr an der Schulter einen heftigen Stoß versetzt, wodurch sie taumelnd niederfällt und in den Teich sinkt. Bei diesem Anblick stößt Walburga einen durchdringenden Schrei aus; sie fliegt zu der Stelle hin, wo ihre Pflegbefohlene in's Wasser gestürzt und dem Untersinken nahe war, erhascht sie bei einem Zipfel ihres Kleides, und es gelingt ihr, sie an's Ufer zu bringen. Die arme Yolanda lag da, vom Schrecken und dem plötzlichen Sturz halb in Ohnmacht gesunken, als ein junger Ritter, einen Wurfspieß in der Hand und den Hirsch verfolgend, mit verhängten Zügeln herbeieilte. Beim Anblick der bewußtlos und ganz blaß da liegenden Jungfrau hielt er sein Pferd an, stieg ab und band es an einen Baum, worauf er eine silberne Jagdflasche, die an einer Schnur ihm um den Hals hing, eiligst öffnete und von dem Inhalte einige Tropfen auf die Lippen der Ohnmächtigen goß und ihr damit die Hände und Schläfe benetzte. Yolanda kam wieder zum Bewußtsein, öffnete die Augen und blickte, einen Seufzer ausstoßend, um sich her. Besser wäre es vielleicht dem armen Mädchen gewesen, hätte es seine schönen Augen nie mehr geöffnet, denn der Blick derselben traf den jungen Ritter tief in's Herz, daß er unbeweglich da stand und kein Wort hervorzubringen vermochte. Als Yolanda sich endlich wieder ganz erholt hatte und wieder auf ihren Beinen aufrecht zu stehen vermochte, dankte sie in warmen Worten

Walburga und dem jungen Mann für den ihr geleisteten Beistand, und sich dann auf ihrer Begleiterin Arm stützend, entfernte sie sich, um sich zu ihren jungen Gefährtinnen zu begeben und Sorge zu tragen, bald ihre durchnäßten Kleider wechseln zu können.

Der Jägersmann war der junge Ottokar, ein Sohn des mächtigen Markgrafen von Brünn, eines bereits abständigen Greises, der seit Kurzem erst den Jüngling zur Mitregierung seiner Lande berufen hatte. Schon als Kind war Ottokar mit der Tochter des Herzogs von Kärnthen verlobt worden und man erwartete nur die Volljährigkeit derselben, um die Heirath zu vollziehen. Yolanda's Schönheit hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ihn für unauslöschlich hielt, und als er die damals noch nicht fünfzehn Jahre zählende Jungfrau sich mit Schwester Walburga entfernen sah, folgte er ihr, ohne sich zu regen, mit dem Blicke, bis beide hinter dem Laubwerk verschwanden. Dann trat er, tief in sich gesunken, zu seinem Pferde und derselbe Jüngling, der noch eben auf den Kampf mit den Bären und Ebern des Waldes ausgezogen und nur wilde Jagdlust athmete, war mit einem Mal still und unthätig geworden, so daß er langsam sein stampfendes Roß bestieg und gesenkten Blicks nicht wußte, wohin er seinen Weg nehmen sollte. Als er endlich aus seinem Zustande, der ihn wie ein wachender Traum gefangen hielt, zum klaren Bewußtsein gekommen, ritt er nach der Gegend hin, wo die liebliche Erscheinung seinen Augen entschwunden war, und den breiten Pfad verfolgend, gelangte er bald an den Abhang eines Hügels, auf dessen Höhe die Mutter=

gotteskapelle stand. Er traf hier die ganze Kloster-Gesellschaft, im Grünen gelagert, an.

Yolanda's Gefährtinnen hatten inzwischen schon Sorge getragen, ihr einen andern Anzug zu verschaffen, den sie angelegt, während ihre eigenen Kleider zum Trocknen an der Sonne hingen; auch hatten sie schon erfahren, wie sorgsam sich ein junger Ritter um sie bemüht um sie in's Leben zurückzurufen, da nahte sich ihnen Ottokar und erkundigte sich angelegentlich nach dem eben von dem Unglück betroffenen Fräulein. Yolanda trat ihm mit sittsam niedergeschlagenen Augen und mit Wangen, von denen die vorige Bläße gewichen und deren Stelle die Röthe holder Scham einnahm, entgegen und überreichte ihm eine wilde Rose, indem sie ihn bat, dieselbe als Andenken an den Hirsch, der ihm wegen des ihr geleisteten Beistandes entgangen sei, aufzubewahren. Der Jüngling nahm die Blume, befestigte sie links unter seinem Herzen an den Gürtel seines Schwertes und betheuerte, kein Geschenk auf Erden könne ihm angenehmer sein, als dieses; er grüßte hierauf nicht ohne einige Verwirrung die Gesellschaft und sprengte wieder in den Wald hinein, wo er, sein Roß heftig anspornend, mit fieberischer Hast dahinbraus'te.

Ottokar war ein in Rohheit aufgewachsener Jüngling von zwanzig Jahren, von unbändigem, unerschrockenem Charakter, der bis dahin nur Lust am wilden Jagdgetümmel und gefahrvollen Kampfspielen gezeigt. Von dem Augenblick aber, wo die Neigung für die fremde Jungfrau sich seines Herzens bemächtigt hatte,

war er plötzlich still und sanft geworden. Er fühlte sich zu Yolanda wie zu einem Gegenstande der Verehrung hingezogen, und sie erschien ihm wie ein höheres Wesen, dem man sich nur mit reiner Liebe und mit Gefühlen der Ehrerbietigkeit und tiefster Hochachtung nahen dürfe. Als er zu seinen Jagdgenossen, die mittlerweile den Hirsch erlegt hatten, zurückkehrte, blieb er beim Anblick der gemachten reichen Beute und beim Jubel seiner Knappen und Mannen über das gelungene Waidwerk gleichgültig und still, ihrer Worte kaum achtend. Bald waren starke Baumäste abgehauen und das erlegte Wild, Hirsche, Eber, Füchse und anderes Waldgethier wurde daran befestigt und von zwei Knechten auf den Schultern getragen, während die Jäger zu Pferd und zu Fuß sich darum herschaarten und lustige Weisen auf ihren Hörnern erschallen ließen. Ottokar aber ritt theilnahmlos und gedankenvoll mit gesenktem Haupte zur Seite und schien keinen Geschmack mehr am Waidwerk zu finden. Als er in der väterlichen Burg ankam, begab er, ohne mit Jemanden ein Wort zu wechseln, sich in eine abgelegene Kammer, nahm die ihm von Yolanda geschenkte wilde Rose und wollte sie eben an seine Lippen drücken, als er bemerkte, daß zwei Blätter von derselben abgefallen waren. Bei seiner Neigung zum Aberglauben hielt er diesen unbedeutenden Umstand für ein schlimmes Vorzeichen und gerieth darüber in große Betrübniß. Er ließ daher zwei im Dienste seines Vaters stehende Sterndeuter kommen und fragte sie, welche Bedeutung das Ausfallen der zwei Blätter an der Rose, die er ihnen vorzeigte, haben möge. Die in der Wissenschaft der Sterndeuterei tiefeingeweihten und klugen Männer ließen sich von

Ottokar bis ins Kleinste erzählen, welche Bewandtniß es mit der wilden Rose habe, und versprachen dann, die Gestirne in der nächsten Nacht zu befragen, was dieselben über des jungen Ritters künftiges Schicksal verkündigten. Andern Tags kamen sie früh Morgens zu Ottokar und sprachen zu ihm: „Hoher Herr, die Constellationen der Gestirne sind euch günstig. Die Jungfrau tritt in das Haus des Planeten Jupiter und der Skorpion weicht dem Mars. Die fünf Blätter der Rose bedeuten die fünf Edelsteine in dem königlichen Stirnband; eine Jungfrau von hoher Geburt ist euch als Gemahlin vorbehalten und wird euch fünf mit festen Mauern umgebene Städte als Heirathsgut mitbringen."

Ottokar war über diese Auslegung hocherfreut und sann von nun an nur darauf, die Herkunft der holden Jungfrau, die ihm das Ungefähr so wunderbar entgegen geführt, zu entdecken, da er nicht zweifelte, daß nach ihrer Schönheit, Anmuth und der hohen Würde, die sich über ihr ganzes Wesen verbreitete, zu urtheilen, sie gewiß nur aus königlichem Geblüte sein könne. Er dachte, daß, gleichwie einstmal ein Dänenkönig nach Britannien geflüchtet sei und dort eine Zeit lang unbekannt gelebt, so könne ja auch ein anderer nordischer König vor seinen Feinden aus seinem Reich entflohen sein und in Deutschland oder den angrenzenden Ländern eine Zuflucht gesucht haben. Jedenfalls beschloß er, bei der Aebtissin des Klosters, in welcher sich die Jungfrau befand, nach deren Stand und Geburt Erkundigungen einzuziehen.

In seiner Ungeduld befahl er seinen Mannen und Knappen, sich für den folgenden Morgen zu einem

großen Jagdzug vorzubereiten. Bei Tagesanbruch fanden sich alle im Schloßhof ein, und eine Menge Knechte führten ganze Meuten kräftiger Rüden, unter deren lautem Gebell und dem Klange der Hörner das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde. Ottokar war in der froheſten Stimmung, denn eben, als er den Fuß in den Steigbügel ſetzen wollte, um ſein mauriſches Roß zu beſteigen, erblickte er die vor zwei Tagen verloren gegangenen Roſenblätter, die an einer der Silberſchnallen des Reitzeugs hangen geblieben waren. Als hätte er den werthvollſten Schatz gefunden, ſo freute er ſich beim Anblick der beinahe verwelkten Blätter, denn er hielt dies für ein günſtiges Vorzeichen ſeines künftigen Glücks; er küßte das ihm ſo theure Kleinod, barg es dann ſorgfältig unter ſeinem Wamms und flog hierauf voll jugendlichen Muths und heiterer Luſt über die Zugbrücke.

Als die Jagdgeſellen im Walde angekommen waren, wurden die zuſammengekoppelten Hunde losgebunden und dieſe ſprangen nach allen Seiten hin, die Spur des Wildes aufſuchend, ſo daß der ganze Forſt von ihrem Gebell und dem lauten Jagdgetöſe widerhallte, und bald ſah man aufgeſcheuchte Hirſchkälber, Rehe, Füchſe und anderes Wild mit Blitzesſchnelle dahinſprengen, um den ſie verfolgenden Rüden zu entrinnen.

Während ſo in einem Theile des Waldgebirges das Treiben im vollen Gange war, ſchlug Ottokar einen andern Weg ein und gelangte zu dem Teiche, wo er Yolanda zum erſten Mal erblickt hatte. Noch glaubte er die holde Jungfrau auf dem Raſen regungslos und mit

Todesblässe bedeckt, hingestreckt zu sehen; eine Thräne trat in sein Auge und höher schlug sein Herz. Bald hatte er die Klosterpforte erreicht, wo er sein Pferd an einen Lindenbaum band, dessen ausgebreitete Zweige einen angenehmen Schatten verbreiteten, worauf er anklopfte und zu der Aebtissin geführt zu werden begehrte. Die Pförtnerin, die ihn, weil er früher mehrere Male mit seinem Vater die Klosterkirche besucht hatte, wiedererkannte, meldete ihn ihrer Oberin bei seinem Namen. Letztere wußte sich den Besuch des jungen Markgrafen nicht zu erklären; sie begab sich ins Sprachzimmer, wo sie ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit empfing und sich sogleich erkundigte, welchem Umstande sie die Ehre seines Besuchs zu verdanken habe. Ottokar erwiderte, er sei auf der Jagd im nahen Walde durch die hastige Verfolgung eines Hirsches von seinen Gefährten getrennt worden und habe sich endlich auf den Wiesengründen in der Nähe des Klosters befunden, weshalb er die Gelegenheit nicht habe vorbeigehen lassen wollen, im Kloster zuzusprechen und der Frau Aebtissin einen freundlichen Gruß und seine Ehrerbietung zu bezeugen.

Theutberga dankte ihm für diesen Beweis seines Wohlwollens und bat ihn, einen Morgenimbiß zu sich zu nehmen. Das Gespräch berührte Anfangs nur ganz gleichgültige Dinge, bis endlich Ottokar, als wenn es ihm eben erst einfiele, sich scheinbar beiläufig nach dem Befinden des jungen Fräuleins erkundigte, das vor wenigen Tagen das Unglück gehabt, in's Wasser zu stürzen, und ob es sich nunmehr von seinem Schrecken ganz erholt habe.

„Unsere Yolanda,“ erwiderte sogleich die Aebtissin, „befindet sich, Gott sei Dank, wieder ganz wohl; es braucht Einen das aber nicht sehr Wunder zu nehmen, denn sie ist eine wackere und beherzte Jungfrau, die sich aus einem solchen kleinen Unfall nicht viel macht.“

„Ist sie eine Landsmännin oder eine Fremde?“ warf Ottokar die Frage ein, indem er dabei eine gleichgültige Miene anzunehmen sich zwang.

Auf die Antwort der Aebtissin, sie sei eine Fremde, erkundigte er sich, wer denn ihr Vater sei.

„Ihr Vater ist ein einfacher, aber wohlhabender Bürgersmann,“ versetzte Theutberga.

Der junge Ritter suchte bei diesen Worten seine Bestürzung zu verbergen, schwieg einige Augenblicke und hob dann wieder an:

„Ihr scheint, Frau Aebtissin, mit mir scherzen zu wollen; die Jungfrau, von der wir reden, sieht nicht wie die Tochter eines Bürgersmannes aus, sondern ihr ganzes Aeußere zeugt davon, daß sie nur von hoher Geburt sein kann und einem ganz andern Stande angehören muß, als den Ihr angebt. Wo hält sich ihr Vater auf?“

Dieser veränderte Ton in Ottokar's Aeußerungen schien der welterfahrenen Aebtissin einen andern Grund zu haben und auf das Vorhandensein einer Leidenschaft bei dem jungen Mann hinzudeuten, die er ver-

gebens vor ihr zu verbergen suche; auch glaubte sie, darin die Bestätigung ihrer schon so lange gehegten Vermuthung von Pandolf's hohem Range zu entdecken, da ja nach ihrer Meinung Ottokar nicht so sprechen würde, wäre ihm nicht der wirkliche Stand des Vaters der ihrer Hut anvertrauten Jungfrau bekannt. Es war, als fiel ihr ein Schleier von den Augen und sie antwortete:

„Ich glaube, edler Herr, Ihr habt richtig errathen."

„Wohlan denn," — versetzte Ottokar, — „so wisset, ich liebe Yolanda und biete ihr Herz und Hand an; sie muß mein werden; das ist mein unabänderlicher Entschluß. Theilet ihr denselben mit und laßt mich nach einigen Tagen, wo ich hierher zurückkehre, ihre Antwort wissen."

„Aber Ihr seid ja, edler Ritter, mit Gisela, der Tochter des Herzogs von Kärnthen verlobt, der euch schon als seinen Schwiegersohn betrachtet und mit Ungeduld den Tag erwartet, wo das Beilager gefeiert werden soll."

Der junge Graf erröthete, warf auf die Klosterfrau einen grimmigen Seitenblick und fragte dann barsch: „Wo hält sich Yolanda's Vater auf?"

„Er bewohnt Znaym," entgegnete die Aebtissin.

„So lebt wohl," schloß Ottokar, „in drei Tagen komme ich, um Antwort zu vernehmen." Nach diesen Worten verließ er das Sprechzimmer und eilte davon.

Schwer lag das eben vernommene Geheimiß Theutberga auf dem Herzen, denn bei dem ihr wohlbekannten ungestümen und wilden Charakter des jungen Grafen hatte sie Alles für sich, Yolanda und das Kloster zu befürchten. Da sie aber eine große Frömmigkeit besaß, so setzte sie ihr ganzes Vertrauen auf Gott und flehte zu ihm in heißem Gebete, Er möge die bedrohte Unschuld in Schutz nehmen. Sie hielt es indessen für angemessen, Yolanda's Vater von dem Vorgefallenen zu unterrichten, und schickte noch an demselben Abend einen vertrauten Boten an ihn ab. Dieser kehrte andern Tags mit Pandolfs Antwort zurück, worin dieser erklärte, er könne, da er nur ein unbedeutender Fremdling im Lande sei, nicht darein willigen, daß seine Tochter einem Anerbieten, sie zur Gattin eines großen Herrn zu machen, Gehör gebe; es sei daher unstatthaft, daß der Sohn des Markgrafen von Brünn sie mit seiner Gunst beehre; sie möge nur fortfahren, im Kloster ein gottseliges Leben zu führen, auf die Erlernung nützlicher Dinge auch ferner noch ihre Zeit verwenden und sich auf ihren künftigen Stand vorbereiten, sei es, daß sie dereinst als Braut Christi im Kloster verbleibe oder einem ebenbürtigen Mann ihre Hand reiche.

Die Aebtissin ahnte, welchen Eindruck diese Antwort auf den zornmüthigen Jüngling machen werde, und sann auf tausenderlei Mittel, die Jungfrau und das Kloster vor seiner Rache und Verfolgung zu schützen; endlich kam sie zu dem Entschluß, Pandolf dahin zu vermögen, seine Tochter heimlich aus dem Kloster zurückzuziehen und sie nach irgend einem sichern Orte zu

bringen, oder sie zu sich nach Znaym zu nehmen, da diese Stadt außer der Gerichtsbarkeit der Markgrafschaft Brünn liege. Ottokar aber hatte sich selbst schon gedacht, daß, wenn man auf sein Anerbieten nicht einginge, der Vater des jungen Mädchens dasselbe wahrscheinlich aus dem Kloster zurücknehmen würde, und da er den Gedanken, Yolanda zu verlieren, nicht ertragen konnte, so glaubte er einer Flucht derselben zuvorkommen zu müssen. Deshalb ließ er alle Ausgänge des Klosters von seinen Spähern beobachten und stellte auf den dahinführenden Wegen Getreue auf, die den Befehl hatten, sich Yolanda's, wenn sie den Versuch machen sollte, das Kloster zu verlassen, zu bemächtigen und sie nach einer entfernten Burg zu bringen; sei sie dann einmal in seinen Händen, so werde das Uebrige sich schon geben und ihr Vater, sei er, wer er sei, nöthigen Falls gezwungen werden können, seine Einwilligung zu geben. Es war ihm aber besonders daran gelegen, zu erfahren, ob die holdselige Jungfrau ihn liebe oder wenigstens ihm nicht so abgeneigt sei, um ihn zu verschmähen. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, sprach er eine im Lande herumziehende Krämerin an, die mit ihrer Waare sich auf den Jahrmärkten herum trieb und sich auch schon mehrmals im Schlosse zu Brünn hatte blicken lassen.

Dieses Handelsweib war eine hagere Zigeunerin mit pechschwarzem Haar, brauner Gesichtsfarbe, starkgebogener Nase und dunkeln, stechenden Augen, die wie glühende Kohlen glänzten, übrigens von regelmäßigen Gesichtszügen. Sie hatte mit ihrem umherstreifenden Volksstamme ein angeborenes diebisches

Gelüsten gemein und sie besaß dabei eine solche Verschmitztheit, daß sie durch ihr verstelltes Wesen auch den Vorsichtigsten und Klügsten zu täuschen im Stande war; sie wußte sich das Ansehen zu geben, als sei sie eine arme Verlassene und Unglückliche, die in Wind und Wetter und unter allen Mühseligkeiten ihr kärgliches Brod zu verdienen sich gezwungen sehe, und doch war ihre Seele voller Bosheit und teuflischer Ränke. Mit den Bäuerinnen spielte sie die Wahrsagerin und während das verschlagene Weib die Hand der arglosen Geschöpfe in ihrer Rechten hielt, um ihnen aus den Linien derselben ihr künftiges Schicksal zu verkünden, beraubte sie mit ihrer Linken sie ihrer Ohrgehänge und Ringe.

Ottokar ließ Swatiza — so hieß die Zigeunerin — im Geheimen zu sich kommen, und nachdem er ihr unter großen Versprechungen die strengste Verschwiegenheit anempfohlen und, im Falle sie ihn verriethe, mit seiner ganzen Rache, ja mit dem Tode selbst gedroht, fuhr er also fort:

„Swatiza, ich verlange einen wichtigen Dienst von dir. Ich vertraue dabei deiner bekannten Klugheit, und wenn du meinen Auftrag so ausführst, wie ich von dir erwarte, so sollst du, wie ich dir schon gesagt, reichlich dafür belohnt werden."

„Ihr könnt über mich gebieten, hoher Herr," antwortete das Zigeunerweib; „wenn die arme Swatiza irgend einen Dienst leisten kann, so steht sie gerne

Jedermann zu Gebote, um wie viel mehr einem jungen schmucken Ritter und mächtigen Gebieter, wie Ihr seid."

„Wohlan, so höre. Kennst du im Kloster jenseits des Waldes ein Edelfräulein Namens Yolanda, die von Znaym sein soll?"

„Ob ich sie kenne! Leuchtet sie doch unter allen Bewohnerinnen, die sich hinter diesen hohen Mauern aufhalten, wie der glänzende Abendstern vor den schwach-flimmernden Himmelslichtern hervor. Es ist die prachtvollste Rose in einem Beet gemeiner Feldblumen und mehr als einmal habe ich sie ob ihrer Schönheit angestaunt. Und dabei ist sie gut und freundlich und gar nicht stolz, obgleich man ihr sogleich ansieht, daß sie nur eine Fürstentochter sein kann. Ja, ja, im Kloster bin ich wohl bekannt, denn zeig' ich mich nur mit all den schönen Sachen, die ich zum Verkauf habe, dann heißt's sogleich: Swatiza ist da! und nun muß ich Alles vorzeigen und die jungen Mädchen umstehen mich und drängen sich heran, denn die eine will einen Rosenkranz, die andere ein geschnitztes Muttergottesbildchen, diese ein feingesticktes Sammettäschchen, wieder eine andere ein krystallenes Riechfläschchen, ein Nadelkissen und wie's der glänzenden und hübschen Dinge noch mehr gibt. Und wenn ich ihnen die heiligen Sachen, die ich mir alle zu verschaffen gewußt — Reliquien mit Splittern von der Arche Noe, Stückchen vom Brod des Melchisedech, Fäden vom Rock des heiligen Jakob von Compostella, Amulette, die den, der sie trägt, vor Krankheit und Tod bewahren, von weiland Papst Gregorius dem Großen ehemals gesegnete Kreuzchen von glänzendem Metall oder Ebenholz oder

Elfenbein — kurz, wenn ich ihnen die heiligen Gegenstände reiche, dann fasse ich sie nicht mit meiner bloßen Hand an, sondern umwickele sie vorher mit einem weißen Linnentuch und setze mich dabei auf die Kniee — denn Gott bewahre mich, daß ich das Heilige entweihen wollte! Ach, dann müßtet Ihr sehen, hoher Herr, wie gerührt die guten Schwestern werden; mit welcher Andacht sie diese Gegenstände der Verehrung küssen, die ich nur als Seltenheit und zum Verschenken, nicht zum Verkauf mit mir führe, und wogegen sie mir dann ein reichliches Almosen spenden."

„Schon gut! mach's nur kurz und sage mir, ob du mit Yolanda zu sprechen Gelegenheit hast."

„Ei freilich! warum denn nicht? Schwester Kunigunde führt mich immer in den Garten, wo die Zöglinge des Klosters sich erholen und unter den hohen Bäumen lustwandeln, — da kann ich mit Jeder sprechen, so viel ich will. Auch ist die schöne Yolanda nicht die letzte, die meine wunderhübschen und seltenen Sachen sehen will. Ja, ich erinnere mich noch, vor einiger Zeit — wann war's denn auch? — kurzum, sie durchstöberte meinen ganzen Kram und kaufte mir für drei blanke Goldstücke ein kleines Büchelchen ab, auf dessen Pergamentblättchen die ganze Passionsgeschichte des Heilandes in den schönsten Farben und mit reinem Gold belegt, abgebildet war, das mir ein frommer Mönch geschenkt hatte."

„Wenn das so ist, so höre. Du begibst dich in's Kloster und hast du nicht Waaren genug zum Verkauf anzubieten, so nimm hier diesen Beutel mit Goldgulden

und verschaffe sie dir, wo du sie bekommen kannst. Du richtest es so ein, daß du mit Jolanda allein sprechen kannst; gelingt dir das, dann überreichst du ihr dieses Halsgeschmeide und sagst ihr, Ottokar, Markgraf von Brünn, dem sie eine wilde Rose geschenkt, bitte sie, dieses geringe Andenken seinerseits anzunehmen, und nachdem du Alles, was du zu meinem Lobe sagen kannst, hervorgehoben, theilst du ihr mit, daß ich sie liebe und mich zu ihrem Ritter erkläre. Du suchst dann aus ihren Mienen und ihrem ganzen Verhalten zu erfahren, wie sie diese Erklärung aufnimmt und ob sie geneigt sei, mich zu ihrem Ehegemahl zu nehmen. Entgegnet sie dir, sie sei mir nicht ebenbürtig, so sollst du aus den Linien ihrer Hand erforschen, was sie eigentlich ist, denn ich weiß, du verstehst das. Ich für meinen Theil glaube, daß sie aus fürstlichem Geblüte stammt. Nicht wahr, durch deine Kunst erkennst du eines Jeden Ursprung?"

„Ganz gewiß," versetzte das schlaue Weib, das nun schon wußte, woran es war, „reicht mir nur einmal eure Hand, gnädiger Herr. Na, seht hier diese drei Linien, die mit der Lebenslinie zusammenlaufen. Nun wohl, sie bedeuten, daß eure Mutter in gerader Linie von Otto dem Großen abstammt und kaiserliches Blut in euren Adern fließt."

„Meiner Seel'! du sprichst wahr! Woher weißt du das? — Wer hat dir dies offenbart?"

„Das offenbart mir meine geheimnißvolle Kunst und ich kann euch sogar sagen, daß dieses weiße Fleck-

chen unten unter dem Nagel des Daumens eurer rechten Hand ein Zeichen ist, daß Ihr sogar mit dem großen Kaiser Karl verwandt seid."

„Bei diesen offenbaren Beweisen von Swatiza's Wahrsagerkunst gerieth Ottokar in große Freude und zweifelte nicht, daß es ihr leicht werden würde, Yolanda's Ursprung zu entdecken. In seiner Verblendung schenkte er der herumziehenden Betrügerin sein ganzes Vertrauen, während sie ihrerseits mit seiner Leichtgläubigkeit ein Spiel trieb, daß, wie sie nicht zweifelte, für sie recht einträglich werden konnte. Er achtete nicht darauf, welche Folgen seine unbedachtsame und blinde Leidenschaft nach sich ziehen würde, da er sich dadurch den Unwillen seines Vaters und den Zorn des Herzogs von Kärnthen, gegen den er einen Wortbruch zu begehen bereit war, zuziehen mußte. Nichts hielt ihn zurück und er entließ die Zigeunerin mit den Worten: „Geh' und bringe mir gute Mähr von Yolanda und du sollst es nicht zu bereuen haben. Wenn dir aber dein Leben lieb ist, so sprich mit Niemanden davon, was ich dir anvertraut, denn ich schwöre dir's bei meinem Schwerte, verräthst du mich, so ist's um dich geschehen; ich lasse dir deine Heidenzunge ausreißen und so lange auspeitschen, bis dir der letzte Fetzen Fleisch vom Leibe fällt."

Fünftes Kapitel.

Die nächtliche Stimme.

Als Pandolf die ihm von dem Boten der Aebtissin überbrachte Kunde vernahm, gerieth er in große Besorgniß, denn er wußte, daß Ottokar's unbeugsamer Sinn nur noch mehr würde aufgestachelt werden, wenn sich der Ausführung seiner Absichten Schwierigkeiten entgegenstellten. Das Kloster, worin Yolanda sich befand, stand unter der Gerichtsbarkeit des Markgrafen von Brünn und der Schirmvogt desselben war dessen Vasall. Die Nonnen vermochten der Gewalt keinen Widerstand entgegenzusetzen und hatten keine andern Waffen, als Bitten und Thränen. Die Leibwache des Markgrafen bestand meistens aus Söldlingen vom slavischen Stamme, Vandalen, die so oft vom Kaiser Heinrich dem Ersten geschlagen und über Deutschlands Grenzen hinausgetrieben worden waren, aber doch sich immer wieder zusammenrotteten und durch ihre unaufhörlichen Einfälle die benachbarten deutschen Völkerschaften beunruhigten. Die angeborne Wildheit dieser rohen Völker machte sie furchtbar; sie waren listig und raubgierig; nichts war ihnen heilig und sie verschonten weder heilige Oerter, noch Jungfrauen, Kinder und

Greise. Wiewohl sie äußerlich das Christenthum angenommen, so hatten sie doch ihre kriegerischen Gewohnheiten nicht abgelegt, sondern führten meistens ein umherziehendes Leben, ohne feste Wohnsitze zu haben und ohne mildere Sitten anzunehmen.

Pandolf konnte sich nicht verhehlen, daß, wenn Ottokar sich Yolanda's bemächtigen wollte, ihm dies durch Hülfe seiner wilden Rotte eben so leicht gelingen würde, wie dem Geier, das schutzlose Lamm in seine Krallen zu fassen und hinwegzutragen. Was sollte er indessen machen? Wessen Schutz ansprechen? Sich an den alten Markgrafen zu wenden, war zu bedenklich, denn Ottokar würde gewiß nicht unterlassen, ob eines solchen Schimpfs blutige Rache zu nehmen. Den Herzog von Kärnthen, den Vater der hintergangenen Braut Ottokar's, von dessen Verrath in Kenntniß setzen, hieße die Brandfackel des Krieges zwischen den beiden benachbarten Völkerschaften entzünden und für Yolanda die größte Gefahr herbeiziehen, indem man sie als das Hinderniß einer Verbindung zwischen den beiden Familien der Gebieter von Mähren und Kärnthen unzweifelbar ansehen würde. Unter diesen bedenklichen Umständen schien daher dem geängstigten Vater das Rathsamste, Yolanda den Klauen des ihr nachstellenden Löwen heimlich zu entziehen und sie an einen entlegenen Ort hinzubringen, wo er sie mit seiner wilden Leidenschaft nicht mehr verfolgen könnte.

Eben verschwanden die letzten Strahlen der untergehenden Sonne hinter dem Horizont, als ein Ritter sein Pferd der über die Iglawa führenden Brücke zu-

lenkte. Die Ringelhaube seines Panzerhemdes war so tief über seinen Helm gezogen, daß nur ein Theil seiner Züge sichtbar blieb. Unter dem Panzerrock trug er ein gepolstertes Wamms von grünem Sammetstoff; ein breiter Gürtel umgab seine Lenden, an dem ein schweres Schwert hing, während an der rechten Seite ein großer Dolch mit dreischneidiger Klinge darin steckte; Arme, Schenkel und Beine waren mit stählernen Schienen bedeckt und in der einen Hand trug er einen scharfen Speer. Dieser so vollständig bewappnete Ritter zog über die Brücke und verfolgte die Heerstraße, indem er es jedoch zu vermeiden schien, die Mitte derselben einzuhalten, wie Jemand, der auf seiner Hut sein will, um nicht bei einem Ueberfall von allen Seiten umringt zu werden. Es begann schon zu dunkeln, als er an einen Pfad kam, der in den Wald führte und den er, seinem Rosse eine rasche Wendung gebend, einschlug, ohne es zu unterlassen, sich häufig umzusehen, ob er verfolgt werde.

Der Wald wurde immer dichter und dunkler und der Rittersmann konnte nur langsam voranreiten und mußte jeden Augenblick mit dem Speere die vorstehenden Zweige entfernen, die den Weg verengten. Der im Abnehmen begriffene Mond ging erst spät auf und seine schwachen Strahlen drangen nur von Zeit zu Zeit an weniger dichten Stellen durch das Laubwerk und warfen ein bald wieder verschwindendes zitterndes Licht auf den einsamen Pfad. Endlich gelangte der nächtliche Reiter zu einer Lichtung, deren Mitte der Mond beleuchtete, während die Umgebung in das tiefste Dunkel gehüllt war.

Der Ritter hielt einen Augenblick an, um sich nach der Fortsetzung des Weges umzusehen. Die Stelle, wo er sich befand, war ein länglichrunder, mit Gras bewachsener Platz, in dessen Mitte drei hohe Buchen standen, deren dichte, in einander verschlungene Zweige sich von unten am Fuße ihrer Stämme an weit ausbreiteten. Der von denselben auf die dem Monde entgegengesetzte Seite geworfene Schatten glich einem auf dem Rasen liegenden ungeheuren Riesen. Die ringsum herrschende, nur zuweilen vom Gekreisch eines durch die Bäume schwirrenden Nachtvogels unterbrochene Stille, das Schauerliche der einsamen Gegend und die völlige Dunkelheit der ganzen Umgebung wären wohl geeignet gewesen, auch auf einen mehr Beherzten Eindruck zu machen und ihn nicht frei von einiger Furcht zu halten, um so mehr, da der Ritter wußte, daß er von Gefahren umgeben war und Nachstellungen ihm drohten.

Eben hatte er mit seinem Speer eine breitere Oeffnung zwischen den Bäumen an der entgegengesetzten Seite des Pfades, woher er gekommen, gefunden und wollte, sich Gottes Schutz empfehlend, voranreiten, da erscholl aus dem Walde eine Stimme, die ihm zurief: „Kehre um, Pandolf, und schlage den Weg wieder ein, auf dem du hierher gekommen, denn reitest du weiter, so droht dir große Gefahr. An allen Ausgängen des Waldes liegen Ottokar's Leute im Hinterhalt, um dich zu verhindern, deine Tochter aus dem Kloster wegzuführen. Du kannst seinen wilden Vandalen nicht entgehen. Kehre auch nicht mehr über die Iglawabrücke zurück, sondern setze etwas oberhalb der-

selben über den Fluß, da, wo du eine seichte Stelle finden wirst. Im Benediktinerkloster unfern Znaym sollst du beim Abte mehr vernehmen. Deine Freunde werden mit Gottes Hülfe Yolanda beschützen."

Der Burggraf hatte sich heimlich auf den Weg zum Kloster begeben, um seine Tochter von da fortzu bringen. Da er befürchten mußte, daß Ottokar seinem Vorhaben Hindernisse in den Weg legen würde, so beschloß er, die Reise bei nächtlicher Weile zu machen. Um den Spähern desselben zu entgehen, schlug er auch nicht den gewöhnlichen breitern Weg durch den Wald ein, sondern wählte einen schmalen, durch das Dickicht führenden, gewöhnlich nur von Fußgängern betretenen Pfad. Die plötzlich aus dem Waldesdunkel in seiner Nähe erschallende Stimme, die ihn bei seinem Namen nannte, versetzte ihn in solche Bestürzung, daß er gleich nach dem Speere griff und sich zur Wehre setzen wollte; sein Herz pochte hoch auf und er spähte, ob sich an der Stelle, von wo die Stimme herkam, irgend etwas einer menschlichen Gestalt Aehnliches entdecken ließe. Die dichte Finsterniß ließ ihn nichts unterscheiden und er vernahm auch nicht das geringste von den Bewegungen eines menschlichen Wesens zeugende Geräusch. Zuweilen jedoch flimmerte es vor seinen Augen, als stiegen weißliche Gestalten auf und nieder, allein er überzeugte sich gar bald, daß es nur das Spiel des Mondlichtes in dem vom Nachtwinde in Bewegung gesetzten Laubwerk der Bäume war.

Als er sich von seinem ersten Schrecken etwas erholt, erhob er nun auch seine Stimme und rief: „Wer

ist's, der solche Worte der Warnung zu dieser Stunde und an diesem einsamen Orte an mich ergehen läßt?" — Da keine Antwort erfolgte, so trieb er sein Roß bis ganz in die Nähe der riesigen Buchen, deren Zweige sich wie dunkle Massen in die Höhe erhoben, trennte mit dem Schaft seines Speeres das dichte Gesträuch auseinander und klopfte mit demselben auf die dicken Baumstämme; allein er vermochte nichts zu entdecken und die Stämme klangen nicht unter den Schlägen seines Speeres, als seien sie hohl. Als er sah, daß seine Bemühungen vergeblich waren, lenkte er endlich sein Roß wieder dem Pfade zu, der ihn zu dieser Stelle geführt, und versank allmälig in Nachdenken über das Wunderbare und Geheimnißvolle in dem eben bestandenen Abenteuer. Nach vielem Hin- und Hersinnen blieb er bei dem Gedanken stehen, daß die Aebtissin, von Ottokar's Absichten unterrichtet, Jemanden aus dem Kloster in den Wald geschickt haben müsse, um, wenn man ihn auf der Reise anträfe, ihn vor den Nachstellungen des jungen Markgrafen zu warnen. Manchmal glaubte er auch, ein guter, von dem gerechten Gott gesandter Geist habe die warnenden Worte an ihn ergehen lassen, oder sein Schutzengel, dem er nie unterließ, sich jeden Tag anzuempfehlen, habe seine Stimme erhoben, um ihn von der ihm drohenden Gefahr zu retten. Während er so seinen Betrachtungen nachhing, aber doch für einen etwaigen Angriff sich kampfbereit hielt, erreichte er allmälig das Ende des Waldes und näherte sich dem Ufer der Iglawa. Kaum hatte er aber die Gegend der Brücke erreicht, als er auf Pfeilschußweite hinter einem Gebüsch zwei Männer hervortreten sah, die, als sie seiner ansichtig wur-

den, auf ihn zustürzten und mit dem Geschrei: Warte, Verräther, das sollst du büßen! ihn überfielen und mit ihren kurzen Lanzen angriffen. Pandolf aber gab seinem Rosse eine rasche Wendung und stieß mit Blitzesschnelle dem einen der Wegelagerer seinen Speer von der Seite in den Leib, daß er todt niederstürzte; dann sein schweres Schlachtschwert, das er schon früher bereit gehalten, ergreifend, sprang er mit einem einzigen Satz auf den zweiten Räuber los und würde ihm unfehlbar den Kopf zerspaltet haben, hätte dieser nicht durch einen Seitensprung dem furchtbaren Hieb auszuweichen gewußt, worauf er dem Ritter einen Stoß mit seiner Lanze zwischen Panzer und Schenkelschiene beizubringen suchte. Pandolf wehrte aber den Stoß mit seinem Schwerte glücklich ab und versetzte seinem Angreifer zugleich einen solchen Schlag zwischen Schulter und Hals, daß er taumelnd niedersank.

Ohne sich ferner um die beiden Gefallenen zu bekümmern, verließ der Burggraf eilig den Kampfplatz, ritt den Fluß entlang, bis er die seichte Stelle fand, und setzte hier über den Fluß. Froh, der Gefahr entgangen zu sein, und begierig, fernere Aufschlüsse über das, was die Stimme im Walde ihm mitgetheilt, zu erhalten, spornte er sein treues Roß an und erreichte, nachdem er die ganze Nacht ohne Unterbrechung und fernere Abenteuer seinen Weg fortgesetzt, schon früh am Morgen das unter dem Abte Dauffer stehende Benediktinerkloster.

In diesen unglückseligen Zeiten roher Gewalt boten die Klöster den Unterdrückten, Verfolgten und denen,

die lebensmüde und enttäuscht über die Eitelkeiten der Welt, sie zu verlassen wünschten, einen sichern Zufluchtsort dar. Dort fanden sie Frieden, Gerechtigkeit, brüderliche Liebe, gastliche Aufnahme, Schutz und Freiheit. Dem Unglücklichen boten diese heiligen Häuser eine Stätte dar, wo er mit sich und der Welt sich aussöhnen konnte. Dem Darbenden verschafften sie Brod und dem fleißigen Arbeiter eine Hütte, einen Pflug und Sämereien, um sich seinen Unterhalt durch Bebauung des Bodens selbst zu verschaffen. Im Chore erscholl Tag und Nacht das Lob des Allerhöchsten, und in den engen Mauern der Zellen wurden die Schätze der Weisheit des Alterthums aufbewahrt. Von den frommen Männern beschäftigten sich einige mit Abschreiben von Büchern, andere pflegten Kunst und Wissenschaft oder befaßten sich mit zum Lebensunterhalt nützlichen Handarbeiten. Den Mönchen verdanken wir die schönsten Gebilde der Goldschmiedekunst, die herrlichsten Zeichnungen und Farbenverzierungen, die fleißigsten Ausarbeitungen in Holz und die Erhaltung des ganzen Schriftenthums früherer Zeiten; in ihre Gärten verpflanzten sie die nützlichsten Gemüse und Arzneikräuter, in ihren Laboratorien bereiteten sie Balsame und Arzneien gegen alle Wunden und Krankheiten; sie eigneten sich die Wundarzneikunst und Heilkunde an, und hätte es in den damaligen Zeiten keine Klöster gegeben, so wären ganze Bevölkerungen ohne Heilmittel und Pflege hingestorben. Den Klöstern des Mittelalters haben wir die Herbeischaffung so mancher nützlichen Hausthiere, die Verbesserung und Veredlung der Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht, die Bienenpflege und die Bearbeitung der Wolle und des Wachses zu verdanken.

Die Klöster waren gleichsam blumenreiche Oasen, die in der dürren Oede und dem brennenden Sand der großen Wüste der abendländischen Barbarei grünten. Erhoben sie sich an den Ufern der Flüsse, so sah man alsbald zur Bequemlichkeit der Reisenden Brücken über dieselben geschlagen, Mahlmühlen sich erheben und neue zur Kirche führende Wege angelegt. Wo Seen waren, sorgten sie für Fährten und Nachen zum Ueberschiffen von Waaren und Menschen; die Fischer versahen sie mit Barken und Geräthen und die am Ufer für dieselben erbauten Hütten bildeten bald den Kern sich darum erhebender Dörfer und Weiler. War das Kloster von Morästen, Sümpfen und stehendem Gewässer umgeben, so legten die Mönche Rinnsale zum Abfluß des Wassers an, füllten Vertiefungen und Schluchten aus, ebneten Anhöhen, verbanden ungleichen Boden zu einer Fläche, rodeten Wälder aus und brachten es durch unermüdliche, harte und schwere Arbeiten dahin, ausgedehnte Moorgründe und ganze sumpfige Gegenden in fruchtbares Ackerland und trockene Wiesen umzuwandeln, den Segen der Landwirthschaft und Viehzucht herbeizuführen, während in Städten und Burgen manchmal bitterer Mangel an den nöthigsten Lebensbedürfnissen herrschte. Sie reinigten die Luft, bevölkerten die Einöden und ermöglichten und erleichterten den Verkehr der Völker durch Anlage von Wegen, Straßen und sonstigen Verbindungsmitteln.

Unser Zeitalter, das die Mönche als ein unnützes der bürgerlichen Gesellschaft zur Last liegendes Geschlecht, nur gar zu gerne vertreiben möchte, vergißt, daß es eben diesen Mönchen die Gesittung zu verdanken hat,

auf die es so stolz ist. Weiß vielleicht Italien, dieser Garten von Europa mit seinen bewunderten herrlichen Gefilden der Lombardei, Venetiens, Aemiliens und seines südlichen Theiles bis Apulien nicht, daß zur Zeit, wo diese Erzählung spielt, seine schönsten Aecker und fruchtbarsten Felder nur unabsehbare Sümpfe und Urwälder waren? Mag aber auch die menschliche Bosheit undankbar, niedriggesinnt und vergeßlich sein, mag sie des alten Löwen spotten: für Jeden wird seine Zeit kommen und Allen ihr Recht widerfahren, denn Gottes Walten wird nie aufhören.*)

Pandolf war, wie der Leser weiß, von der unbekannten Stimme im Walde an den Abt Dauffer verwiesen worden und er hatte sich mehrere Mal fragen müssen, wie derselbe von seiner Absicht in Bezug auf seine Tochter habe Kunde erhalten können. Mit diesem Gedanken noch immer beschäftigt, erblickte er endlich die hohen Mauern, die das Kloster umgaben. In diesen kriegerischen Zeiten hatten selbst die friedlichen

*) Um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, lese man nur die Abhandlung von Muratori und besonders die Geschichte der Klöster von Nonantola, Bresello, des heil. Peter in Modena, des heil. Benedikt in Ferrara, zu St. Zeno in Verona, der heil. Justina in Padua, des heil. Sixtus in Piacenza, des heil. Johannes von Parma und man wird daraus ersehen, in welchem Zustande sich die Lombardei und Venetien im neunten, zehnten und elften Jahrhundert befanden. Man vergleiche die darin geschilderten Moräste, Sümpfe und mit Gestrüpp bedeckten Gegenden mit den üppigen Feldern, die uns die Mönche verschafft und deren man sie 1810 beraubt hat, um sie an Juden, Wucherer und Fremde zu verschleudern, zum großen Nachtheil so vieler Tausende armer Landbewohner, die von den Klöstern ihr tägliches Brod empfingen.

Zufluchtsstätten der Religion starke Schutzmauern mit Schießscharten, Thürmen und Basteien, um Leben und Eigenthum gegen die Einfälle zu vertheidigen, welche die wilden Horden und slavischen und sarmatischen Völker von Zeit zu Zeit in dieses Land thaten. Noch in unsern Tagen sieht man in Italien Ueberbleibsel solcher Befestigungswerke, unter andern zu Nonantola, an dem Kloster des Monte Cassino und zum heiligen Zeno in Verona, sowie am Vatikan und zu Sankt Sabina auf dem Aventin in Rom.

Die Zugbrücke, welche über den Graben führte, war noch aufgezogen, weil sie erst nach Sonnenaufgang niedergelassen wurde. Pandolf stieg daher ab, trat aus der Umpfählung wieder heraus und begab sich hinter ein in der Nähe befindliches Buschwerk, wo er sein Pferd anband und so lange warten wollte, bis der Zugang zum Kloster offen sein würde. Kaum stand er einige Augenblicke da, als Pferdegetrampel seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Wirklich erblickte er durch das Laubwerk eine Anzahl bewaffneter Klosterknechte, die am Brückenkopf Halt machten; er hielt sie für eine Sicherheitswache, die von ihrer nächtlichen Runde in der Umgegend zurückkam. An der Brücke öffneten sie das Visier ihrer Helme, schlugen sich den Staub von ihren Panzern ab und stießen darauf in's Horn. Auf dieses Zeichen erschien auf der Zinne der Warte ein Thurmwart, dem sie sich nun zu erkennen gaben. Während dies geschah, entspann sich zwischen einem der Klosterknechte, einem riesengroßen, bärtigen Menschen und einem seiner Kameraden folgendes Gespräch:

„Bei Sankt Pölten, Meinhard," sprach der Eine, „der braune Ungar hat dir verteufelt zugesetzt! Der verfluchte Kerl hieb tüchtig ein!" .

„Sieh dich nur selbst an, Faselhans," antwortete der Andere; „denn es fehlte wenig, so hätte dein Großmaul zum letzten Mal geschrieen; mich wundert, daß du noch so davongekommen."

„Ja, meiner Treu! Ich habe ihm aber auch Eins eingesalzen, daß ihm die Lust vergehen wird, noch einmal mit uns anzubinden. Wenn er seine Hand mit nach Hause genommen, so muß sie nur noch an einer schwachen Faser hangen. Du weißt, daß Wolf nicht mit sich spaßen läßt; wer sich an ihn reibt, muß zusehen, wie er davonkommt." —

„Aber sag' mir doch," unterbrach ihn Meinhard, „was wollte nur der wilde Markgraf, daß er diese Nacht seine wüsten Schlingel in Hinterhalt gelegt hatte? Ohne Zweifel wollten diese Galgenvögel auf irgend einen Wehrlosen Jagd machen. Es ist ihnen aber schlecht bekommen. Von den ersten Vier, die hinter St. Stephans Pfeiler auf der Lauer lagen, hat gewiß keiner die Mähr von dem, was sie diese Nacht erfahren, nach Brünn gebracht; dessen sei versichert."

„Und die andern Strauchdiebe, auf die wir am Kreuzwege trafen, wissen auch davon zu erzählen, denn sie haben Haar genug zurückgelassen. Donner, wie habe ich, als sie uns anfielen, einen von ihnen mit meinem Flammberger zugerichtet und einem Andern

Eins gerade in sein Maul versetzt, daß ihm noch lange seine Hauzähne davon wackeln werden!"

„Ja," fiel hier ein Dritter, der stämmige Leupold ein, „ich sah, wie der Kerl zurücktaumelte, eben als ein Anderer von der Seite auf Wolf losstürzte, dem ich aber meinen Speer so in seinen ausgehungerten Wanst rannte, daß er noch lange in der Ewigkeit darüber nachdenken wird."

„Sagt mir aber einmal," sprach Meinhard, „wer hat's denn mit den beiden Lumpen, die am Ufer der Iglawa im Sande lagen, zu thun gehabt? Der Eine von ihnen muckste sich gar nicht mehr und der Andere schnitt' grimmige Gesichter über einen teufelsmäßig klaffenden Ritz am Halse. Der Kerl sah aus zum Erbarmen, und wäre er nicht einer der verfluchten Raubvögel gewesen, ich hätte Mitleid mit ihm haben können. Die sind auch auf den rechten Mann gefallen! Wahrscheinlich war der, mit dem sie es zu thun gehabt und der sie so zugerichtet hat, Einer, der über die Brücke setzen wollte. Von unsern Leuten kann's keiner gewesen sein, denn uns allein hat ja der hochwürdigste Herr Abt den Befehl ertheilt, diese Nacht die Runde zu machen."

Als Pandolf dies fürchterliche Gespräch der Klosterknechte vernahm, dankte er Gott, der Gefahr entgangen zu sein, aber er vermochte noch immer nicht das Räthsel zu lösen, wer ihm im Walde die Warnung zugerufen. Wie konnte der Abt schon Kunde von Ottokar's Nachstellungen und seiner eigenen Reise zur Aebtissin Theutberga haben? Je mehr er darüber nachsann, je weniger

konnte er das Geheimniß durchdringen, so daß es ihm am Ende vorkam, als sei Alles nur ein Traum gewesen.

Da der Thurmwart noch nicht heruntergekommen war, die Zugbrücke herab zu lassen, so fuhren die Klosterknechte in ihrer Unterhaltung fort.

„Der scharfe Morgenwind hat mich verteufelt hungrig gemacht,“ sprach einer derselben; „ich werde dem Kellermeister heute etwas zu schaffen machen.“

„Wir müssen dem Bruder Columbanus ein wenig die Kutte striegeln,“ bemerkte ein Anderer, „daß er uns ordentliche Schnitten geräucherten Specks reicht, oder gar eine gebratene Hammelskeule. Der gutherzige alte Mann ist zwar sparsam im Allgemeinen und besonders, wenn es sich von seiner eigenen Person handelt, aber er kann Niemanden etwas abschlagen. Donnerwetter! was der uns manchmal vorsetzt, wenn er sieht, daß uns der Magen bellt! Das Wasser kommt mir in den Mund, wenn ich daran denke!“

„Ha, das glaub' ich!“ versetzte wieder ein Dritter. „Du bist ein Vielfraß sonder Gleichen! Dein Gesicht sieht aus wie vergilbtes und verschrumpftes Pergament und doch lässest du so viel durch deinen Schlund wandern, daß man sagen sollte, in deinem hagern Leibe stecke eine Tonne.“

„Ha ha ha!“ lachte der eben Angeredete laut auf, „eine Tonne — das wünschte ich, wenn der Kellermeister, der freundliche Pater Luitprandus, bei guter

Laune ist und uns einen Humpen nach dem andern des köstlichen braunen Gerstensafts vorsetzt, den unsere Mönche so vortrefflich zu brauen verstehen. Das muß man sagen, die frommen und guten Herren lassen es uns an nichts fehlen! Ich glaube aber auch, jeder von uns ginge für sie durch's Feuer."

„Richtig bemerkt, Junge!" — fiel hier Wolf ein — „ich wünsche mir auch keinen bessern Herrn Abt und seine guten Mönche, denn sie behandeln uns, als wären wir ihre Kinder. Setzen sie uns doch sogar bei festlichen Gelegenheiten jedem einen ganzen Humpen alten Ungarweins vor! Ha, wenn ich den im Leibe fühle, dann möchte ich es mit jedem Feinde aufnehmen, und stände mir selbst ein Roland entgegen, ich fürchtete mich nicht; ich wünsche mir dann ordentlich einen Strauß herbei, und würde jene fremden Hallunken, die sich beim Markgrafen eingenistet haben, mit Vergnügen kommen sehen."

Hier rasselte endlich die Zugbrücke herab. Der Thurmwart öffnete das mit Eisen beschlagene schwere Thor und die Kriegsleute zogen hinein, worauf der Eingang zum Kloster wieder geschlossen wurde, da die Sonne noch nicht aufgegangen war. Die Waffenknechte bezogen eine auf dem ersten Klosterzwinger liegende große Halle, legten dort ihr Rüstzeug ab und begaben sich dann, ohne viel Zeit zu verlieren, in das für sie bestimmte Refektorium, wo ihnen Bruder Luitprandus schon mit lächelnder Miene entgegen kam. „Na, Kinder," sprach er mit gewohnter Freundlichkeit, „hat's diese Nacht was abgesetzt? Ei, Kunz, du blutest ja,

ich sehe die Tropfen auf deiner Armschiene; geschwind, ziehe dein Wamms aus, ich hole indessen Bruder Dominikus, der wird dich verbinden."

„Bemüht euch nicht, Bruder Luitprandus," — entgegnete Kunz — „es ist wahrhaftig nicht redenswerth. Einer von den bärtigen Vandalenhunden hat mich mit seiner Lanze kaum geritzt, und ich und meine Kameraden wünschten lieber ein Pflaster für unsere hungrigen und durstigen Magen, als für meinen Arm."

„Ach ja, Kinder, Ihr sollt's gleich haben; ich kann mir's wohl denken, daß ihr Appetit haben müßt. Ihr sollt nach eurer nächtlichen Arbeit einen ordentlichen Morgenimbiß bekommen."

Bei diesen Worten eilte der gute Klosterbruder hinweg und es dauerte nicht lange, so kam er in Begleitung mehrerer Küchenjungen, die große zinnerne Humpen schäumenden Biers, mächtige Schüsseln mit Fleisch und große Brode herbeibrachten.

Die Waffenknechte lagerten sich sofort an die langen Tische und während sie sich's wohl sein ließen, gestattete Pandolf, der, als er die Klosterpforte wieder zuknarren hörte, sich aufs Gras niedergelassen hatte, seinen von den Beschwerden und Aufregungen der Nacht müden Gliedern einige Ruhe und fiel bald in Schlaf. Es dauerte aber nicht lange, da wurde er von dem lauten Schalle von Hörnern aufgeweckt. Er erhob sich sogleich, um zu sehen, was dies zu bedeuten habe. Da sah er zwei Hornbläser heranreiten und hinter denselben

eine Abtheilung Bewaffneter mit gezogenen Schwertern; hierauf folgten zwei Mönche mit über den Kopf geschlagener Kapuze auf weißen, mit scharlachrothen Decken behangenen Maulthieren reitend; dann zwölf gepanzerte Lanzenknechte; diesen folgten zwei Stabträger oder Herolde, die über ihrem reichen Waffenrock einen mit goldenen Buckeln verzierten Panzer und einen schimmernden Helm trugen, und auf deren Schild das Wappen des Abtes Dauffer, bestehend aus einem Löwenkopf auf azurblauem Felde mit einer von Stab und Schwert durchkreuzten Mitra darüber, abgebildet war. Die Stäbe der Herolde liefen in eine Spitze aus und waren mit silbernen Ketten an deren Arme befestigt.

Etwas weiter kam der Abt selbst zwischen zwei Rittern, die ein langes Schwert trugen, das sie mit beiden Händen hielten; er ritt einen schneeweißen Rappen mit gewirktem Stirnband und auf dem Kopf einen Busch von drei Straußfedern tragend; das Stangengebiß war von Gold und der Zügel kostbar verziert; Schweif- und Brustriemen waren mit Spangen von Gold- und rothen Fäden besetzt, die Decke bestand aus blauem Atlas und der Sattel aus amaranthrothem Sammt mit einem Knopf von glänzendem Topas und hatte silberne breite Steigbügel. Ueber des Abtes Schultern hing ein weiter Mantel mit einer Kapuze daran. Hinter ihm kamen vier Bewaffnete, zwischen denen sich Maulthiere befanden, die mit Bettzeug, Decken, Mundvorrath und Tischgeschirr beladen waren, denn wer sich zu diesen Zeiten auf Reise begab, mußte solche Dinge mitnehmen. Den Schluß bildete eine andere Abtheilung bewappneter Klosterknechte.

Beim Schalle der Hörner beeilte sich der Thurmwart, der ohne Zweifel den Zug schon mochte ankommen gesehen haben, die Zugbrücke fallen zu lassen. Sämmtliche Ritterslente und Mannen stellten sich nun auf beiden Seiten auf und der Abt zog zwischen beiden Reihen, Allen den Segen ertheilend, hindurch. Als er im innern Klosterzwinger angekommen, sprangen die beiden Stabträger von ihren Rossen, faßten den Zelter ihres Gebieters beim Zügel und halfen ihm absteigen.

Pandolf, der, selbst unbemerkt, den Zug hatte vorüberziehen sehen, sprach bei sich selbst: „Der Abt war also diese Nacht nicht im Kloster, und er muß wohl besondere Gründe gehabt haben, es mit so starker Begleitung zu verlassen. Die Stimme im Walde gab mir die Weisung, mich zu ihm zu verfügen, weil er mir Rath und Schutz ertheilen wolle. Er hat diese Nacht seine Leute ausgesendet, um die Gegend zu durchstöbern. Wie konnte er aber wissen, daß Ottokar etwas gegen mich im Schilde führte? Wo ist er selbst gewesen? Alles dieses ist für mich ein Räthsel."

Während diese Gedanken in seinem Kopfe herumgingen, bestieg er sein Roß, ritt über die Brücke und, an der innern Klosterpforte angekommen, begehrte er, mit dem Abte zu sprechen.

„Der hochwürdige Herr ist ermüdet," antwortete der Pförtner; „er hat gestern das Kloster bei Sonnenuntergang verlassen und ist eben erst von der Reise heimgekehrt. Ihr werdet selbst einsehen, daß es sich

nicht geziemen wird, ihn jetzt schon zu stören, bevor er noch ein wenig des Leibes gepflegt. Wollt Ihr mir aber, Herr Ritter, zum Bruder Kellermeister folgen, so könnt Ihr mittlerweile einen Imbiß zu euch nehmen; Ihr möget vielleicht desselben bedürfen, da auch Ihr mir ermüdet zu sein scheint."

Als der Burggraf dieses Anerbieten durch seine beifällige Miene nicht zurückzuweisen schien, ließ der Pförtner ihn eintreten und gab dann einem in der Nähe stehenden Stallbuben einen Wink, worauf dieser das Roß beim Zügel faßte und, nachdem der Ritter abgestiegen, es in den Stall führte.

Sobald der Kellermeister des Fremden ansichtig wurde, sprach er mit freundlicher Miene: „Gott grüß' euch, edler Ritter! Seid uns herzlich willkommen in den Mauern unseres Klosters. Da es noch so früh am Tage ist und Ihr ohne Zweifel noch nüchtern sein werdet, so möget Ihr mit einem einfachen Frühstück fürlieb nehmen. Laßt es euch gefallen, mir in's Refektorium zu folgen."

Hier ließ sich Pandolf den ihm nach kurzer Weile vorgesetzten Imbiß, bestehend aus einem Stück kalten Hirschbraten, Weizenbrod und einem gewaltigen Krystallhumpen, auf welchem das Wappen des Abtes zierlich eingegraben war und über dessen Rand der Schaum des hellbraunen Gerstensaftes hervorquoll, trefflich munden. Als er nach einer halben Stunde hinlänglich gesättigt war und Bruder Luitprandus sich wieder eingefunden hatte, sprach der Burggraf, vom Tische aufstehend:

„Habt Dank für eure freundliche Bewirthung, Bruder Kellermeister; Ihr seht, ich habe weidlich zugesprochen und brauch' euch nicht zu sagen, daß es mir baß geschmeckt hat. Wenn's nur nicht unbescheiden wäre, möchte ich den Wunsch aussprechen, zu eurem hochwürdigen Herrn Abt geführt zu werden, da mich sehr darnach verlangt, der Unterhaltung mit ihm zu pflegen."

Der Klosterbruder antwortete, indem er lächelnd sich die Hände über einander rieb:

„Wenn ich euch, Herr Ritter, die Wahrheit gestehen soll, so ist unser hochwürdiger Abt kaum erst in's Kloster zurückgekehrt und er hat sich eben in seine Zelle begeben, um die Reisekleider abzulegen. Bei seiner Ankunft sagte er mir jedoch, im Falle ein Ritter Namens Pandolf hier eintreffen sollte, man ihm dies melden und den Fremden nach der heiligen Messe zu ihm führen möge."

„Der, von dem Ihr sprechet, bin ich selbst," sagte Pandolf, „und es würde mich höchlich freuen, wolltet Ihr mich sobald als möglich zu dem hochwürdigen Abte führen. Ich will aber doch den guten Herrn nicht stören, wenn er etwa, statt in's Chor zu gehen, der Ruhe zu pflegen beliebte, was ihm bei seinem hohen Alter wohl zu statten kommen möchte."

„Ei, Herr Ritter, glaubt Ihr denn, unser Herr Abt wollte auch nur ein einziges Mal im Chore fehlen? Bei den Metten, und selbst im Winter, wenn's manchmal grimmig kalt ist, ist er immer zuerst in seinem

Stuhl. Dabei ist er so streng im Fasten, daß manchmal zwei Laienbrüder ihn stützen müssen, wenn er in seine Zelle zurückkehrt. Seit dreißig Jahren, daß er Abt ist, hat er noch nie, wenn er im Kloster anwesend war, bei den Horen gefehlt. Ich weiß nicht, weshalb er gestern nach der Complet ausgezogen ist und die ganze Nacht draußen zugebracht hat. Ein wichtiges Geschäft war's jedenfalls, was ihn gestern so plötzlich abberufen. Ohne Zweifel ein Werk der Wohlthätigkeit oder die Nothwendigkeit, irgend einem Bedrängten Beistand zu leisten, denn bei solchen Gelegenheiten scheint der Gottesmann weder die Last der Jahre, noch die strenge Witterung oder die Beschwerlichkeiten einer Reise mehr zu fühlen. Er läßt sich durch nichts abhalten, wenn's gilt, ein gutes Werk zu vollbringen. — Dann scheut er nicht die wüthendsten Feinde, noch die größte Uebermacht. So viel ich in der kurzen Zeit von den Reisigen, die den nächtlichen Zug mitgemacht, erfahren konnte, mußten sie, als sie jenseits der Iglawa angekommen, Halt machen und sich dort aufstellen, worauf der Abt sich allein und nur von zwei Klosterbrüdern begleitet, auf den Weg, der nach Krumau führt, machte. Den Ort, wohin sie eigentlich gingen, wußten die Mönche selbst nicht anzugeben, denn als sie bis zu einer gewissen Stelle gekommen, die der Abt ihnen unter dem Gebot des Gehorsams zu verschweigen befahl, wo sie ihn erwarten sollten, trennte er sich von ihnen; allein er sei noch nicht weit von ihnen entfernt gewesen, da hätte es sie in der Stille der Nacht bedünkt, als spreche er mit Jemanden laut und als ließe sich auch eine andere Stimme vernehmen, die ihm zu antworten schien. Bald darauf sei er wieder zu ihnen zurückgekehrt."

Pandolf hörte diesen Bericht des Kellermeisters aufmerksam an, ohne sich jedoch etwas merken zu lassen. Da der gute Mönch glaubte, der fremde Ritter habe keine Lust, das Gespräch weiter fortzusetzen, so bat er Pandolf, ihm in die für die Fremden bestimmte Halle zu folgen. Diese Halle war ein großer, gewölbter Raum mit einer Reihe eckiger Pfeiler in der Mitte und bildete das Erdgeschoß eines weitläufigen, von dem eigentlichen Kloster ganz getrennten Gebäudes, in dessen oberm Theile sich eine Menge kleiner Schlafkammern zur Aufnahme der Wanderer und im Kloster einsprechender Fremden, so wie die Behälter zur Aufbewahrung von Lebensmitteln befanden. In den unterirdischen Gewölben dieses Gebäudes waren Küchen, Keller und andere Vorrathskammern angebracht. In den letztern befand sich ein ungeheurer Vorrath gedörrten Fleisches von Schlachtvieh und Wildpret, so wie von sonstigen Lebensmitteln. In dem Theil der hinter den Küchen befindlichen Gewölbe waren Bäder angebracht, die durch eine Vorrichtung mit warmem Wasser gefüllt werden konnten und worin Wanderer, die manchmal im Winter halb erstarrt vor Kälte ankamen, sowie auch Kranke, die es bedurften, gebadet wurden. An einer andern Seite des Gebäudes war die Apotheke, worin alle mögliche Salben, Balsame und Heilmittel, welche die Mönche alle selbst zu bereiten verstanden und wozu sie in dem Klostergarten die meisten Kräuter zogen, vorräthig waren. Ueberall bis in die kleinsten Theile herrschte eine bewunderungswürdige Reinlichkeit und Ordnung, die dadurch besonders erhalten wurde, daß die Mönche, wenn sie nicht dem Gebete und dem Gesange oblagen, immer sich

beschäftigten, über die im Kloster anwesenden Laienbrüder und Dienstleute eine stete Aufsicht führten und sie eben so wohl durch gute und wahrhaft väterliche Behandlung, als durch Strenge, wo sie nöthig war, anhielten, jederzeit pünktlich ihre Pflicht zu thun. Hunderte Arme und Hülfsbedürftige aus der ganzen Umgegend empfingen täglich zu festgesetzten Stunden ihre Nahrung aus dem Kloster, sowie Heilmittel und Stärkung für ihre Kranken. Die Fremdenhalle war meistens mit Wanderern und Verirrten besetzt, denn in der damaligen Zeit gab es manchmal weit und breit kein Wirthshaus und die Klöster allein boten ein Unterkommen für Reich und Arm dar.

Der Kellermeister führte den Burggrafen eine breite steinerne Treppe hinauf in einen langen Gang, auf dessen beiden Seiten sich die Kämmerlein für die Fremden befanden; er öffnete eine der Thüren und bat den Ritter, einzutreten. Dieser fand in einer Ecke der reinlichen Zelle seinen Schild, Speer, sowie das Reitzeug seines Pferdes, Alles bereits vom Staube gereinigt und blank geputzt, aufgestellt.

Bruder Luitprandus beurlaubte sich nun auf kurze Zeit von ihm mit den Worten, er werde ihn nach der Terz abholen kommen und zum hochwürdigen Abte führen.

Sechstes Kapitel.

Abt Dauffer.

Als nach Beendigung der Messe und Terz der Kellermeister Pandolf abholen kam, fand er ihn auf einer eichenen Truhe neben dem Bette sitzend und, wie es schien, in Gedanken versunken. Ohne ein Wort zu sagen, erhob er sich und folgte dem Mönch, der ihn zu dem Sprechzimmer des Abtes führte, ihn eintreten hieß und sich dann wieder entfernte.

Der Abt Dauffer lebte sehr einfach und streng und seine Schlafzelle unterschied sich beinahe in nichts von jenen der übrigen Klosterbewohner. In den Gemächern jedoch, wo er die Fremden empfing, herrschte für die damalige Zeit fürstliche Pracht und Reichthum. Die Wände waren mit auf Kalk gemalten Darstellungen aus dem Leben einzelner Heiligen bedeckt. Die Figuren derselben waren unverhältnißmäßig groß und hatten steife Stellungen und die Gewänder bildeten scharfeckige Falten; allein trotz der Unbeholfenheit, die sich darin kundgab, lag doch in den Gesichtern ein Ausdruck von Milde und Tiefinnigkeit, wogegen, wenn Bösewichter

zu den Scenen gehörten, diese als wahre Scheusale in den Zügen abgebildet waren und widerliche Fratzen darstellten. In den auf der einen Seite befindlichen Darstellungen aus dem Leben des heiligen Benedikt sah man denselben, wie er, noch jung, sich in einer Höhle befand und ein Rabe ihm Nahrung brachte; dann daneben, wie die Mönche von Sankt Como ihn mit Wein vergiften wollten, und das Glas in dem Augenblick, wo der Heilige es an die Lippen bringen wollte, in Stücke zersprang. Ferner war zu sehen, wie der heilige Placidus in's Wasser stürzte und sein Gefährte, der heilige Maurus, auf den Wellen einherging und ihn bei den Haaren herausriß. An einer andern Stelle war der heilige Gregor der Große abgebildet, den Mönch Augustinus aussendend zur Bekehrung der Engländer, aus deren Mitte der heilige Bonifazius, der Apostel der Deutschen, Wilfried, der Apostel der Sachsen, Ludgerus, der die Westphalen und Frießen bekehrte, Rumbertus, von welchem die Dänen und Norweger das Christenthum annahmen, und Gerardus, der Bekehrer der Ungarn und Böhmen, hervorgingen. In einem andern Gemache waren die Wände mit farbigem und in Gold verziertem Savianleder überzogen. An den Decken sah man in den Räumen zwischen den dicken Balken das Wappen des Abtes, mit Arabesken verziert, abgebildet. Die Zimmergeräthe, wie Schränke, Truhen, Tische und Sessel aus schwerem Eichenholz waren mit allerlei Schnitzwerk in halberhabener Arbeit und mit den wunderlichsten Thiergestalten verziert und auf den Schränken und Gesimsen standen Pokale und Humpen von farbigem Glas, oder aus kostbarem Holz mit Perlmutter und Schildpatt eingelegt. Zwischen den

Fenstern hing das in Elfenbein geschnitzte Bild des Heilandes, dessen metallenes, vergoldetes Kreuz von kostbaren Steinen funkelte. Vor den längs den Wänden angebrachten festen Bänken lagen auf dem aus vielfarbigen Steinen künstlich zusammengefügten Boden Bären- und Wolfshäute als Fußteppiche.

Pandolf war noch nicht von seiner Verwunderung, solche Pracht und Kostbarkeit an diesem Orte anzutreffen, zurückgekommen, als sich eine Thüre öffnete und der Abt ihm mit freundlichem Lächeln entgegentrat und mit den Worten seine Hand ergriff: „Ich heiße den edlen Burggrafen Pandolf von Magdeburg im Namen Jesu Christi herzlich willkommen!"

Pandolf gerieth in das größte Erstaunen, denn er glaubte, in Mähren sei sein Name und Stand gänzlich unbekannt; es war ihm unerklärlich, wie der Abt wissen konnte, wer er eigentlich sei. Er suchte sich indessen zu fassen, nahm eine heitere Miene an und küßte dem frommen Greise die Hand, worauf dieser ihn stillschweigend nach seiner Zelle führte. Was er hier sah, war eine aus rauhen Brettern bestehende und mit Rindshäuten bedeckte Lagerstätte, eine Truhe von Eichenholz an der Wand, die zugleich zum Sitzen diente, und eine hohe Bank vor einem einfachen Tische, auf welchem ein Kruzifix, ein Bild der heiligen Jungfrau, ein Todtenkopf und einige Pergamentbände lagen. Der Tag drang nur durch eine mit Leinwand überspannte kleine Fensterlucke ein — kurz, Alles athmete hier ein Leben der Entsagung und Buße.

„Verzeihet, edler Herr," sprach der Abt, „wenn ich euch an diesen stillen Ort führe, um ungestört mich mit

euch unterhalten zu können. Gewöhnlich betreten die Großen der Erde diese Zelle nicht, aber ich weiß, daß Ihr für die Kirche Gottes und wegen eurer Treue gegen den einzigen rechtmäßigen Stellvertreter Christi leidet und es also nicht verschmähet, hier an dieser schlichten Stelle, fern von allem Prunk und irdischer Eitelkeit, euch neben einem Diener des Allerhöchsten niederzulassen. Nur der knechtische Sinn und die Unwissenheit der Weltlinge hat die Aebte genöthigt, eine äußere Pracht an Tag zu legen, weil in unserer Zeit, wo das Recht nicht auf der Vernunft, sondern nur auf Macht und Ansehen beruht, christliche Armuth, Milde und Demuth mit Füßen getreten werden und sich keine Achtung verschaffen würden. Die großen Besitzthümer der Kirche machen uns zwar zu Herren reicher und ausgedehnter Fluren, deren Ertrag zum Dienste und zum Unterhalte der Armen verwendet wird, allein die weltlichen Großen verachten uns, und suchten wir uns nicht gegen ihre Macht zu bewaffnen, so würden sie sich unseres Besitzthums bemächtigen und unsere Hörigen und Pflegbefohlenen in die härteste Knechtschaft versetzen. Wir müssen also einen Schein von Größe und Macht annehmen, unsere Sitze, wo nur der Frieden walten sollte, mit festen Mauern umgeben, Kriegsknechte halten, nicht um irgend Jemanden anzugreifen, sondern um die Rechte der Kirche, unser eigenes Leben, das Gut der Wittwen und Waisen, das Brod der Dürftigen und Kranken und die Sicherheit unserer Getreuen zu vertheidigen. In den Prunkgemächern, die Ihr eben verlassen, empfange ich die dem Kloster lehnspflichtigen Ritter und Burgherren, aber ich bewohne diese Zelle, und hier beweine ich meine Sünden und

seufze über die Drangsale unserer, der Wuth ihrer Feinde preisgegebenen Kirche. Als ich vor einigen Jahren hierher kam, um im reich ausgeschmückten Versammlungssaale des Klosters, umringt von meinen Mitbrüdern, über das Wohl meiner Unterthanen und die Rechte des Klosters zu berathschlagen, da schämte ich mich, hier von Ueppigkeit und Ueberfluß umgeben zu sein, während ich wußte, daß unser heiliger Vater, der wahre Papst Alexander, vertrieben von dem Eindringling Cadolaus, in der Verbannung umherirrte, daß der Stellvertreter Christi, entfernt vom Vatikan, obdachlos dahin gekommen, sich eine Zufluchtsstätte erbetteln zu müssen. Seitdem hat der gottlose Guibert von Ravenna es versucht, Gregor des päpstlichen Stuhles zu berauben, und führt einen mörderischen Krieg gegen ihn. Ich erinnere euch an diese Beispiele, weil auch Ihr in die Reichsacht gethan und die Feinde der Kirche euch des Besitzthums eurer Vorfahren beraubt haben. Laßt indessen euer Vertrauen nicht sinken: Der Allmächtige gibt nicht zu, daß der Mensch über seine Kräfte versucht werde, und Er verleiht den Betrübten den Muth, edelherzig die Prüfung zu ertragen und sich dadurch den Kranz ewiger Glorie zu verdienen."

„Das euch jetzt bevorstehende Leid ist vielleicht noch schmerzlicher, als der Verlust eures väterlichen Erbes. Eure Tochter schwebt in Gefahr und der junge Markgraf stellt euch nach, weil Ihr ihm Yolanda's Hand versagt habt und jeder Widerstand ihn zur Gewalt treibt, denn, wie bei so vielen Jünglingen, macht die Leidenschaft ihn blind. Wenn Gott mir aber seinen Beistand leiht, dann soll er euch kein Haar auf eurem

Haupte krümmen und eure Tochter nicht in seine Hände fallen, denn die Rathschlüsse des Himmels scheinen sie für etwas Würdigeres zu bestimmen, als die Gattin eines Menschen zu werden, der sie durch seine Zügellosigkeit und die Verachtung aller Sitte nur unglücklich machen würde. Euer jetziger Aufenthalt gehört zwar nicht zu der Markgrafschaft Brünn, aber dennoch könnt Ihr dort großer Gefahr ausgesetzt sein. Mein Rath ist daher, daß Ihr sofort Znaym verlasset und euch mit eurer edlen Gemahlin nach Böhmen begebet, wo ich zahlreiche und mächtige Freunde habe. Ihr werdet in der Abtei Opatowir freundliche Aufnahme finden. Ich gebe euch eine Schutzwache von einigen Getreuen mit und werde auch Leute vor euch voraussenden, um auszukundschaften, ob der Weg, den Ihr einzuschlagen habet, überall sicher ist und keine Gefahr euch droht. Haltet euch deshalb morgen bei Tagesanbruch bereit und vertraut euch denen an, die sich euch durch das Losungswort: „Treue dem heiligen Vater!" zu erkennen geben."

Pandolf ergriff des biedern Greises Hand, drückte sie innig und sprach: „Eurem Schutze, ehrwürdiger Vater, verdanke ich Freiheit und Leben und eure beruhigenden Worte in Betreff meines Kindes gießen Balsam in mein wundes Herz. Yolanda ist das einzige Gut, das mir meine Feinde nicht geraubt haben; ich lebe nur noch für sie. Ich empfehle sie eurem Schutze an und werde nie vergessen, was Ihr, edler Menschenfreund, für mich und sie gethan. Ach, es wird mir schwer, mich noch weiter von diesem theuern Kinde zu entfernen, und ich scheide nicht ohne Besorgniß um Yolanda's Schicksal."

Beruhigt euch ihretwegen, mein Freund; ich werde sie nicht aus den Augen verlieren, wiewohl ich es nicht für rathsam halte, selbst mit ihr zu verkehren, da Aller Blicke auf sie gerichtet sind. Sollte Ottokar Gewalt brauchen wollen, so ist auch dieser Fall vorausgesehen. Es wird ihm nicht gelingen. Uebrigens steht auch Yolanda unter dem Schutze der heiligen Gottesmutter, die sich der Unschuld annimmt und die Bedrängten nicht verläßt. Ich hoffe zu Gott, euer Kind bald in eure und eurer edlen Gattin Arme zu führen; sollte dies aber noch einige Zeit verzögert werden müssen, so laßt deshalb den Muth nicht sinken und vertraut auf des Himmels Beistand, denn Gott lebt noch."

„Erlaubt mir nun noch, hochwürdiger Herr Abt, euch eine Mittheilung zu machen. Als ich gestern Abend, bewaffnet, wie Ihr mich seht, mich auf den Weg nach dem Adelgundiskloster begab und nachdem die Nacht schon eingebrochen, durch den Brünner Wald ritt, vernahm ich an einer lichten Stelle, wo ich einen Augenblick Halt machte, eine Stimme, die mich bei meinem Namen nannte und mir gebot, nicht weiter zu reiten, da mir Gefahr drohe. Ich verlangte Aufklärung darüber, wer mir diese geheimnißvolle Warnung gebe, allein ich erhielt keine Antwort. Ich durchsuchte, so viel es mir die Dunkelheit erlaubte, das nahe Gebüsch, aber vergeblich. Da wußte ich nicht, was ich von diesem seltsamen Vorfalle halten sollte, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß in diesem Lande, wo ich Allen unbekannt lebe, Jemand sich um meine Schritte bekümmere und sich meiner annehmen würde. Sollte vielleicht ein überirdisches Wesen, eine hingeschiedene

Seele zur Abbüßung ihrer Sünden in diesen Waldungen bei nächtlicher Weile umherirren, um den einsamen Wanderer vor Unglück zu warnen?"

„Es war nicht die Seele eines Abgestorbenen," erwiderte der Abt, „die jene Worte an euch richtete; es war vielmehr ein lebendiger Mensch, der wegen eures treuen Beharrens im Guten, eurer Leiden um der Gerechtigkeit willen und eurer Standhaftigkeit in der Trübsal den regsten Antheil an euch nimmt. Ich weiß dies, denn ich selbst war in der Nähe und habe den gesehen, der zu euch gesprochen."

„Aber wer ist es denn?"

„Seid deshalb unbekümmert, edler Herr; Ihr sollt es zu seiner Zeit erfahren, und euer Beschützer wird auch fortan für euch handeln."

Bei diesen Worten stand der Abt, da eben die Kirchenglocke zur Hora ertönte, auf und fügte hinzu: „Ich muß euch jetzt verlassen und in's Chor eilen. Wir sehen uns aber nachher wieder, da ich euch zum Mittagstisch erwarte.

Als die Stunde zum Essen gekommen, führte Bruder Columbanus den Burggrafen in ein an das Refektorium stoßendes helles Gemach mit einer Aussicht auf den Klostergarten. Der Abt setzte sich auf einen einfachen Stuhl, während für Pandolf ein mit rothem Sammet überzogener, reichlich ausgeschnitzter Sessel bereit stand. Unter dem reichen Silbergeschirr, womit die Tafel besetzt war, befand sich auch ein Aufsatz, der als ein

Meisterwerk der Silberschmiedekunst gelten konnte. Er stellte den heiligen Benedikt vor, auf einem Felsenstück sitzend, wie er dem vorgeblichen König der Gothen erklärt, er sei nur Totila's Mundschenk, und dem Könige selbst weissagte, er werde Rom einnehmen, aber nach neun Jahren der Tod ihn erreichen. Die Speisen wurden auf silbernen Schüsseln herbeigebracht, das Wildpret und Geflügel vom Truchseß des Abtes zerlegt und aufgetragen, während der Bruder Kellermeister dem Gaste kostbaren Ungarwein in einem Silberhumpen credenzte. Der Abt selbst aß aber nur aus einem zinnernen Napf etwas Fleischbrühe, dann ein wenig gesalzenen Fisch und gemeines Brod und trank dabei anderes nichts als Wasser. Er war dabei so unbefangen und in seinem ganzen Wesen sprach sich eine solche Güte und Weisheit aus; seine Unterhaltung war so anziehend und zeugte von so viel Welterfahrung und Menschenkenntniß, daß Pandolf ihn nicht genug bewundern konnte und mit hoher Aufmerksamkeit seinen Worten zuhörte.

Währenddessen sahen die dienenden Laienbrüder und Küchendiener den fremden Gast, wenn er es nicht merkte, an und unterhielten sich mit einander über denselben.

„Wer mag denn das sein?" fragte Einer. — „Jedenfalls ist es ein vornehmer Herr, sonst würde der gestrenge Herr Abt ihn nicht wie einen Herzog bewirthen."

„Vielleicht ist's ein Verwandter von ihm," bemerkte ein Anderer, „denn der hochwürdige Herr soll

ja auch einstmal ein angesehener Rittersmann gewesen sein."

„Ich halte ihn vielmehr," bemerkte ein Dritter, „für einen Pilgrim, der nach Rom zieht, denn er ist ganz allein und ohne alle Begleitung."

„Hast du denn nicht gesehen, daß er gerüstet ist und Schwert und Lanze mit sich führt? Ich glaube, er ist ein irrender Ritter, der zu einem Turniere zieht oder einen Zweikampf auf Tod und Leben zur Darlegung der Unschuld einer der Zauberei angeklagten Jungfrau bestehen will. Sieht er doch ganz wie ein tapferer Kämpe aus."

„Ja, bei St. Stephan, ich möchte ihm nicht in die Hände fallen! Sieh nur einmal diese kräftigen Fäuste, diese nervigen Arme und den funkelnden Blick seiner Augen an!"

Als das Mahl zu Ende war, beurlaubte sich der Burggraf beim Abte, der sich wieder in seine Zelle begab, worauf Pandolf seine Waffen herbei holte, sein Roß bestieg und den Weg nach Znaym einschlug.

Der Abt Dauffer war der Sohn eines edlen, mit dem Landgrafen von Thüringen verwandten Ritters. In seiner Jugend hatte er sich eine Zeitlang als Leibpage Kaiser Heinrich des Dritten am Hofe aufgehalten und sich die Gunst dieses großen Kaisers erworben, der ihn mit sich nahm, als er nach Italien und Rom zog und in Verona mehrere Mal wegen der lombardischen Kriege und der zwischen den Städten und Burgherren ausgebrochenen Fehden sein Hoflager hielt.

Während seines Aufenthalts in Italien fand Dauffer Gelegenheit, den hochherzigen Charakter, die Großmuth und Tapferkeit des Markgrafen Bonifaz von Canossa zu bewundern; er hatte sich an dessen Hofe aufgehalten und war mehrmals während der Kämpfe in Parma und Burgund von seinem Herrn mit Aufträgen dahin gesandt worden. Als tapferer und tugendsamer Ritter stand er bei Beatrix und Mathilde in besonderer Achtung; auch hatte er mehrere Mal Gelegenheit, sich mit dem Cardinal Hildebrand lange zu unterhalten, da er häufig in Angelegenheiten der Kirche und zur Ausrottung der von den Päpsten und Konzilien verdammten Ketzereien, sowie der Simonie und Unenthaltsamkeit der Geistlichen, an die abendländischen christlichen Höfe gesandt wurde. Als er sich einst bei Hildebrand befand und die Sittenreinheit und Heiligkeit dieses in der Rechtswissenschaft so erfahrenen und den Geist der Könige der Erde so bewältigenden Mannes bewunderte, der dabei ein so demüthiges, losgeschältes und bußfertiges Leben führte, fragte er ihn in vertraulicher Weise, durch welche Tugend der Mensch im Stande sei, solche Erhabenheit und Größe mit so demuthsvoller Selbstverleugnung, solche geistige Kraft mit so vieler Sanftmuth zu vereinigen. Da gab ihm Hildebrand zur Antwort: „Wir vermögen das allein dadurch, daß wir Christus nachahmen; diese Weisheit lernt man aber nicht an den Höfen, sondern unter dem Kreuze."

Diese Worte, aus denen der lebendige Glaube, der den frommen Kardinal durchglühte, hervorleuchtete, machten auf Dauffer's Gemüth einen so tiefen Eindruck,

daß, als er mit dem Kaiser nach Deutschland zurückkam, er Allem, was er besaß, sowie der Freundschaft des ihn mit seinem ganzen Vertrauen ehrenden Fürsten entsagte und in die Abtei Fulda als Noviz eintrat. Der ganze Hof gerieth in Erstaunen über diesen Entschluß eines mit Schönheit, Reichthum, Edelsinn und Verstand ausgestatteten Jünglings, der durch sein ritterliches Betragen, sein glänzendes Auftreten, seine Kampffertigkeit und seine stets unbesiegt gebliebene Tapferkeit eine wahre Zierde desselben ausmachte.

Kaum hatte der ehemals so angesehene, lebensfrische, an Glanz und Reichthum gewöhnte Ritter die Schwelle der Klosterpforte überschritten und das dort herrschende Leben der Entsagung und Buße verkostet, da wurde er zum Staunen selbst der ältesten Mönche der demüthigste, zerknirschteste und bußfertigste Mensch, den man nur sehen konnte. Sein langes und schönes Haar wurde ihm bis auf die Haut abgeschoren; statt eines weißen seidenen Wammses zog er eine grobe und rauhe Kutte an; an Stelle zierlich anliegender Schuhe umgaben hölzerne Sandalen seine Füße; seine ehemals so stolze Haltung war verschwunden und er trat jetzt in schlichter Weise wie einer der Geringsten einher. Seine früher so klare und einnehmende Stimme, verbunden mit großer Gewandtheit der Rede, war einem bescheidenen und demuthsvollen Schweigen gewichen; er, der bis dahin die kräftigsten und wohlschmeckendsten Speisen genossen, empfing fortan zu seiner Nahrung nur abgekochte Kräuter, schwarzes Brod und Wasser, und sein Nachtlager bestand aus harten Brettern.

Wer könnte umhin, die Kraft jener Gnade zu bewundern, die allein es vermag, so plötzliche Umwandlungen im Menschen zu bewirken und den mit allen Glücksgütern ausgestatteten Weltling in einem Augenblick zu einem ganz andern Menschen umzuschaffen und ihn über die Macht der Gewohnheit zu erheben, die für seinen Geist und Leib wie eine zweite Natur ist! — Wie oft gingen nicht im Mittelalter solche unerwartete und gänzliche Umwandlungen vor bei hochfahrenden, stolzen, zum Zorn geneigten Männern, die stets mit dem Schwerte dreinzuschlagen bereit, nach Anderer Gut begierig und häufig ungeachtet ihrer Verwilderung in Ueppigkeit und Weichlichkeit versunken waren! Wir sehen Könige, Herzoge, Grafen und sonstige Großen, nachdem sie ihre Jugend in Lust und Sinnlichkeit, in Schlachten und Turnieren verbracht, plötzlich den Entschluß fassen, in einen der strengsten Orden zu treten und unter den härtesten Regeln in abgelegenen, von jedem menschlichen Verkehr entfernten Klöstern zu leben, gehüllt in ein rauhes Bußgewand, sich kümmerlich nährend mit den geringsten Speisen, auf harter Erde schlafend, einen Theil der Nacht im Chore zubringend und den Tag über sich schwerer Arbeit überlassend. Und doch waren sie, wie andere Menschen, von Fleisch und Blut; sie liebten Lust, Bequemlichkeit und Vergnügen wie die Menschen unserer Tage, und dennoch stehen wir, obgleich wir nicht zu Kampf und Krieg und zur Ertragung harter Beschwerden auferzogen worden, weit hinter diesen Männern alter Zeit zurück, wenn es sich davon handelt, unsern natürlichen Hang zum Genuß und weichlichen Leben zu überwinden. Der Grund dieses Unterschiedes liegt

aber darin, weil diese edlen Christen von einem lebendigen und unerschütterlichen Glauben an Christus und das letzte Gericht durchdrungen waren. Dieser Glaube diente ihnen mit Hülfe der göttlichen Gnade zum Sporn und trieb ihren Willen an, über dies stets widerstrebende und zur Weichlichkeit und Eigenliebe sich hinneigende Fleisch zu siegen. So sehen wir auch noch heut zu Tage den Glauben dieselbe Macht über so viele zarte Jungfrauen ausüben, die, in Reichthum und Ueberfluß erzogen, festen Schritts und edlen Sinns als Clarissinnen, Carmeliterinnen oder Franziskanerinnen den schmalen Pfad des Klosterlebens wandeln und deren von himmlischer Wonne überströmendes Herz bei den Abtödtungen, durchwachten Nächten, Entbehrungen und Strengheiten freudig aufjauchzt. Lassen wir die Anhänger eines sogenannten aufgeklärten Christenthums immerhin ihr Geschrei erheben, unser gebildetes Zeitalter eigene sich nicht für eine solche entsagende Lebensweise. Als wenn Christus nur für die ehemalige Welt am Kreuze gestorben sei und er der neuen Welt vorbehalten habe, die ewige Krone der Verherrlichung auf blumenreichen Pfaden lustwandelnd zu erlangen, statt die rauhen Abhänge des Calvari unter Mühseligkeiten und Beschwerden zu erklimmen.

Nachdem Dauffer mehrere Jahre unter der strengen Regel zu Fulda gelebt, verbreitete sich der Ruf seiner Weisheit und Tugend so, daß die Mönche in Mähren ihn zu ihrem geistlichen Führer auf dem Wege der Vollkommenheit begehrten und ihn zum Abt erwählten. Er begab sich dahin, und seine hohe Umsicht und sein eigenes Beispiel bewirkten bald, daß

sämmtliche unter ihm stehende Klöster sich durch die strenge Beobachtung der Regeln und hohe Frömmigkeit auszeichneten und der ehrwürdige Abt im ganzen Lande sowie in den benachbarten Ländern in höchster Achtung stand und allgemein verehrt ward. Er hatte besonders sein Augenmerk auf die Heilung der Wunden gerichtet, woran die damalige Zeit besonders litt, nämlich die Zügellosigkeit, Raubsucht und Ungerechtigkeit der Großen. Durch Klugheit, Ueberredungskunst und manchmal sogar durch Anwendung von Gewalt gelang es ihm, allmälig christliche Gesinnung zur Geltung zu bringen. Er durchwanderte ganz Mähren, das damals mit ungeheuren Wäldern bedeckt und dessen Flüsse zu überschreiten an den meisten Stellen nicht möglich oder für den Wanderer mit großen Gefahren verknüpft war. Wo sich nicht zu umgehende Engpässe befanden, hatten verruchte Raubritter auf der Spitze der Felsen feste Burgen erbaut, von welchen aus sie die Vorübergehenden überfielen und sie alles Dessen beraubten, was sie mit sich führten; Widerstand war nicht möglich, und wollten sie sich widersetzen, so wurden sie entweder ermordet oder, wenn es angesehene und reiche Leute zu sein schienen, gefangen genommen und in das Raubnest fortgeschleppt, um dort in tiefen Burgverließen zu verschmachten, im Falle sie sich durch ein kaum zu erschwingendes Lösegeld nicht loskaufen konnten.

Fiel diesen Wegelagerern auf solche Weise nicht genug Beute in die Hände, so sandten sie ihre Helfershelfer nach allen Seiten aus, die, als Hirten, Waldhüter und Kohlenbrenner verkleidet, den Wanderer, der aus Besorgniß die offene Straße vermieden hatte, auf

Irrwege führten und den Händen ihrer Mitgesellen überlieferten.

Da, wo Brücken über Flüsse führten, wurden von diesen Zwingherren Thürme errichtet und der Zugang versperrt, um von Jedem, der hinüber mußte, schwere und willkürliche Abgaben zu erpressen. Die Fährleute der Nachen zum Uebersetzen waren von ihnen gedungene Gesellen, die den Reisenden, wenn das Fahrzeug in der Mitte des Flusses angekommen war, statt an das jenseitige Ufer zu bringen, den Fluß hinunterfuhren bis da, wo die Burg des Raubritters lag und wo er beraubt und auf das Schnödeste behandelt wurde.

Diese Gefahren waren allen Ländern des Abendlandes gemein, aber doch am häufigsten in den Gegenden vorhanden, die vom Mittelpunkte des Reiches am entferntesten lagen, wie Mähren. Der Abt Dauffer war über diese und ähnliche Erpressungen und Räubereien höchlich entrüstet, und da er bei den ausgedehnten Besitzungen und dem Reichthum seines Klosters eine hinreichende Zahl Kriegsknechte halten konnte, um den Burgherren, die sich solchen Ungerechtigkeiten überließen, nöthigenfalls Widerstand zu leisten oder sie zu züchtigen, so forderte er sie auf, von ihrem schändlichen Thun abzulassen. Die Kirche, als eine um das Wohl ihrer Kinder stets besorgte Mutter, hat strenge Strafen gegen solche Mißbräuche der Gewalt ausgesprochen; sie verhängte den Bann über Jeden, der Grausamkeit oder Erpressung ausübte gegen Reisende und besonders gegen solche, die zum Grabe der heiligen Apostel Petrus und Paulus, des heiligen Jacobus von Gallizien und nach Jerusalem

wallfahrteten. In diesem Zeitalter des Glaubens trugen diese Maßregeln sehr viel zur Sicherheit der Wege bei.

Kaum war Dauffer zu seiner neuen Würde erhoben, so ließ er den dem Kloster lehnspflichtigen Burgherren zu wissen thun, daß er ihnen unter Strafe des Verlustes ihres Lehns verbiete, den Reisenden die geringste Unruhe zu bereiten; er befahl ihnen, die, welche sie in ihrer Gefangenschaft hielten, sofort ohne Lösegeld frei zu geben und ihnen das geraubte Gut, sowie ihre Pferde wiederzuerstatten. Auf die andern Burgbesitzer suchte er durch seine einflußreichsten und gefürchtetsten Lehnsleute einzuwirken; blieben dann alle Vorstellungen, Warnungen und Bitten ohne Erfolg, so zog er selbst mit seinen Reisigen und Kriegsknechten vor die Burg dieser unverbesserlichen Raubritter, und ergaben sie sich nicht, so verjagte er sie aus ihrem Schlupfwinkel und entriß ihnen die Opfer ihrer schändlichen Habsucht. Dann sah man diesen sonst so sanften und gegen Jeden so mildreichen Mann mit regster Thatkraft und Unerschrockenheit die Belagerungsarbeiten leiten, die Wälle und Mauern ersteigen und, einer der Ersten, in die Burg dringen, wo sein erstes Werk war, in die dunkeln Verließe zu eilen, um die dort schmachtenden Unglücklichen zu befreien. Da fand er sie manchmal mit schweren Fesseln beladen, oder an die Wand mit eisernen Ringen angeschmiedet, abgemagert wie Gerippe, mit tief eingefallenen Augen und verwildertem Barte, daß sie wie Bilder des Jammers anzusehen waren. Einige dieser Unglücklichen hatten durch den Modergeruch und die Dunkelheit des feuchten Kerkers das Licht der Augen verloren; Andern hatte das stete

Reiben der Eisenketten Wunden bis auf die Knochen an ihrem Leibe verursacht; noch Andere waren durch die Stellung, die sie fortwährend anzunehmen sich genöthigt sahen, krumm und zusammengeschrumpft geworden; beinahe Allen waren durch den nassen und schmutzigen Boden die Beine geschwollen. So waren die Burgverließe in diesen Raubschlössern beschaffen, in denen ganze Jahre lang unglückliche Wanderer elendiglich schmachten mußten, die nichts verbrochen und nur das Unglück gehabt hatten, jenen grausamen Wegelagerern in die Hände gefallen zu sein, die sie für reich hielten und von ihren Angehörigen ein starkes Lösegeld erwarteten.

Gewiß konnte der Abt Dauffer kein edleres und großmüthigeres Werk beginnen. Jene Schwätzer der neueren Zeiten, die entweder aus Unwissenheit oder wegen ihres Gelüstens nach dem Kirchengut die gehässigsten Behauptungen gegen die Klöster vorbringen und allerlei über deren früheren Reichthum faseln, wissen nicht oder verleugnen es mit Fleiß, welchen edlen Gebrauch die Aebte und Mönche zu Gunsten der Unglücklichen von ihren Gütern machten.

Der stets von seinem Gefühl für alles Edle und Wahre geleitete heldenmüthige Abt ließ es aber bei dem Gesagten nicht bewenden, sondern zeigte sich bei allen Gelegenheiten als unerschrockenen Vertheidiger der Gerechtigkeit und unermüdlichen Kämpfer für die Wahrheit.

Als Alexander der Zweite zum Oberhirten der heiligen Kirche zu Rom erwählt worden, sahen die

Anhänger einer lockeren Zucht und straflosen Ungebundenheit diese Wahl mit scheelen Augen an und riefen gegen denselben unter dem Vorwand, er sei ohne Zustimmung des Kaisers gekrönt worden, einen Gegenpapst hervor, und dieser Eindringling, Cadolaus, ein treu- und ehrloser Mensch, rückte an der Spitze deutscher und lombardischer Heerschaaren gegen Rom, um den rechtmäßigen Stellvertreter Jesu Christi zu zwingen, ihm die Tiara abzutreten.

Sobald Dauffer von dieser über die Kirche gekommenen Drangsal Kunde erhielt, schrieb er an die Kaiserin Agnes und bat sie im Namen des Lammes Gottes, nicht zuzugeben, daß die Bösen das ungenähte Kleid des Erlösers zerrissen und der Christenheit ein so verabscheuungswürdiges Aergerniß gegeben würde; vielmehr möchte sie bedenken, daß Alexander durch seine rechtmäßige und nach herkömmlicher Ordnung vorgenommene Wahl der wahre Papst sei, und Jeder, der gegen ihn auftrete, gegen Christus, die Weisheit Gottes und ewige Wahrheit, selbst auftreten würde; daß Cadolaus ein Eindringling sei, der sich in die Kirche eingeschlichen, nicht durch die Thüre, sondern durch das Fenster wie ein Dieb und Mörder, gleich einem grausamen Wolf, der sich in den Schafstall schleicht, um die treuen Schafe des Hirten des Herrn zu zerfleischen und zu morden; deshalb sollte sie sich erweichen lassen und dem kirchenräuberischen, mörderischen Anfall zuvorkommen und ihr so gütiges und mitleidsvolles Herz bei der Stimme des Blutes der Märtyrer, bei den Thränen der Jungfrauen, den Bitten der Beichtiger, dem Aufschrei und Flehen aller Christen öffnen. Gott,

Gott selbst, der den Fürsten das Schwert zur Vertheidigung der Kirche, zum Schutz der Unterdrückten, zur Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und zum Schrecken der Gottlosen in die Hand gegeben, würde ihrem Arm wie dereinst der Judith Stärke verleihen und die ganze Christenheit sie einstimmig als das Heil und den Ruhm Israels ausrufen.

Sollte — fügte er hinzu — die weltliche und arglistige Stimme der bösen Mächte sie umzischen, so sei dies das Zischen giftiger Schlangen, denen man das Ohr verschließen und den Zugang in Geist und Herz verwehren müsse; sie möchte besonders darauf wachen, daß der von den Anhängern des Gegenpapstes erzogene junge Heinrich, die Hoffnung des Reichs, die rechtmäßigen Hirten nicht verachten lerne; daß er den giftigen Hauch des Ungehorsams nicht einathme und dadurch sein Glaube nicht geschwächt werde, sein Geist nicht dem Zweifel und sein Herz nicht dem Verderben anheimfalle; sonst würde er, wenn er herangewachsen und die Zügel der Regierung führe, von Irrthum in Irrthum fallen, sich nur seinem Trotz überlassen und seinem Stolze folgen, sich von seinen Gelüsten nach den Gütern der Kirche hinreißen lassen, nach nichts Anderm trachten, als nach Unterdrückung und auf solche Weise die seiner Leitung anvertrauten Völker zum allgemeinen Unheil zum Aeußersten treiben. Dann aber würden die Thränen der göttlichen Braut auf das Herz Jesu fallen, der sie liebe und ehre, und Heinrich würde keinen Frieden finden, denn Gott behalte es sich zwar manchmal vor, die Verbrecher erst in jenem Leben zu bestrafen, oft aber liege seine furchtbare Gerechtigkeit

schon hienieden schwer auf den Verfolgern seiner heiligen Braut.

Wohl sah der fromme Abt voraus, daß mehrere die Kaiserin umgebende ränkevolle Großen, sowie jene Geistlichen, welche sich der Habsucht und Ungebundenheit der Sitten überließen, auf Agnesens frommes und edles Herz einzuwirken suchen würden, weil sie zu viele Ursache hatten, zu fürchten, Alexander möchte bei seiner großen Frömmigkeit und Tugend die eingerissenen ärgerlichen Mißbräuche mit strenger Gerechtigkeit ahnden und denselben ein Ziel setzen. Dauffer bot also seinen ganzen Eifer und all seine Thatkraft auf, um mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht den gottlosen Cadolaus zu bekämpfen, indem er sowohl die getreuen Anhänger Alexanders in ihrer edlen Anhänglichkeit zu befestigen, als auf alle mögliche Weise die Verirrten zurückzuführen, die Unentschlossenen zu überzeugen, die Lauen anzufeuern und die Unwissenden aufzuklären suchte. Wie eine eherne Mauer erhob er sich gegen die Schismatiker, ertrug unerschrocken den Zorn und die höllische Wuth, die sich auf allen Seiten erhoben und ganz Deutschland und Italien über den Haufen zu stürzen drohten. Voll Unverzagtheit, pflegte er zu sagen, wenn Feuer im Hause ausgebrochen sei, reiche der Wille, es zu löschen, nicht hin, und es sei nicht genug, zu wehklagen und sich die Haare auszureißen, sondern man müsse zugreifen, die Nachbarn herbeirufen, mit Wasser herbeieilen und die Flamme zu ersticken suchen. Bei den unter den Völkern vorgehenden großen Erschütterungen fehlt es nie an Heulern, Verzagten und Unglückspropheten, die die Hände in den Schoß legen

und dabei Ach und Weh schreien und behaupten, Alles gehe verkehrt in der Welt, es sei Alles verloren und keine Hoffnung mehr, daß es anders werde. Währenddeß arbeiten die Schurken und Ränkeschmiede im Geheimen, setzen Alles in Bewegung; rühren sich nach allen Seiten, regen Den auf und schüchtern Jenen ein, wenden Drohungen und Schmeicheleien an, bedienen sich der Lüge und Verläumdung und suchen ohne Rast und Ruhe ihre sträflichen Absichten zu erreichen. Das Volk meint es im Ganzen immer gut, liebt Wahrheit und Rechtschaffenheit, aber da es mit den Schlichen der menschlichen Bosheit nicht bekannt ist, so wird es unter dem Schein des Guten und Wahren leicht in Irrthum geführt. Deshalb muß man wachsam sein, wenn's Noth thut, stets und überall belehren, aufklären und warnen, den Bösen entgegen treten da, wo sie Schaden und Unheil anrichten können, und die verderblichen Pläne der Wühler und Aufwiegler zu vereiteln, besonders aber die Einflußreichen für die gute Sache zu gewinnen suchen, da ein Einziger eine große Menge nach sich ziehen und ein ganzes Heer von Einem Manne zum Siege der Gerechtigkeit, aber auch zur Unterdrückung der Menschheit gewonnen werden kann.

Von diesen weisen und kräftigen Gedanken geleitet, ließ sich Dauffer keine Mühe verdrießen, suchte die Fürsten an ihren Höfen, Grafen, Ritter, Bischöfe und Aebte auf, um auf sie einzuwirken. Wurde er an einer Stelle schnöde abgewiesen, so verfügte er sich an eine andere; wollte der Eine nichts von seinen Vorschlägen wissen und vermochte keine Beredsamkeit und Triftigkeit

der Gründe dessen Starrsinn zu brechen, so war das für den unermüdlichen Abt kein Grund, sich nicht an einen Andern zu wenden und dort von Neuem zu versuchen, für die gute Sache zu wirken. Bald rüttelte er an den Gewissen, indem er Furcht vor der Zukunft in den Gemüthern erweckte, bald spornte er den Eifer an, Alles für die Sache der Gerechtigkeit dranzusetzen, und rief einen edlen Unwillen gegen die Feinde Gottes und der Kirche hervor. So suchte er überall zu belehren, anzufeuern, zu trösten und, wenn das Alles nichts half, mit edlem Freimuth zu warnen und mit den Strafen des höchsten Richters zu drohen. Während der ganzen Dauer des Pontifikats Alexanders gestattete sich Dauffer nicht einen Augenblick Ruhe, und als Cadolaus von den Römern überwunden wurde und sich nur mit großer Mühe in die Engelsburg geflüchtet hatte, wendete der dem rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche in unerschütterlicher Treue ergebene Abt mit Godfried von Lothringen Alles an, damit der Gegenpapst nicht entfliehe, und als es demselben dennoch gelang, zu entkommen, hörte er nicht auf, durch Wort und Schrift gegen ihn aufzutreten.

Daß ein solcher Mann bei dieser unausgesetzten Thätigkeit von seinen Feinden Alles zu fürchten hatte, ist leicht einzusehen; allein er ließ sich durch nichts abschrecken und verfolgte unverdrossen seinen Weg, jedoch so viel Vorsicht anwendend, wie es ein von Feinden umgebener kluger Feldherr zu thun pflegt. Die so niedrig standen, daß sie ihm nicht schaden konnten, beachtete er nicht, und bekämpfte die, welche ihn offen angriffen, indem er sich so viel als möglich vor

Verrath hütete und sich in allem Uebrigen der göttlichen Fürsehung überließ, die liebevoll über ihren treuen Diener wachte, wovon er mehr als einen offenbaren Beweis empfing; denn es widerfuhr ihm mehrmals, daß er in die Hände ihm auflauernder Mörder fiel, sie ihn aber nicht erkannten. Mehr als einmal war der Dolch schon gegen ihn gezückt, und er ward dennoch befreit, ohne zu wissen, wie es zugegangen. Auch traf es sich, daß er durch das Gebiet seiner grimmigsten Verfolger kam, die einen hohen Preis auf seine Gefangennehmung gesetzt, und dennoch entging er wie durch ein Wunder ihren Händen.

So kam er eines Tages, wo er sich nach Rottenstein begeben wollte, begleitet von zwölf Reisigen, die ihm als Schutzwache dienten, bei Sonnenuntergang in ein Dorf, wo er abstieg und seinen Begleitern gebot, auszuruhen und ihre von der anstrengenden Reise sehr ermüdeten Rosse in den Stall zu führen, indem er allein sich nach dem zwei und eine halbe Meile entfernten, jenseits des Gebirges liegenden Prämonstratenserkloster begeben wollte, dessen Prior er durchaus noch an demselben Abend sprechen müsse. Er gab seinen Leuten Befehl, ihm andern Tags in der Frühe dahin zu folgen, ließ sich vom Wirthe ein Pferd geben, das er, um keine Zeit zu verlieren, ohne es vorher satteln zu lassen, sogleich bestieg und sich auf den Weg machte. Er mochte ungefähr die Hälfte desselben zurückgelegt haben, als über das Gebirge dunkles Gewölk heranzog, das, vom Winde getrieben, bald den ganzen Horizont bedeckte. Es brach ein fürchterliches Gewitter aus und der Regen fiel in Strömen herab. Der Abt

trieb seinen Gaul zur möglichsten Eile an, um in den in der Nähe gelegenen Ruinen eines von den Ungarn bei ihren früheren Einfällen zerstörten Schlosses ein Obdach zu finden. Wer jemals von Velletri aus die Trümmer der ausgedehnten Veste Norma besucht hat, die am Fuße des den alterthümlichen Flecken Nympha beherrschenden Felsens liegt, wird sich eine Vorstellung eines solchen zerfallenen Schlosses, wie das, wohin sich Dauffer vor dem Unwetter flüchtete, zu machen im Stande sein.

Die Außenmauern und Thürme bestanden noch ganz, aber im Innern war Alles zerstört und verwüstet, und wo sonst eine stille Kapelle oder ein prächtiges Prunkgemach gestanden, sah man nur einen mit Brennnesseln, Moos und wildem Kraut bedeckten Boden, während sich an den halb eingerissenen Mauern der Epheu emporrankte. Da hier im weiten Schloßhofe nirgend eine Stelle mit einer Ueberdachung zu sehen war und der starke Regen noch immer fortdauerte, so ritt Dauffer um die Ringmauer des Schlosses und erblickte endlich auf der entgegengesetzten Seite eine Art Vorbau mit einem Strohdach darüber, aus dessen Schornstein Rauch aufstieg. Er eilte darauf zu und eben, als er abstieg, kam ein Mann mit buschigem Haar und starkem Bart, mit einem Wamms von Büffelleder und einem breiten Gürtel darum bekleidet, zum Vorschein, nahm den Klepper in Empfang und führte ihn in einen nahen Stall. Der Abt, der die Kleidung eines gewöhnlichen Reitersmannes trug, trat durch die enge Thüre, die in ein langes, dunkles Gemach führte, und näherte sich dem Kamine, in welchem ein helles Feuer brannte. An der andern Seite saßen im Hinter-

grund um einen Tisch sechs Kriegsleute mit der Pickelhaube auf dem Kopf und mit umgeschnalltem Panzer, während ihre Schilde und Lanzen an die nahe Wand gelehnt standen. Nach ihrem Toben und dem unsichern Tone ihrer Stimme zu urtheilen, schienen sie den vor ihnen stehenden, großen zinnernen Humpen weidlich zugesprochen zu haben, denn sie ließen sich durch des Abtes Eintreten, den sie gar nicht bemerkt haben mochten, in ihrer Unterhaltung nicht stören.

„Heda, Kunz!" rief Einer dem eben wieder in die Stube eintretenden bärtigen Manne, welcher Inhaber dieser abgelegenen Wirthshausschenke zu sein schien, mit lallender Zunge entgegen, „du alter Zottelbär willst uns ja heute verdursten lassen! Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst ordentlich bezahlt werden und deinen Antheil an dem Lohne haben, wenn wir diese Nacht mit dem feisten Mönch fertig werden. Darum Bier her, Galgenvogel! Die Kehle ist mir ganz trocken."

Der Wirth hatte sich indessen gleich wieder entfernt, um dem neu angekommenen Reitersmann auf dessen Verlangen einen Trunk herbeizuholen, und schien die eben von dem Lanzenknecht an ihn gerichtete Ansprache überhört zu haben.

„Ha! ha!" lachte ein Anderer aus rauhem Halse laut auf, das Gespräch fortsetzend, „der Wenzel versäuft seinen ganzen Antheil, bevor er ihn noch in Händen hat! Das geht aber nicht so leicht, wie du meinst, Kamerad, denn der Abt wird von zwölf Kerlen begleitet, die so gut Fäuste haben wie wir, und unser sind nur sechs!"

„Laß dir das keine Sorge machen, Hasenfuß," schrie hier ein Dritter, „denn nöthigenfalls rufen wir die Knechte aus der Thalmühle herbei. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß sie uns einen Strauß ausführen hölfen."

„Na, es ist auch gerade nicht nöthig," bemerkte ein Anderer, „daß wir uns sogleich in ein Handgemenge mit den Klostereulen einlassen. Wir richten das Ding so ein wie damals, als wir dem unsern Herrn verhaßten Vogt der Benediktiner den Garaus machten. Donnerwetter, Jungen! wie würd' es mich baß freuen, wenn der Schleicher von Abt diesmal in unser Netz ginge! Er ist — wie unser Säckelmeister neulich sagte — ein wahrer Unglücksvogel, der, wenn man seinem Gekrächze kein Gehör gibt, immer Exkommunikationen und Bannflüche bereit hat, um die Leute zum Teufel zu schicken. Er hat's auch auf unsern Herrn abgesehen und möchte ihm gerne sein einträgliches Handwerk legen. Deshalb schon gäbe ich etwas drum, wenn ich den Kuttenträger erwischen könnte, bekäm' ich auch keinen Deut dafür!"

Der Wirth war mittlerweile wieder eingetreten und hatte dem noch immer an der Seite des Feuerherdes sitzenden Abte einen Humpen gereicht, wodurch die Kriegsknechte nunmehr auf den Fremden aufmerksam wurden und sich einander ansahen, worauf Einer zurief:

„Heda, Ihr, Fledermaus da unten am Feuer! treibt Ihr euch schon lange in diesen Ruinen umher?"

„Ich bin eben eingetreten," antwortete Dauffer.

„Und habt Ihr auf dem Wege hierher in der Nähe nichts angetroffen?"

„Doch wohl," entgegnete der Abt, „zwei Kohlenbrenner und ein Bettelweib."

„Das meinen wir nicht," fuhr Jener fort. „Seid Ihr etwa einem Eber mit zwölf Hauzähnen in einer Kutte begegnet?"

„Ich habe nicht die geringste Spur von einem Solchen gesehen," entgegnete ruhig der Abt, während die Reisigen wegen des Witzes ihres Kameraden in ein helles Lachen ausbrachen und von neuem zu den Humpen griffen, die der Wirth eben wieder gefüllt hatte.

Als der Abt sah, daß der Regen etwas nachgelassen, bezahlte er den Wirth, während Jene noch mehr untereinander lärmten, als zuvor, bestieg dann seinen Klepper und eilte, so schnell als er konnte, davon, Gott mit aller Inbrunst dankend, daß er ihn aus dieser Gefahr errettet. Ohne ferneres Abenteuer kam er nach Verlauf einer starken Stunde im Benediktinerkloster an.

Siebentes Kapitel.

Nachstellungen.

Während sich Yolanda's Eltern dem Kummer über die ihr drohenden Gefahren überließen, fuhr sie selbst fort, in friedlicher Ruhe ihre Tage zu verleben, ohne auch nur im Geringsten zu ahnen, welche Gewitterwolken sich über ihrem Haupte ansammelten. Ihr sanfter, liebevoller und heiterer Charakter gewann ihr die Zuneigung aller ihrer Gefährtinnen. Die Jugend bildet sich bald und gleichsam instinktmäßig ein Urtheil über ihre Umgebung und sie fühlt sich eben so rasch zu dem Einen hingezogen, wie von dem Andern abgestoßen. So kam es denn, daß alle Zöglinge des Klosters in Yolanda eine Freundin und Schwester erkannten, in deren Herzen nur Güte und Milde wohnten; ja sie räumten ihr offenbar einen gewissen Vorrang ein, da ihr heller Verstand bei jeder Gelegenheit hervorleuchtete, wiewohl sie nie einen Mißbrauch davon machte, sondern bei ihrer Demuth sich für eine von der Natur am wenigsten mit hervorstechenden Eigenschaften begabte hielt und sich ihrer Ueberlegenheit nicht bewußt ward. Deshalb konnte es nicht fehlen, daß die Uebrigen immer

Yolanda's mit aller Unbefangenheit ausgesprochenen, aber von einem frühgereiften Verstande zeugenden Meinung die ihrige unterordneten und sich immer inniger an diese holdselige Jungfrau anschlossen, die durch so viele Eigenschaften des Geistes und des Herzens gleichsam unbewußt auf Alle einen Zauber ausübte. Sie war der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedenartigsten Gemüthsrichtungen, Temperamente und Neigungen vereinigten und zur schönsten Harmonie gestalteten; sie besaß jenes nur edlen Herzen eigenthümliche Zartgefühl, das, sich selbst vergessend, in Andern jede gute Eigenschaft, jede aufknospende Tugend zu entdecken und hervorzuheben weiß, jede auf dem stillen Meeresgrund eines manchmal verkannten Gemüthes schlummernde Perle an's Tageslicht zu ziehen versteht, sie der erstaunten Umgebung vorzeigt und deren Achtung und Liebe für das Geschöpf erzwingt, das diesen Schatz in sich barg und dennoch bis dahin nur mißachtet wurde.

Yolanda besaß auch die, jungen Mädchen nicht genug anzuempfehlende Tugend der Verschwiegenheit, deren Mangel so häufig Zwietracht und Groll hervorruft — kurz, sie war Allen Alles, ohne daß dadurch die Einfalt ihres Herzens beeinträchtigt wurde und ohne daß ihr der Gedanke beigekommen wäre, dafür irgend Dank und Bewunderung in Anspruch zu nehmen. Sie brauchte nur den Mund zu öffnen und jeder kleinliche Neid, jeder Eigensinn, Unmuth über eingebildetes erfahrenes Unrecht und alle Rechthaberei verschwanden alsbald und räumten edleren Gefühlen den Platz. Sie war die Seele dieser jugendlichen Gesellschaft, auf die

sie, ohne es selbst zu wissen, den mächtigsten und wohlthätigsten Einfluß ausübte. Dabei erschien sie immer — wie das Seelen, in denen der wahre Friede Gottes wohnt, so eigenthümlich ist — heiter und freundlich, und es lag in ihrem ganzen Wesen etwas so Herzgewinnendes, daß es nicht möglich war, ihr eine Bitte abzuschlagen. Ihr Aeußerliches war gleichsam ein Abglanz der Harmonie und Schönheit ihrer Seele und diese inneren Vorzüge verliehen ihr einen Leibreiz und eine Holdseligkeit, die hinreißt und fesselt.

Hierdurch kam es, daß die Bewohnerinnen des Klosters unter sich ein engelgleiches Leben führten, denn angefeuert durch das stete Beispiel wahrer Tugend, wollte Jede es der Andern in Edelmuth, Liebe und Hingebung zuvorthun.

Was aber hauptsächlich zu dieser schönen Eintracht, zu diesem Frieden mit sich und Andern, kurz zu diesem glücklichem Dasein beitrug, war das Walten der Religion, die den Menschen nicht nur zu seinem wahren und ewigen Vaterlande vorbereitet, sondern auch allein ihm ein dauerhaftes irdisches Glück unter allen Verhältnissen zu verschaffen im Stande ist.

An einem schönen Nachmittage, eben als die jungen Mädchen in den Gängen des Klostergartens zu ihrer Erholung lustwandelten, meldete sich die Zigeunerin Swatiza an der Pforte und begehrte mit Schwester Kunigunde zu sprechen. Als man sie zu derselben hingeführt, sprach sie zu ihr in einem Tone, in den sie so viel Demuth und fromme Scheu als möglich zu

legen suchte: „Ehrwürdige Schwester, ich bin so glücklich, euch und den frommen Klosterschwestern mehrere Gegenstände anbieten zu können, die so großer Verehrung würdig sind, daß ich sie mit meinen eigenen sündigen Händen nicht anzugreifen wage und die, in eurem Besitze, den reichsten Segen des Himmels auf die ganze klösterliche Gemeinde herabziehen werden. Erlaubet mir, daß ich sie vor euren Blicken enthülle."

Bei diesen Worten nahm sie aus einem ledernen Sack ein mit Leinwand umwickeltes Päckchen und übergab es der Nonne, indem sie fortfuhr: „Oeffnet diesen köstlichen Schatz, den nur die geweihten Hände eines Priesters oder einer Braut Christi wie Ihr zu berühren wagen dürfen."

Kunigunde nahm die leinene Hülle hinweg und es zeigte sich ein viereckiger, in einem Sack von rother Seide steckender Gegenstand. Es war ein mit Elfenbein und Silber eingelegtes hübsches Schmuckkästchen, worin, als die Klosterschwester es öffnete, sie ein paar Dutzend Rosenkranzkörner von braunem Holz erblickte, worauf sie Swatiza fragte, was das sei. Diese kniete nieder, senkte ganz zerknirscht das Haupt und sprach dann: „Wisset, liebe Schwester, diese Körner sind ein Theil eines Rosenkranzes, der einem im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Abte einer Abtei in Italien gehört hat und der aus der Krücke des heiligen Ordensstifters Benediktus, auf welche derselbe sich in seinen alten Tagen stützte, verfertigt worden ist. Es ist eine unschätzbare Reliquie, ein wahrer Schatz, der mit keinem Gold zu bezahlen ist und den ein günstiges Geschick in

meine Hände gebracht hat. Ein Mönch in dem Kloster zu Fulda bot mir für jedes Korn eine Mark Silber an, allein ich wies sein Anerbieten mit höchster Entrüstung ab und warf ihm vor, er wolle mich wie ein wahrer Belialssohn versuchen, ihm heilige Dinge um Geldeswerth zu verkaufen, was, wie Ihr, liebe Schwester, wisset, nichts als reine Simonie ist, — eine Sünde, wovon man gegenwärtig in ganz Deutschland spricht und die unser heiliger Vater zu Rom so ausdrücklich verdammt. Nein, sprach ich zu dem Verführer, Ihr bekommt diesen Schatz nicht, weder für gute Worte, noch für Geld, sondern ich nehme ihn mit nach Mähren, wo ich ihn den würdigsten Händen übergeben werde als Dank für all das mir dort widerfahrene Gute. Seht, da bin ich nun damit hier und bitte euch, die heiligen Reliquien unter die frommen Klosterschwestern zu vertheilen und ihnen zu sagen, wie glücklich sich die arme, verlassene Swatiza schätzt, ein Theilchen ihres Dankes abtragen zu können."

„Aber, Swatiza, wie seid Ihr zu diesem seltenen Heiligthum gekommen?"

„Ja, meine Liebe, das ist durch ein wahres Wunder geschehen. Als ich eines Tages durch den Schwarzwald kam und es schon zu dunkeln begann, hörte ich auf einmal ein anhaltendes Wimmern und Aechzen. Ich dringe durch das dichte Gebüsch nach der Richtung hin, woher die Klagetöne erschollen, und gelange an einen lichten Platz, in dessen Hintergrund zwischen hohen Fichten eine niedrige Hütte stand. Vor derselben saß auf einer Moosbank ein

vor Alter hinfälliger Greis im rauhen Gewand eines Einsiedlers, von welchem die Jammerlaute ausgingen. Voller Mitleid frage ich ihn, was ihm fehle, worauf er mir in häufig vor Schmerz abgebrochenen Worten zur Antwort gab, er sei, während er mit dem Umgraben seines Gärtchens beschäftigt gewesen, von einem Bär überfallen worden, der ihn niedergeworfen und mit seinen scharfen Zähnen jämmerlich zugerichtet und das Fleisch von seinem rechten Bein abgerissen habe; darauf müsse er eine Zeitlang ohnmächtig vor Schreck und Schmerz da gelegen haben, und als er wieder zum Bewußtsein gekommen, habe er sich nun bis zu der Bank geschleppt, ohne sich mehr rühren zu können. Thut Barmherzigkeit an mir, meine Tochter, fuhr der gute Mann fort, und versuchet es, ob Ihr mich bis in meine Hütte auf's Lager tragen könnt; dort will ich den Tod erwarten, denn ich fühle es, es ist aus mit mir und bald muß ich vor Gott erscheinen, der meiner armen Seele gnädig sein wolle. Ich hob ihn auf und legte ihn auf sein ärmliches Bett von dürren Laubblättern. Nachdem er sich von seiner Erschöpfung wieder etwas erholt, sprach er: Bevor ich meinen Geist in die Hände meines Schöpfers zurückgebr, will ich euch üfe das Werk der Barmherzigkeit, das Ihr an mir geübt, belohnen. Dort in der Vertiefung der Wand findet Ihr ein Kästchen. Reicht es mir! — Als ich nach seinem Geheiß gethan, öffnete er es, besah es mit andächtigem Blick und fuhr dann also fort: Dieses Kästchen enthält einen Theil eines aus der Krücke des heiligen Benedikt verfertigten Rosenkranzes, der in der berühmten Abtei von Freisingen lange Jahre hindurch in größter Verehrung stand und viele Wunder gewirkt hat. Diese

heilige Reliquie ist von einem frommen Abt des Monte Cassino aus Italien nach Deutschland gebracht worden. Bei einem Einfalle der Ungarn in Bayern wurde die Abtei und Kirche von Freisingen von denselben zerstört und ein heiliger Mönch fand das Kästchen bald nachher unversehrt in den Trümmern und mitten in dem Aschenhaufen der niedergebrannten Kirche; auch ein Pergamentstreifen, worauf der Ursprung des Heiligthums bekundet war, lag im Kästchen. Wie es nun in meine Hände gekommen, kann ich euch nicht erzählen, da dies zu weitläufig sein würde — genug, ich übergebe es euch hiermit mit der Versicherung, daß es ein großer Gnadenschatz ist. Haltet ihn in großen Ehren. — Als der Greis dies gesagt, verschied er.

„So bin ich, Schwester Kunigunde, zu diesem kostbaren Kleinod gekommen und Gott hat mich ohne Zweifel wie durch ein Wunder in Besitz dieses Schatzes gesetzt, damit Ihr und euer ganzes Kloster dadurch beglückt würdet."

Die gute Nonne, welche etwas leichtgläubig war, nahm die angeblichen Reliquien mit großer Freude aus Swatiza's Händen an, die sie für eine halbe Heilige hielt. In diesen Zeiten, wo unverdorbene Gemüther sich in kindlicher Weise zu Allem hingezogen fühlten, was den Glauben betraf, war es nicht selten, daß Betrüger Reliquien vorbrachten und aus deren Uebertragung allerlei Vortheile zu ziehen suchten. Die auf den Zinnen Israels stets als wachsame Wärter stehenden Päpste unterließen zwar nichts, die Gläubigen gegen solchen schändlichen Betrug zu schützen; sie er-

klärten ihnen ohne Unterlaß, nur dann Reliquien als echt und heilig anzusehen, wenn dieselben mit dem päpstlichen oder bischöflichen Insiegel versehen seien. Mit Unrecht werfen daher die Feinde der heiligen Kirche ihr vor, sie habe aus der Leichtgläubigkeit ihrer Kinder in dieser Weise Nutzen ziehen wollen; im Gegentheil hat sie in dieser Beziehung jederzeit eine Strenge an Tag gelegt, die sogar sehr vernünftige und vorsichtige Männer als übertrieben ansehen. Allein wer einmal voreingenommen und zum Verleumden bereit ist, hat keine Ohren für Gegenbeweise, und dieselben Leute, die jeden Tag aus den Antiquitäten-Fabriken von Rom und Neapel kurz zuvor hervorgegangene etruskische, römische und griechische Vasen und Alterthümer für schweres Geld kaufen und sie nach England und Deutschland als kostbare Ueberbleibsel aus den Zeiten eines Porsenna, Perikles und der Scipione mitnehmen, unterlassen es nicht, gegen die römische Kirche zu geifern, die unermüdet allen Mißbräuchen entgegentritt, aber sie nicht überall verhindern kann; denn wie leicht war es im Mittelalter möglich, daß fromme und wahrheitsliebende Männer sich in ihrer Gutmüthigkeit hintergehen ließen und von Kreuzfahrern aus dem Morgenland mitgebrachte Reliquien als echt verehrten, während sie von habsüchtigen Gauklern verfertigt worden waren!

Als die Zigeunerin sah, daß ihre Lügen bei der guten Klosterschwester Eingang gefunden, sprach sie mit lächelnder Miene zu ihr:

„Meine liebe Schwester in Gott, sollte es nicht unbescheiden sein, euch um die Erlaubniß zu bitten, meine

hübschen Sachen den übrigen Schwestern und euren Zöglingen vorzeigen zu dürfen? Ich habe ihnen so allerliebste und seltene Dinge anzubieten, daß sie gewiß ganz entzückt darüber sein werden.

Schwester Kunigunde erklärte sich sogleich bereit, ihrem Wunsche zu willfahren, und führte sie in den Garten, wo die jungen Mädchen, als sie der Händlerin kaum ansichtig wurden, sogleich herbeieilten und ausriefen: „Seht da, Swatiza! Nun, was bringt Ihr Neues? Zeigt uns schnell eure Sachen vor!"

„Meine hochgeschätzten Edelfräulein," sprach die Zigeunerin in süßem Tone und mit den Augen blinzelnd, „ich habe hier in diesem Korb das Schönste und Niedlichste, was euer Herz nur wünschen kann. Seht hier diese feingestickten Leibgürtel, diese glänzenden Armbänder, diese wunderschönen Spitzen, oder diese Sammettäschchen, und dann diese Ringe, Ohrgehänge und Halsketten mit Kreuzchen und Herzchen, Alles mit Perlen und kostbaren Steinen besetzt. Glaubt mir, solche Spangen und Stirnbänder tragen nur die maurischen Prinzessen in Granada, wenn sie in ihren weiten, blendend weißen Beinkleidern und mit einem goldgestickten Sammetmieder auf weichen Seidenpolstern liegen und den Duft von kostbarem Rosenwasser einathmen, das als Springquell vor ihnen in die Höhe sprudelt."

„Ei was, Swatiza, Ihr wollt uns Etwas weismachen! Prinzessen in Beinkleidern! Wer hat je so Etwas gehört!"

„Was ich euch sage, meine lieben Engel, hat ganz seine Richtigkeit; bei den Mauren und im ganzen Morgenland ist das die Tracht aller Frauen.“

„Woher wißt Ihr denn das?“

„Ei, mein Gott, bin ich ja selbst in Jerusalem, in Cypern, Granada und Italien oftmals gewesen!“

„Wo liegt denn Granada?“

„Wie, das wißt Ihr nicht, Kinder! Jenseits des Meeres in Mailand.“

„In Mailand! Nun seh' ich, daß Ihr nicht die Wahrheit sprecht; Mailand ist ja eine Stadt in Italien.“

„Freilich, freilich,“ entgegnete Swatiza rasch, „ist Mailand eine Stadt in Italien, allein ich sagte nicht Mailand, sondern Weinland. Ach, das müßtet Ihr sehen, was da für Trauben wachsen! — Doch ich vergesse über dem Plaudern, euch meine Seltenheiten vorzuzeigen.“

Sie holte hierauf ihre Sachen eine nach der andern hervor, indem sie in Einem fort bei jedem etwas Lobpreisendes sagte, und legte sie auf einen Tisch, den die jungen Mädchen neugierig umstanden und bald diesen, bald jenen glänzenden Flittertand in die Hände nahmen. Die Eine versuchte, ob ihr ein Ring, der ihr besonders zu gefallen schien, auch am Finger paßte; die Andere legte sich eine Spitze in Form einer Krause um den

Hals; eine Dritte zog ein mit bunten Steinen besetztes Armband an, und während sich so Alle beschäftigten und in Anschauung sich vertieften, suchte die Zigeunerin mit den Augen Yolanda. Endlich entdeckte sie die Jungfrau, die in einiger Entfernung an einem Rosenstock stand und aus den schönsten Blumen einen Strauß zusammenband. Swatiza näherte sich ihr, ihren Kram den jungen Mädchen überlassend, und sprach:

„Wie kommt es, edles Fräulein, daß Ihr so gleichgültig euch zeigt, wenn es so vielerlei Schönes und Herrliches zu sehen und zu kaufen gibt?“

„Ach, gute Frau,“ antwortete Yolanda, „ich lege keinen großen Werth auf all diesen Schimmer und Flitterstaat und ziehe diese blühende Rose allem andern Schmuck vor. So zart und duftig, wie Gott diese Rose hervorgerufen, vermöget Ihr mir doch nichts anzubieten.“

„Ihr seid gar zu bescheiden, meine Schönste, und denkt wohl nicht daran, daß während Ihr euch mit einer werthlosen Blume begnügt, das Glück euch ganz andere Rosen zu Füßen legt, als Ihr da in der Hand haltet.“

Bei diesen Worten zog die Zigeunerin das ihr von Ottokar übergebene Schmuckkästchen verstohlen aus der Tasche, öffnete es und zeigte das darin enthaltene funkelnde Geschmeide der Jungfrau vor, indem sie fortfuhr:

„Seht, Glücklichste aller Sterblichen, dieses Geschenk, würdig einer Königin, sendet euch durch mich

der tapfere Ritter und unüberwindliche Markgraf Ottokar von Brünn, dessen Herz Ihr gewonnen habt und der euch um eure Gegenliebe bittet. Ich brauche euch nicht zu sagen, daß er einer der schönsten und liebenswürdigsten Ritter des ganzen Landes ist. Er bietet euch mit Herz und Hand all' seinen Reichthum, seine Hoheit und Würde an und bittet euch, dieses Geschenk als Beweis der Aufrichtigkeit seiner Huldigung anzunehmen. Ja, Ihr möget wohl erstaunen, schöne Yolanda, über ein solches Glück, denn der sich euch als Ehegespons anbietet, ist der mächtigste Herr im ganzen Mährenland. Euretwegen verschmäht er die Verbindung mit der Prinzeß Gisela, der Tochter des Herzogs von Kärnthen, mit welcher sein Vater ihn schon als Kind verlobt hat; er zieht euch den Töchtern aus den edelsten fürstlichen Geschlechtern vor und will euch auf einen Thron erheben. Ach, der großmüthige Herr, was kann ich noch mehr zu seinem Lobe sagen, als daß er nur Werth auf eure persönlichen Eigenschaften legt und euch vor so vielen Andern auszeichnet? Nun, geschwind, was soll ich ihm zur Antwort bringen? Soll ich ihm sagen, daß Ihr euch glücklich schätzet, solch hoher Gunst gewürdigt zu werden? Seid nur nicht blöde, liebes Kind, und sagt's nur gerade heraus, wie glücklich euch sein Antrag macht! Ich eile, ihm eure Einwilligung zu hinterbringen. —"

„Nicht zu voreilig, Swatiza," antwortete ihr Yolanda, die jetzt erst bei dem schnellen Redefluß des Zigeunerweibes zum Worte kommen konnte, „was Ihr mir da Alles sagt, überrascht mich zwar, aber dennoch brauche ich mich über die euch zu ertheilende Antwort

nicht lange zu bedenken. Meldet dem, der euch gesandt, ich sei nur die Tochter eines einfachen Bürgersmannes, und wenn ich meine Hand einem Ehegemahl reichen soll, ich dieses nur nach dem Willen und der Wahl meiner Eltern thun werde, endlich daß ich ohne Wissen und Einwilligung unserer ehrwürdigen Aebtissin von Niemanden Geschenke annehme, da sich dies für eine Jungfrau keineswegs geziemen würde."

„Ei was, schöne Yolanda, was könnt Ihr nur so kindisch und bedenklich sein? Glaubt Ihr, ein solches Glück biete sich alle Tage dar? Seid doch vernünftig und nehmt dieses kostbare Geschenk an. Laßt Ihr den günstigen Augenblick unbenutzt vorüber gehen, so wird er schwerlich noch einmal wiederkehren. Sagt mir wenigstens, Ihr wollet euch Bedenkzeit nehmen, und weidet euch inzwischen an diesen kostbaren Steinen, die Ihresgleichen nicht haben und glänzen wie das Feuer der Sonne. Ist es auch nur möglich, den Blick von diesem herrlichen Gefunkel abzuhalten?"

Yolanda befand sich in jener Lage, in welche junge Mädchen nicht selten gerathen, wenn Arglist oder Verrath unter dem Schein von Treuherzigkeit und Wahrheit ihnen nachstellen. Es scheint aber, als habe Gott ihnen in ihrer Unschuld eine Art Erleuchtung verliehen, denn trotz ihrer Einfalt, Unerfahrenheit und Arglosigkeit ahnen sie, daß ihnen Schlingen gelegt werden und scheuchen gleichsam instinktmäßig vor denselben zurück. Wehe ihnen aber, wenn sie in dergleichen Fällen sofort zu entfliehen zaudern, denn solche Schlingen sind manchmal so fein angelegt, daß, je mehr man

sich bemüht, sie zu untersuchen und zu zerreißen, je fester wird man von denselben umstrickt und festgehalten, so daß man über dem Bedenken die Hoffnung verliert, sich von ihnen loszumachen. — Als Yolanda sah, worauf die Zigeunerin abzielte, brach sie das Gespräch kurz ab, indem sie ihr erklärte, sich in Unterhaltungen über Dinge, in welchen sie ohne den vorherigen Rath ihres Vaters und der Aebtissin nichts beschließen könne, nicht einlassen zu wollen, worauf sie sich ohne Weiteres entfernte und sich zu ihren Gefährtinnen verfügte.

Swatiza machte nun ihre Handelsgeschäfte so kurz als möglich ab, packte ihre Sachen zusammen und schlug, mißmuthig über das Mißlingen ihres Planes, wieder den Weg nach Brünn ein. Kaum hatte Ottokar sie erblickt, als er mit Fragen auf sie einstürmte:

„Nun, wie hast du meine Botschaft ausgerichtet?" Wie hat Yolanda meinen Antrag aufgenommen? Erzähle rasch!"

„Alles geht ganz vortrefflich, gnädiger Herr! Wir haben die besten Hoffnungen."

„So sprich doch deutlich, und laß mich Alles wissen. Hat Yolanda mein Geschenk angenommen?

„Hört mich nur an, gestrenger Herr! Yolanda macht es wie alle junge Mädchen in solchem Falle; sie zierte sich, ließ aber dabei merken, wie sehr sie ein so ehrenwerthes Anerbieten zu schätzen wisse und wie stolz

sie ob solchem Minnedienst sei; sie würde sich unendlich freuen, euch zum Ehegemahl zu erhalten, jedoch bedürfe sie dazu der Einwilligung ihres Vaters. Dieser wird aber kein Dummkopf sein, und Ihr braucht ihm nur ein leises Wörtchen zu sagen, so greift er mit beiden Händen nach einem solchen Glücke."

Dieser Bericht der Zigeunerin und die offenbare Verlegenheit, die sie zeigte, mit der Sprache deutlich heraus zu kommen, schienen Ottokar nicht zu befriedigen und man sah es allen seinen Bewegungen an, daß er ungeduldig zu werden begann.

„Und das Geschmeide?" brach er in barschem Tone hervor; „hat sie's denn angenommen? Schien es ihr Freude zu machen? Sprich, und laß mich nicht jedes Ding zweimal fragen."

„Nun ja, — hoher Herr, Ihr wißt ja — wer kennt die jungen Mädchen nicht! — — sie möchten wohl gerne einen Mann haben, aber sie wollen's sich nicht merken lassen. Man sieht ihnen das gleich an den Augen an. — — Es ist klar, der Vorwand mit dem Vater dient ihr nur, um sich dahinter zu verstecken — — aber — man braucht ja nur — —"

„Bei meinem Schwerte! garstige Hexe!" brauste hier Ottokar im Zorne auf, „sprich deutlich, oder ich erdrossele dich hier mit meinen Händen! Bring' mich nicht in Wuth, oder, so wahr ich —" Bei diesen Worten schlug Ottokar so gewaltig mit der Faust auf den Tisch, daß das Gemach erdröhnte. Swatiza ließ ihn nicht ausreden, sondern schrie in weinerlichem Tone:

„Seid doch barmherzig, gnädiger Herr, mit mir armen Kreatur! Ich gebe euch ja den besten Rath von der Welt — — sprecht nur mit dem Vater des Fräuleins und Ihr seid eurer Sache gewiß.“

„Der Vater ist nicht mehr in Znaym,“ entgegnete der junge Ritter etwas ruhiger und düster vor sich hinblickend; „auch weiß man nicht, wohin er gegangen. Ich möchte rasend werden, wenn ich daran denke, wer ihm verrathen haben mag, daß ich meine Leute ausgesandt, um ihm aufzulauern und gefangen hierher zu führen, wo ich ihn wohl bald dazu gebracht haben würde, mir seine Tochter zu geben. Ich hatte durch meine Kundschafter sicher erfahren, daß Yolanda's Vater sich nach dem Kloster begeben würde, um seine Tochter von dort abzuholen. Kaum war er aber halbwegs gekommen, als er wieder umkehrte. Meine Leute stießen auf die Klosterknechte des Abtes und es ist ihnen schlecht bekommen, mit denselben angebunden zu haben, denn mehrere haben in's Gras beißen müssen und die übrigen Hallunken sind entflohen, wofür ich sie habe auspeitschen lassen. Hängt also die Sache von der Einwilligung von Yolanda's Vater ab, so weiß ich nicht, wo ich ihn aufsuchen soll.“

„Wie wär's denn, gnädiger Herr,“ warf hier das verschlagene Weib ein, „wenn Ihr Jemanden von euren Leuten beauftragtet, in's Kloster zu gehen, sich für einen Abgesandten von Yolanda's Vater auszugeben und ihr dessen Einwilligung zu überbringen?“

Ottokar war nicht gewissenhaft genug, irgend ein Mittel zu verschmähen, das ihn zum Ziele führen konnte;

er lobte daher die Zigeunerin wegen dieses guten Einfalls, nur meinte er, die Ausführung eines solchen Planes könne leicht an der einen oder andern Schwierigkeit scheitern. Indessen ging er doch, von seiner Leidenschaft aufgestachelt, auf den Vorschlag ein, denn, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sprach er:

„Um jeden Zweifel für Yolanda zu beseitigen, müßte der Ueberbringer der Einwilligung ihres Vaters irgend Etwas von demselben vorzeigen können, wodurch er sich als dessen Abgesandten auswiese. Könntest du mir ein solches Wahrzeichen vielleicht verschaffen?"

„Das wird nicht schwer sein," antwortete Swatiza, „wenn er Znaym plötzlich verlassen hat. Ich schleiche mich in seine Wohnung und werde irgend etwas auffinden, was er vergessen hat. Sorget nur für den geeigneten Mann und überlaßt mir das Uebrige."

Gleich nach dem Vorfalle mit der verschmitzten Zigeunerin hatte sich Yolanda zur Aebtissin begeben und ihr Alles mitgetheilt. Theutberga sah sie mit einem liebevollen Blick an und sprach zu ihr:

„Liebe Yolanda! der Herr scheint dir eine harte Prüfung vorzubehalten; sei aber gefaßt, denn seine Allmacht wird dich nicht sinken lassen und dich in der Stunde der Gefahr in Schutz nehmen; mit seiner Gnade wirst du den Gefahren entgehen, die dir Ottokars Leidenschaft, sein unbändiger Charakter und der wegen deines Vaters Weigerung in ihm erwachte Groll bereiten. Als zärtliche Mutter, die über dich zu wachen berufen

ist, muß ich nun, meine liebe Tochter, eine Frage an dich richten, die Vorsicht und Klugheit bis heute zu unterlassen mir geboten. Du darfst dich freimüthig und ohne alle Besorgniß mir gegenüber äußern, denn ich werde dein Vertrauen nicht mißbrauchen und dein Geheimniß zu bewahren wissen. So sprich denn, mein Kind: Hat dir dein Vater seinen wahren Stand offenbart?"

Bei dieser unerwarteten Frage senkte Yolanda ihre Augen, eine flüchtige Röthe überflog ihre Wangen und sie sprach:

„Ehrwürdige Mutter, ich lebte immer der Meinung, ich sei das Kind eines einfachen Bürgersmannes, als aber mein Vater mich zum letzten Male besuchte, nahm er mich auf Seite — Ihr werdet euch vielleicht noch dessen zu erinnern wissen; es war in dem Augenblick, wo Ihr euch gerade mit meiner Mutter unterhieltet — mein Vater faßte mich zärtlich bei der Hand und sprach: Yolanda, du bist nun zu einem Alter gelangt, wo ich dir ein Geheimniß anvertrauen kann, das ich dir bis jetzt habe verschweigen müssen. Ich vertraue dabei deiner Klugheit und Vorsicht, denn würde es verrathen, so könnte es mir Freiheit und Leben kosten. So wisse denn, daß ich dich in Bezug auf meinen Stand hintergangen habe: Ich bin nicht der, wofür du mich bis jetzt gehalten, sondern von hoher Geburt; ich bin gebietender Burggraf von Magdeburg, rechtmäßiger Besitzer vieler Schlösser und Ländereien, und deine Mutter ist die Tochter des Herzogs von Gröningen. Wegen meiner Anhänglichkeit an den wahren Papst Alexander

den Zweiten und seinen rechtmäßigen Nachfolger Gregor den Siebenten, den alleinigen Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, wurde ich von dem Markgrafen von Brenabor, der es mit dem Schismatiker Cadolaus und nachher mit dem Gegenpapst Guibert von Ravenna hielt, angefeindet und in offener Schlacht, trotzdem sich der Sieg Anfangs auf meine Seite neigte, durch den Verrath des Gebieters von Dessau überwunden und in die Gefangenschaft geschleppt. Deiner Mutter heldenmüthige Liebe zu mir und ihr so ausdauernder Muth gaben mir die Freiheit wieder. Allein ich durfte in mein Vaterland nicht zurückkehren; meine Feinde hatten sich meiner Burgen bemächtigt, und weil ich die gerechte Sache der Kirche nicht verlassen und mir das schwere Joch, das König Heinrich mir aufzuerlegen suchte, nicht gefallen lassen wollte, wurde ich in die Reichsacht gethan und mußte verborgen in der Verbannung leben. Du siehst also, mein Kind, daß, so lange die Zeiten nicht besser werden, Deutschlands König sich nicht mit dem Papste aussöhnt und seinen verfolgten und unterdrückten Unterthanen keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, ich meine Rechte nicht geltend machen kann und in meiner bisherigen Verborgenheit fortzuleben gezwungen bin. Gott, für dessen heilige Sache ich so Vieles gelitten, wird mich aber, darauf vertraue ich mit fester Zuversicht, den Tag erleben lassen, wo unsere Leiden aufhören und ich dir den Rang in der Welt wiedergeben kann, den du durch deinen Stand einzunehmen berechtigt bist. — Ich stürzte" — fuhr Yolanda fort — „laut weinend an meines Vaters Brust. Ach, ehrwürdige Mutter, es war nicht der Schmerz über den Verlust von Ansehen und Reich-

thum, der mir diese Thränen auspreßte, sondern vielmehr die so unerwartete, mir das Herz zerschneidende Nachricht, daß meine theuren Eltern so Vieles hatten leiden und entbehren müssen."

Bei diesen Worten zog Theutberga die edle Jungfrau in ihre Arme und drückte sie mit Innigkeit an sich; dann in Thränen ausbrechend, rief sie aus:

„Laß uns, mein Kind, auf Gott unser festes Vertrauen setzen, denn ich weiß, Er wird deines Vaters Hoffnungen dereinst in Erfüllung gehen lassen. Der Tag wird kommen, wo der Bekenner des wahren Gottes in Seinem Stellvertreter, der, welcher um der Gerechtigkeit willen so Vieles gelitten hat, seinen Lohn empfangen wird, denn der Herr ist getreu in Seinen Verheißungen und Seine Gerechtigkeit währet ewiglich; Er läßt die, welche um Seines Namens willen dulden, nicht zu Schanden werden. Und du, meine Tochter, wenn du auch in der Verbannung geboren wurdest und das Brod des Unglücks essen mußtest, auf dir ruhet der Segen eines tugendhaften Vaters; er wird dich zum Glücke führen, sollte auch dein Pfad noch eine Zeitlang mit Dornen besäet sein. Wenn auch Ottokar bei dem hohen Range, den er einnimmt, deiner nicht unwürdig wäre, so ist er doch ein zu verwilderter Mensch und der Tugend zu wenig zugethan, als daß du dir ein dauerndes Glück von einer Verbindung mit ihm versprechen könntest. Ueberdies hat er dir und deinem Vater in einer Weise nachgestellt, wie es sich für einen edlen Ritter nicht geziemt; auch kann dein Vater seine Tochter keinem Manne geben, der

bereits mit einer Andern verlobt ist. Deine Schönheit und äußerlichen Vorzüge allein haben in Ottokar eine Leidenschaft zu dir hervorgerufen; er kennt nicht die Reinheit deines Herzens, deinen Seelenadel und all die Eigenschaften, die dich so liebwerth machen; du bist in seinen Augen nur eine anziehende Erscheinung, eine glänzende Hülle, und er fragt nicht nach deinem innern Werthe. Nicht die Ueberzeugung, in dir eine edle, tugendhafte Lebensgefährtin zu finden, hat seine Wahl auf dich gelenkt, sondern nur eine vorübergehende Laune und flüchtiger Sinnenrausch. Da Gott dir eine klarsehende Vernunft verliehen hat, so kann es dir keine Ueberwindung kosten, allen Gedanken an ein solches Bündniß zu entsagen. Leichtsinnig in der Wahl eines Berufs, der für das ganze Leben unveränderlich ist, zu sein, ist eines vernünftigen Wesens unwürdig, und von dir, meine theure Yolanda, erwarte ich das am allerwenigsten. Ich will für dich beten und für dich beten lassen. Tritt noch öfterer als bisher zum Tische des Herrn und schöpfe erneuerte Kraft in dem Genusse Seines allerheiligsten Mahles; es gibt Kämpfe, woraus man nur durch das Gebet siegreich hervorgeht."

Noch an demselben Tage, wo Swatiza die früher mitgetheilte Unterredung mit Ottokar gehabt, begab sie sich auf den Weg nach Znaym. Dort angekommen, zog sie von Thür zu Thüre, ihre Waaren feilbietend und sich mit den Weibern in ein Gespräch einlassend, wozu sie durch auffallend billige Preise, zu denen sie ihre glitzernden Siebensachen verkaufte, anzuködern und die Zungen geläufig zu machen suchte. So erfuhr sie in ein paar Tagen Alles, was man über die Familie

Pandolf in der ganzen Stadt wußte. Es war aber doch im Ganzen sehr wenig, was sie herausbrachte. Sie begab sich hierauf in Pandolfs bisherige Wohnung, wo sie dasselbe Spiel trieb, wohlfeil verkaufte und obendrein noch Allerlei der Hausfrau schenkte, worauf sie, unter dem Vorwande, sie kenne die abwesende Familie ganz genau, die Wohnung derselben zu sehen den Wunsch aussprach. Die Hauswirthin, glaubend, sie dürfe es bei der Freundlichkeit und Großmuth der Händlerin nicht an Gegengefälligkeit fehlen lassen, und nichts Arges ahnend, führte sie in einen abgelegenen, aber geräumigen Hinterbau und Swatiza überzeugte sich, daß die Bewohner desselben eiligst abgezogen sein mußten, ohne viel von ihren Sachen mitzunehmen, denn alle Hausgeräthe standen in bester Ordnung und Alles wies darauf hin, daß die Bewohner wiederzukehren beabsichtigt hatten. Die Zigeunerin ließ ihre Blicke ohne Unterlaß umherwandern und bemühte sich, irgend einen Gegenstand — etwa einen Ring, ein Siegel — wahrzunehmen, um sich desselben verstohlen zu bemächtigen. Allein sie sah nichts dergleichen, was zu ihrem Zwecke dienlich schien, bis die Hauswirthin sie in ein Kämmerlein führte, das sie als das Schlafgemach der Tochter, als sie noch klein gewesen und bevor sie in's Kloster gegangen sei, bezeichnete. „Das Stübchen," fügte sie hinzu, „ist ganz so geblieben wie zur Zeit, wo Yolanda es bewohnte, denn ihre Mutter, die sie sehr liebte, wollte nicht das Geringste darin geändert wissen." — Die Zigeunerin wußte nun genug und bald entdeckte sie auf einem eichenen Schränkchen ein in Elfenbein geschnitztes Muttergottesbildchen. Nachdem Alles besehen war, wendete sich die Hausfrau zur

Thüre, um die Fremde hinaus zu begleiten. Diesen Augenblick benutzte die gewandte Diebin, um im Vorbeigehen das Standbildchen zu erwischen und es eben so schnell zu verbergen. Sie verließ nun rasch das Haus und schlug ohne ferneren Zeitverlust den Weg nach Brünn ein, wo der junge Markgraf sie mit Ungeduld erwartete.

„Da habe ich nun, was Ihr wünschet, gestrenger Herr!“ sprach sie zu ihm, das Bildchen hervorholend; „Yolanda kennt dies seit ihrer Kindheit, und es ist nun an euch, den gehörigen Nutzen daraus zu ziehen.“

Ottokar berief nun einen der beiden Sterndeuter und Zauberer, die sich am Hofe seines Vaters aufhielten und der, wie er aus der Erfahrung wußte, zur Ausführung der verschmitztesten Pläne und aller möglichen schwierigen Aufgaben ganz geeignet war. Er trug ihm auf, sich, als Benediktinermönch verkleidet, zu Yolanda zu begeben und ihr im Namen ihres Vaters den Auftrag zu ertheilen, den ihr von dem jungen Markgrafen gemachten Heirathsantrag anzunehmen, da ihre Eltern diese Verbindung unter den gegenwärtigen Umständen als ein Glück betrachteten.

Nachdem der Astrolog seine Haare nach Art der Mönche zugeschnitten, seinem Gesichte durch Einreibung des Saftes gewisser Kräuter ein blasses Ansehen gegeben und die weiße Kutte angezogen, verfügte er sich in's Nonnenkloster. Hier verlangte er mit einer wahren Büßermiene, als Abgesandter von Yolanda's Vater mit derselben zu sprechen. Die Pförtnerin meldete ihn der

Aebtissin, welche die Jungfrau zu sich kommen ließ, sie von der Ankunft des Klostermannes unterrichtete und sich mit ihr in's Sprechzimmer begab. Theutberga's Gegenwart brachte den verkappten Betrüger Anfangs etwas aus der Fassung, allein er hatte Geistesgegenwart genug, sich so viel als möglich nichts davon merken zu lassen, und sprach: „Ehrwürdige Mutter, ich bin aus der Abtei Cluny und von dem hochwürdigen Abte, einem Nachfolger des berühmten Odilon, nach Polen gesandt worden, um dort ein Kloster zu gründen. Als ich in dem Kloster von Znaym ankam, hielt mich der Abt Dauffer eine Zeitlang bei sich, damit ich mich von meiner langen und mühseligen Reise etwas erholte. Dort erfuhr ich, daß sich ein aus fremdem Lande vor langen Jahren dahingekommener Mann Namens Pandolf als schlichter Bürgersmann aufhielt. Da dieser Name bei mir noch in lebhafter Erinnerung stand, begab ich mich aus Neugierde zu ihm und erkannte in ihm einen ehemaligen Jugendfreund und Ritter, mit dem ich die Kriege in Deutschland und Italien unter Kaiser Heinrich mitgemacht. Seitdem," fuhr der angebliche Mönch mit großem Redefluß fort, „ließ Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit mich die Eitelkeit dieser Welt erkennen, und da ich vernahm, welch' ein heiliges Leben der Abt Odilon führte und mit welcher Weisheit der Himmel ihn begabt, so entsagte ich dem Waffenhandwerk und begab mich zu ihm. Unter seiner Leitung widmete ich mich dem alleinigen Dienste Gottes und übernahm das Gelübde der Armuth, der Abtödtung und des Gehorsams. Einige Zeit nachher wählte mich der fromme Abt, um unter den Bewohnern des hohen Nordens das Christenthum zu verbreiten.

Ich hielt mich mehrere Jahre in Norwegen auf und schiffte mich mit mehrern andern Missionaren nach dem kalten Island, dem fernen Thule, ein. O, Ihr könnt euch kaum vorstellen, was das für eine Insel ist, denn da ist es halb dunkel zur Zeit, wo bei uns die helle Mittagssonne scheint; mehr als ein halbes Jahr lang herrscht dort beinahe völlige Finsterniß und zu einer andern Zeit geht die Sonne, wenn sie kaum untergegangen, auch wieder auf. Ach, was das für ein Leben ist! Da muß man, will man nicht im Dunkel tappen, nicht nur den ganzen Tag, sondern Monate lang zu jeder Stunde Kienfackeln oder Lampen mit Thran aus dem Fett der Seekälber und Wallfischen brennen!"

„Was sind das für Thiere, Seekälber und Wallfische?" fragte Yolanda, die zum ersten Mal solche Mähr aus fremden Ländern vernahm und voll Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Seekälber, meine Tochter," antwortete der vermummte Schwätzer, „sind Thiere, die sowohl im Wasser als auf dem Lande leben, und Wallfische sind beinahe so groß, als dieses Kloster lang ist; sie haben einen so weiten Rachen, daß sie eine ganze Schaar Männer auf ein Mal zu verschlingen im Stande sind; wenn diese Unthiere auf der Oberfläche des Meeres schwimmen, sollte man sagen, es seien moosbedeckte Inseln. Aus dem weißen Fett dieser beiden Seethiere bereitet man ein Oel, das Thran genannt wird, und zwar in so großer Menge, daß auf jeden Einwohner wohl zehn Tonnen kommen. In diesen Gegenden weiß man von warmem

Wetter nichts ab; es herrscht dort ein ewiger Winter, Alles starrt von Eis, das sich berghoch aufthürmt und einen trostlosen Anblick gewährt. Die Menschen sind dort ganz in Thierhäute eingehüllt, daß man weiter nichts von ihnen sieht, als ihre Augen, so groß ist die immerwährende Kälte. Sie leben recht armselig und kennen nichts von den Bequemlichkeiten, die man in den wärmern Ländern antrifft. Dennoch gibt es auch dort schon viele Christen, und während meines Aufenthaltes im kalten Norden sind sogar von unsern Missionaren auf Barken, mit denen die Einwohner zum Wallfischfang ausziehen, bis nach Grönland, einem noch kältern und mehr nordwärts gelegenen Lande, gedrungen, um die wilden Insassen für unsern heiligen Glauben zu gewinnen."

Während Yolanda von diesen Worten ganz erbaut ward und in tiefer Bewunderung ob solcher niegehörten Kunde versank, sann die Aebtissin darüber nach, wohin der Mönch mit seiner Erzählung hinaus wollte, und sie bat Gott um Erleuchtung. Was der verkappte Betrüger bis jetzt erzählt, hatte er aus dem Munde eines frommen Mannes erfahren, der als Glaubensbote wirklich eine Zeitlang in jenen nordischen Gegenden zugebracht. Wahrscheinlich wollte der schlaue Bösewicht seine Rede so in die Länge ziehen, um die Aebtissin zu veranlassen, sich aus dem Sprechzimmer zu entfernen und ihren Berufsarbeiten nachzugehen. Als dies aber nicht geschah, fuhr er fort:

„Wie gesagt, meine Tochter, ich erkannte in Pandolf einen ehemaligen Waffengefährten zurück. Als ich

ihn besuchte, lag er zu Bette; er hatte von einem wilden Rosse einen Hufschlag an's Bein bekommen, der zwar nicht gefährlich war, aber ihn doch für einige Tage unfähig machte, weder zu gehen noch zu reiten. Ihr könnt euch wohl denken, wie sehr er sich freute, nach so langen Jahren mich wiederzusehen; wie wir die Erinnerungen an unsere Jugendzeit von neuem hervorriefen und uns gegenseitig unsere Erlebnisse mittheilten. Auf sein dringendes Verlangen mußte ich mehrere Tage bei ihm zubringen und erst im letzten Augenblick, wo wir von einander scheiden sollten, sprach er zu mir: Mein lieber Guntram, da du, wie ich höre, deinen Weg über Brünn nimmst, so habe ich eine Bitte an dich, die du mir bei unserer alten Freundschaft nicht abschlagen wirst. In dem Adelgundiskloster nahe bei Brünn befindet sich meine einzige Tochter Yolanda, die dort in Gottseligkeit und edlen Sitten von der — verzeihet, ehrwürdige Mutter, wenn ich eurer Bescheidenheit zu nahe trete — durch Weisheit und Tugend so ausgezeichneten Aebtissin Theutberga erzogen wird. Nun sollst du, mein Freund, wissen, daß der mitregierende Markgraf Ottokar von Brünn meine Tochter gesehen und in heißer Liebe zu ihr entbrannt ist und sie zum Ehegemahl begehrt. Anfangs wollte ich mich diesem Verlangen widersetzen; nachdem ich aber über die Angelegenheit reiflicher nachgedacht, will ich doch von meinem väterlichen Ansehen keinen Mißbrauch machen. Ich ersuche dich daher, lieber Guntram, dich zu Yolanda zu verfügen und ihr zu sagen, daß ich nichts gegen ihre Verbindung mit dem jungen Fürsten einzuwenden habe, vielmehr es gerne sehen würde, wenn sie sich seinem Antrag willig zeigte und ihm ihre Hand reichte."

„Es wäre nun von meiner Seite," fuhr der Gleißner fort, „rein überflüssig, wenn ich noch fernere Worte einwenden wollte, um euch, edles Fräulein, auf das euch bevorstehende glänzende Glück aufmerksam zu machen. Der junge Markgraf ist ein reicher, mächtiger und großer Herr, ausgezeichnet an Geist, Herz und Körper, der euch mit seiner Hand einen Thron anbietet und euch mit Glanz und Hoheit umgeben will. Ich halte euch für viel zu verständig, um ein solches, nur wenigen Menschen vorbehaltenes Geschick von euch abzuweisen. Seht es als eine Gunst des Himmels an und befolget den Willen eures Vaters, der nur durch den Zustand seiner Gesundheit abgehalten wird, euch dazu in eigener Person zu vermögen; es ist überdies auch der Wunsch eurer Mutter, die es nicht verschmerzen würde, wenn ihr Kind die Gelegenheit versäumte, eine hohe Gebieterin über ein ganzes Land zu werden."

Die Aebtissin und Yolanda waren über diese Worte in Nachdenken versunken und beobachteten eine Zeitlang ein tiefes Stillschweigen. Bald aber unterbrach die Jungfrau dasselbe und fragte, als führe ihr ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf, den vermeintlichen Klosterbruder, indem sie ihn scharf ansah: „Ihr werdet mir verzeihen, ehrwürdiger Herr, wenn ich die Frage an euch richte, wodurch Ihr eure Sendung und das Gesagte zu beglaubigen vermöget?"

„Nichts ist billiger, als was Ihr verlangt," versetzte der Schurke; „euer Vater, der euren weit über die Jahre hinaus gereiften Verstand wohl kennt, hat diesen Fall vorausgesehen; deshalb hat er mir dieses

Standbildchen der allerseligsten Jungfrau Maria, das er aus eurem Schlafkämmerlein herbeiholen ließ, mir mitgegeben, damit ich mich durch dasselbe ausweisen könnte. Hier ist es!" — Bei diesen Worten überreichte er dem jungen Mädchen das geschnitzte Bildchen.

Kaum hatte Yolanda es in die Hand genommen, als sie ausrief: „Ja, fürwahr, es ist mein liebes Muttergottesbild: ich erkenne es wieder und freue mich, es von neuem zu besitzen. Ja, es soll mich fortan jeden Tag an meine Beschützerin im Himmel, an meine Zuflucht in jeder Noth erinnern. Ich will es in meiner Zelle aufstellen und jeden Morgen und Abend meine Andacht vor demselben verrichten."

„Ei, seht Ihr nun wohl," sprach der verkappte Helfershelfer Ottokar's, „wie gut ich daran gethan, dieses euch so theure Kleinod mitzubringen. Es wird euch aber auch daran erinnern, daß Ihr den Wünschen eurer Eltern und dem heißen Verlangen eines großmüthigen und treuen Buhlen entgegen kommen müßt. Ich will mich nun beurlauben und dem Markgrafen Ottokar hinterbringen, daß — —"

Yolanda, die noch immer im Anblick ihres geliebten Bildchens versunken war, hob hier rasch ihr Haupt in die Höhe, schaute der Aebtissin in die Augen und sprach, noch bevor der vermeintliche Mönch hatte ausreden können:

„Ihr hinterbringt dem Markgrafen, daß, bevor ich mit meinem Vater selbst gesprochen, ich ihm keine Antwort zu ertheilen habe."

„Wie!" rief der Verräther, ganz in Zorn gerathend und seine Rolle beinahe vergessend, „wie, Ihr wäret thöricht, ja ich möchte sagen, verwegen genug, um dem mächtigen Markgrafen eine solche Antwort überbringen zu lassen — ihm, der euch bis jetzt noch seine Huldigung darbringt und euch aus dem Staub emporheben will, dessen Liebe zu euch sich aber auch in eben so glühenden Haß und unversöhnliche Rache verwandeln kann?"

„Verzeihet!" fiel Theutberga mit sanftem Tone ein, „die Antwort, die euch Yolanda ertheilt, ist die einzige, wie sie sich für eine wohlerzogene Jungfrau geziemt. Ihres Vaters Unwohlsein kann, wie Ihr selbst versichert, nur noch einige Tage dauern. Ich bin überzeugt, sobald er hergestellt ist, wird er in's Kloster kommen, um mit seiner Tochter zu reden. In ihrem Wunsche, den Besuch ihres Vaters abzuwarten, liegt nichts Beleidigendes weder für euch noch für den Markgrafen."

Achtes Kapitel.

Verführungskünste und Zauberei.

Ottokar gerieth in eine unbeschreibliche Wuth, als sein vermummter Sterndeuter unverrichteter Sache zurückkehrte. Er hatte diesmal den besten Erfolg erwartet und sah sich nun in seiner Erwartung so sehr getäuscht, weshalb er seinen ganzen Zorn an dem Gauner ausließ, denn er schrieb dem Mangel an Gewandtheit desselben das Mißlingen des nach seiner Meinung so wohlangelegten Planes zu; er überhäufte ihn mit den bittersten Schimpf- und Schmähworten, die wie ein Strom aus seinem Munde flossen: „Seht mir doch einmal den erbärmlichen Wicht an, der sich auf seine Weisheit etwas zugutthut; der in den Gestirnen lesen will, den Einfluß der Planeten zu berechnen vorgibt und sich gebärdet, als führe er Sonne und Mond am Gängelbande — seht doch dieses zweibeinige Kameel, das den Teufel und dessen ganze Sippschaft zu bannen sich unterfangen will und selbst der dümmste aller Teufel ist, da er nicht einmal ein junges Mädchen zu überreden versteht und eine alte kindische Aebtissin nicht gewinnen kann! Mit beschränkten Leibeigenen und Einfaltspinseln kann der

großmäulige Halunke wohl fertig werden, wenn er ihnen sein Gaukelspiel und seinen verdammten Teufelsspuck vormacht — aber soll er etwas Gescheidtes ausrichten, so ist er stumm wie ein Häring und blind wie ein Maulwurf. Hol dich der Henker — du Esel in einer Löwenhaut und troll' dich fort aus meinen Augen, sonst zerspalte ich dir mit der Axt deine leere Hirnschale!"

Bei dieser ungeschlachten Anrede und der schließlichen Drohung wollte sich der Gaukler, der übrigens an solche Zornausbrüche des jungen Herrn schon gewöhnt war, entfernen, allein Ottokar rief ihn zurück und fragte ihn in einem etwas gemäßigteren Tone: „Und hast du denn aus Yolanda's Benehmen gar nicht wahrnehmen können, ob sie mir entschieden abgeneigt oder ob noch Hoffnung vorhanden ist, sie endlich zu gewinnen?"

„Ach, gestrenger Herr," antwortete der in feiler Unterwürfigkeit geübte Hofschranze, „es thut mir im Grunde meines Herzens weh, daß ich euch nicht gleich das Günstigste habe berichten können, aber nach meiner Ansicht ist die Sache noch lange nicht als verloren anzusehen. Das Geheimniß, den Eigensinn eines jungen Mädchens, das sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt, sobald zu beugen, das hat noch Niemand, so erfahren er sonst in allen Künsten sein mochte, gefunden. Man bringt das eben so wenig zu Stande, als den Mond mit den Zähnen zu fassen. Das Beste, was man thun kann, ist, Geduld und Langmuth zu brauchen. Dadurch gelangt man weiter, als mit aller Gewalt und Uebereilung. Ihr habt ja, hoher Herr, mehr als einen Pfeil von

eurem Bogen abzuschießen; trifft darum der eine nicht, so muß es mit einem andern versucht werden. Kein Mädchen verschließt gerne sein Ohr vor Liebesbetheuerungen; darum würde ich euch rathen, da Ihr nicht selbst mit ihr sprechen könnt, ihr durch einen Minnesänger, wie euch deren zu Gebote stehen, in einem feurigen Liede, dergleichen diese Leute so gut verstehen, unter einschmeichelndem Saitenspiel die Gefühle eures Herzens für sie offenbaren zu lassen. Glaubt mir, das hilft, denn solchen Minneklängen bei stiller Nacht widersteht kein junges Blut und der Zauber derselben bemächtigt sich so des ganzen Wesens einer jugendlichen Seele, daß alle Vorsätze und Lehren, ja der Kopf selbst darüber gewöhnlich verloren geht. Ihr kennt ja ohne Zweifel die Wirkung des Gesangs der Sirenen, von denen die Fabel uns erzählt. Die Haupsache wäre nur, zu erfahren, wo Yolanda's Schlafkämmerlein sich befindet und ob der Gesang von Außen ihr Ohr erreichen kann."

„Der Gedanke ist nicht übel," entgegnete Ottokar nachsinnend; „und was Yolanda's Schlafkammer betrifft, so wird Swatiza das bald ausgekundschaftet haben. Sprich du mit ihr, ich will unterdessen den jungen Lautenspieler aus Lothringen zu mir bescheiden lassen und das Nöthige mit ihm verabreden."

Das Nonnenkloster lag kaum eine Stunde von der Stadt in einer einsamen Gegend in der Nähe eines Flüßchens, das sich hier in zwei Arme theilte, wovon einer die hohen Klostergebäude nebst der Kirche, sowie den Garten und eine große Wiese einschloß. Um zum Kloster und zur Kirche zu gelangen, mußte man von verschiedenen Seiten über steinerne Brücken schreiten.

Neben dem Garten befand sich eine ausgezeichnete Baumpflanzung, die vom Kloster durch das Flüßchen getrennt war, dessen langsam dahinfließende Wellen die Mauern dieses Theiles des Gebäudes bespülten. Hier war es, wo ein großer Theil der Zellen der Klosterbewohnerinnen ihre Aussicht in's Grüne hatten. An beiden Enden und in der Mitte des mit starken, aber nicht hohen Strebepfeilern versehenen Giebels befanden sich in gleicher Höhe mit den Zellenfenstern Erkerthürmchen, deren Vorsprung diese lange einförmige Außenseite etwas unterbrach. Im Innern war das Kloster sehr ausgedehnt. In der Mitte des Hauptgebäudes lag ein großer Zwinger, dessen eine Seite zwei zu Refektorien dienende Säle, die andere die Wohnung der Aebtissin nebst dem Sprechzimmer und dem Versammlungssaal der Nonnen bei Berathung klösterlicher Angelegenheiten und endlich eine dritte die Klosterküche, Bäckerei und Vorrathskammern einnahmen. Auf der ganzen vierten Seite erstreckte sich eine große, auf Pfeilern ruhende Halle, die mit weitläufigen, zur Kirche führenden Bogengängen in Verbindung stand und theils dazu benutzt wurde, um die vielen zur Verzierung der Kirche, des Gartens und der Gemächer dienenden Zierpflanzen und südländischen Gewächse, welche die rauhe Winterluft nicht vertragen konnten, darin unterzubringen, theils auch, damit sich die Schwestern und Zöglinge, während hoher Schnee Garten, Wiese und Wald bedeckten, an kalten Tagen darin ergehen konnten. Die Wirthschaftsgebäude, Brauerei, Viehställe, sowie die Gemächer zur Aufnahme von Fremden befanden sich in einem andern, vom eigentlichen Kloster ganz abgesonderten Theile des weitläufigen Gebäudes

und hier wurden auch die Armen in großer Anzahl an mehreren Tagen der Woche mit Brod, Fleisch und Gemüse gespeist und Pilgrime und Wanderer fanden daselbst gastliche Aufnahme. Um die jungen Zöglinge an Wohlthun und den Umgang mit Verlassenen, Dürftigen und Elenden zu gewöhnen, mußten sie auf Befehl der frommen Aebtissin die Laienschwestern zur Speisung und Verabreichung von Arzneimitteln und sonstigen Spenden nach dem Wirthschaftsgebäude begleiten, und so lernten sie schon frühzeitig sich demüthigen, Mitleid mit menschlichem Elend haben und herzliche Theilnahme für die empfinden, die der Heiland selbst seine Brüder nannte. Dies wurde ihnen aber nicht als Zwang oder Strafe auferlegt, sondern die weise Theutberga gestattete nur denen, sich an der Unterstützung der Hülfsbedürftigen zu betheiligen, die sich durch gute Aufführung, Fleiß und Aufmerksamkeit ausgezeichnet hatten. Yolanda machte aber darin eine Ausnahme, denn ihre Tugend war so sehr erprobt und ihr Betragen blieb sich so gleich, daß sie jeden Tag sich an der Ausübung der genannten guten Werke betheiligen durfte. Sie that es mit so leutseligem, demuthvollem und freundlichem Wesen, daß die Armen sich nicht blos ob der ihnen gespendeten Gabe freuten, sondern bei der liebreichen Behandlung und der regen Theilnahme, die ihnen widerfuhr, ihre Leiden und Entbehrungen vergaßen und Gott im Stillen dankten, solche Nächstenliebe in den Herzen ihrer Mitmenschen zu erwecken.

Um genau zu erfahren, in welchem Kämmerlein Yolanda schlief, wendete sich die schlaue Zigeunerin an eine der armen Frauen, die im Kloster Almosen empfingen. Sie gab ihr eine kleine Münze und sprach zu ihr:

„Sagt mir doch, gute Frau, Ihr kennt ja die hübsche Yolanda im Kloster?"

„Ob ich die kenne! Wer sollte von uns armen Leuten diesen Engel in Menschengestalt nicht kennen! Sie ist's ja, die uns Alle wie Schwestern und Brüder behandelt. Hat sie mir doch noch neulich mit ihren eigenen weißen Händchen ein Pflaster auf mein verwundetes Bein gelegt und es sorgfältig verbunden. Auch hat sie jedesmal etwas Besonderes — manchmal ein Leckerbissen von ihrem eigenen Tisch — uns zuzustecken. O sie ist so gütig! Aber was wollt Ihr denn von ihr? Mögt Ihr vielleicht etwa Nonne werden?"

„Das gerade nicht," entgegnete Swatiza mit einem unterdrückten Lächeln, „wiewohl ich dieser bösen Welt, worin nur Unfug und Trug herrscht, herzlich müde bin. Ich wünschte blos zu wissen, wo sich des genannten Fräuleins Schlafkämmerlein befindet."

„Ei, was kann euch das kümmern?"

„Im Grunde ganz und gar nicht, aber es handelt sich nur um eine Wette. Als ich neulich mit einer alten Bekannten unter den Bäumen am Kloster vorüberging, schwärmten eine Menge Schwalben, nach Mücken in der Luft haschend, umher; eine davon flog in die obere Ecke eines von den vielen Fenstern, wo sich die Schlafgemächer der Klosterzöglinge befinden sollen; sie hatte daselbst ihr Nest gebaut. Wir sahen, wie der Vogel seine Jungen fütterte, und ich sprach zu meiner Begleiterin: Sollte das nicht das Fenster von Yolanda's

Zelle sein? — Und weshalb? fragte sie. Je nun, versetzte ich, die Jungfrau ist so mildherzig, daß es mich wundern sollte, wenn nicht sogar die Vögelein sie kennen und ihr Nest ihrem Schutze anvertrauen. Ich wurde wegen dieses Einfalls ausgelacht, was mich so erpicht machte, daß ich auf meiner Behauptung bestand und meiner Begleiterin eine Wette von drei Milchbroden anbot; sie ging darauf ein, aber bis heute weiß noch keine von uns, wer gewonnen hat. Seht, gute Frau, das ist die Frage, und nun möchte ich gerne wissen, ob ich nicht recht gehabt. Es war das siebente Fenster vom Garten her."

„Nun, so kann ich euch sagen, daß Ihr eure Wette verloren habt, denn das Edelfräulein wohnt in dem Erkerstübchen an der Seite des Gartens, wo sie eine zweifache Aussicht hat. Die Aebtissin hat ihr dasselbe aus besonderer Gunst eingeräumt. Ich weiß es ganz genau, denn es ist noch nicht lange her, daß Yolanda mich dahin mitnahm, um mir einige Kleidungsstücke, die sie freundlich für mich ausgebessert hatte, wieder zuzustellen."

Einige Tage nach diesem Zwiegespräch erklang während einer heitern Nacht an der Seite des Gartens das sanfte Getön einer Laute. Alles umher athmete die tiefste Ruhe, denn kaum vernehmbar trieb der an den Klostermauern vorbeifließende Fluß seine sanften Wellen dahin und verursachte nur in weiterer Entfernung, wo einige über dem Wasser hervorragende Felsenstücke seinen gleichmäßigen Lauf hemmten, ein leises, dumpfes Rauschen.

Der auf die Anhöhen, Baumwipfel und den ganzen Wiesenplan ausgegossene und hier und dort durch dichtes Laubwerk dringende Silberschimmer des in seinem vollen Glanze scheinenden Mondes und der daneben verbreitete, in scharfen Umrissen sich gestaltende Schatten von abstufender Dunkelheit verliehen der Landschaft ein wahrhaft zauberisches Ansehen. Da, wo der Klang der Laute ertönte, lag Alles durch den breiten Schatten des hohen Klostergebäudes in Dunkel gehüllt, und als das in lieblichen Weisen abwechselnde Saitenspiel verhallte, begann eine wohlklingende männliche Stimme, in der sich Tiefsinnigkeit, Wehmuth und Kraft aussprach, folgendes Lied:

Schönste Maid, du sonder Gleichen,
Hör' der trauten Zyther Klang;
Laß dies Lied dein Herz erweichen,
Lausch' der süßen Minne Sang!

O vernimm des Jünglings Flehen,
Sei ihm, Huldin, gut und hold!
Laß ihn nicht vor Gram vergehen,
Reiche ihm der Minne Sold.

Sieh, er legt zu deinen Füßen
Alles Denken, Lieben, Sein,
Weiht mit seinen Liebesgrüßen
Dir sein Herz, ja dir allein.

Alles will der Ritter tragen,
Zu gewinnen dich als Preis;
Auch das Kühnste wird er wagen,
Kämpfen für dich blutig heiß.

Dir, o Holde, zu entsagen —
Dies allein vermag er nicht.
Drum laß fürder ihn nicht klagen,
Daß sein Herz vor Sehnsucht bricht.

Die letzten Töne des Liedes verklangen, allein Alles blieb ruhig, kein Fenster öffnete sich; nirgend erschien Licht und es war, als hätte der Sänger seine Worte in einer öden Wüste, entfernt von jedem menschlichen Wesen, erschallen lassen. Noch einmal begann es in den Saiten zu rauschen und es ertönte ein anderes Lied, worin der Sänger zu beklagen schien, daß Minnebetheuerungen in die Lüfte verhallen, kein Ohr ihnen lausche und der Liebende vor Gram und Schmerz verschmachten müsse. Es schien aber, als sei im Kloster Alles ausgestorben, und kein Zeichen gab zu erkennen, daß man dem Gesange von irgend einer Seite Aufmerksamkeit schenkte.

Als der Minnesänger sich überzeugte, daß alle seine Anstrengungen vergeblich waren, zog er endlich davon. In einiger Entfernung traf er auf einen ganz geharnischten Ritter, der sein Roß an einen Baum gebunden hatte. Es war Ottokar, der mit pochendem Herzen den Augenblick abgewartet hatte, wo er selbst sich seinem am Fenster stehenden Liebchen zeigen wollte, oder des Glückes zu genießen hoffte, es, wenn auch nur in dunkeln Umrissen und im Zwielicht des Mondes, zu erblicken. Als er von dem Minnesänger erfuhr, wie erfolglos aller Aufwand seiner Kunst gewesen, ballte er voll Ingrimm die Faust, stieß einen fürchterlichen Fluch aus und hastig seinen Rappen besteigend, flog er in raschem Fluge von dannen.

Andern Tags bat Yolanda die Aebtissin, ihr statt des Erkerstübchens eine andere Zelle anzuweisen, und Theutberga befahl, ihr ganz in der Nähe ihrer eigenen Wohnung eine Kammer einzurichten.

In der damaligen Zeit herrschten unter den Völkern noch viele abergläubische Gebräuche, die theils ihren Grund in der tiefen Unwissenheit des zehnten Jahrhunderts hatten, theils noch von den heidnischen Vorfahren der damaligen, erst seit Kurzem zum Christenthum bekehrten Bewohner so vieler Länder herrührten. Neben einer gläubigen Begeisterung für Alles, was sich auf das Christenthum bezog, zeigte sich eine große Rohheit und Unwissenheit. Die geltenden bürgerlichen Strafgesetze kamen nur selten zur Anwendung; auch ließ sich die rohe Masse nicht dadurch zügeln. Kam der Fall vor, daß eine Entscheidung in irgend einer Streitsache nothwendig wurde, so verschmähte man den Ausspruch jedes weltlichen Richters und nahm seine Zuflucht zu dem Urtheil Gottes selbst, indem im Zweikampf das Schwert entschied, wer Recht oder Unrecht hatte, oder der Beschuldigte mußte die sogenannte Feuerprobe bestehen und dadurch seine Unschuld beweisen. Diesen kindlichen Glauben, daß die Gottheit die Unschuld beschütze und das Verbrechen selbst durch übernatürliche Zeichen offenbare, findet man nicht blos im Mittelalter, sondern bei den meisten alten Völkern. Das mächtige, wenn auch noch unklare religiöse Gefühl von der Allwissenheit, Allmacht und Gerechtigkeit Gottes lag bei diesen sogenannten Ordalien zu Grunde. Wer im Zweikampfe unter der Beobachtung der bestimmt festgesetzten Regeln unterlag, hatte Unrecht. War Einer,

der die Waffen nicht zu führen verstand, des Mordes oder Diebstahls angeklagt, so bestand er die Feuerprobe und mußte, mit einem bloßen Hemd bekleidet, über einen brennenden Scheiterhaufen schreiten; blieb er unversehrt, so galt dies als Beweis seiner Unschuld. Wurde eine Jungfrau oder ein Eheweib eines Verbrechens schuldig erklärt, so nahm sie ein glühendes Eisen in die Hand und trug es eine bestimmte Strecke weit oder sie ging mit bloßen Füßen über glühendes Eisen. Wurde sie davon verletzt, so verfiel sie dem Tode und wurde hingerichtet. So lange die Kirche, als eine stets umsichtige uud zärtliche Mutter, diese tief in das Leben namentlich der germanischen Völker eingewurzelten Gebräuche nicht aufzuheben vermochte, nahm sie sie unter ihre strengste Aufsicht, und ohne ihre Ueberwachung durften keine Ordalien stattfinden. Wegen der damit verbundenen Mißbräuche und weil oft dadurch die Unschuld ein Opfer derselben wurde und der Frevel unbestraft blieb, trat sie aber gar bald dagegen auf und verbot sie, obgleich die gänzliche Abschaffung derselben erst allmälig gelang.

In diesen Zeiten roher Gewalt wurde kein Gesetz beachtet und man machte meistens von dem Rechte des Stärkern oder von dem sogenannten Faustrechte Gebrauch. Die durch ihre Macht berufen gewesen wären, die Leidenschaften zu zügeln und durch Bestrafung von Verbrechen davon abzuschrecken, machten selbst häufig den schreiendsten Mißbrauch von ihrer Gewalt und übten die größten Ungerechtigkeiten, indem sie den Schwächern und Wehrlosen überfielen, beraubten und unterdrückten. Auch waren die zu gesetzlichen Richtern Bestellten häufig zu

schwach, zu feige oder zu gleichgültig, um denen, die ihre Klagen vor sie brachten, Recht zu verschaffen, und in diesem Falle blieb den Klägern nichts Anderes als Selbsthülfe übrig, die bei der Unmöglichkeit, sich vor Gericht Recht zn verschaffen, sogar unter Beobachtung gewisser Formen gesetzlich gestattet war. Von diesem Fehderecht wurde aber der größte Mißbrauch gemacht. Nicht selten nahm auch lang genährter, von Geschlecht zu Geschlecht übertragener Familienhaß, so oft sich nur Gelegenheit dazu darbot, an Allem, was mit dem Widersacher in einiger Berührung stand, Rache, und so lagen manche Familien fortwährend in ununterbrochener blutiger Fehde. Auch hier suchte die Kirche wieder nach all ihren Kräften in's Mittel zu treten, indem sie den sogenannten Gottesfrieden einsetzte. Sie veranstaltete Versammlungen der weltlichen und geistlichen Fürsten und es wurde beschlossen, daß Keiner mehr Blutrache ausüben noch sich selbst Recht verschaffen, sondern ein allgemeiner Friede beobachtet werden sollte. Als sie aber die Unmöglichkeit einsah, eine so segensreiche Einrichtung in dieser Ausdehnung durchzuführen, so brachte sie es wenigstens dahin, daß alle Fehden von Mittwoch bis Montag ruhen sollten und der Gottesfriede an diesen bestimmten Tagen der Woche, sowie auch zu gewissen Festzeiten aufrecht erhalten wurde. Die Kirche begnügte sich aber nicht damit, die Einstellung der Feindseligkeiten blos anzuempfehlen, sondern sie bewirkte durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel auch die Durchführung ihrer Vorschriften; alle Gläubigen, die das zwölfte Jahr zurückgelegt, mußten sich eidlich verpflichten, den Gottesfrieden zu halten, die Friedensstörer nicht zu begünstigen und zu ihrer Bestrafung beizutragen. So

bewies sie sich als die Beschützerin der Unschuldigen und Wehrlosen, und vermochte sie auch nicht allen Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten zu steuern, so verhütete sie doch unsägliches Elend und Unglück. Ihrem wohlthätigen Einfluß allein hat man es zu verdanken, daß rohe Gewalt nnd Willkür allmälig verschwanden und Jeder, mag er klein oder groß sein, sich des Schutzes des Gesetzes zu erfreuen hat; nur da, wo man sich ihrem Einflusse zu entziehen sucht, findet Willkür und Ungerechtigkeit Statt.

Jene Neigung, zur Bekundung der Schuld oder Unschuld zu einer übernatürlichen Dazwischenkunft seine Zuflucht zu nehmen, hatte gottlose Menschen auf den Gedanken gebracht, zur Förderung und Ausführung ihrer bösen Absichten den Beistand der Dämone anzurufen. So entstanden Zauberer und Teufelsbeschwörer. Um zum Genusse eines vermeintlichen irdischen Glücks zu gelangen, um eine Gewalt über die Elemente zu bekommen, die Zukunft zum Voraus zu erfahren, der Macht, seinen Feinden zu schaden, theilhaftig zu werden, waren mit Gott verfallene Menschen bereit, mit dem Teufel einen Bund einzugehen und ihm ihre Seele für die ganze Ewigkeit unter der Bedingung zu verschreiben, daß er ihnen zur Erreichung aller dieser Zwecke vermittels seiner Macht behülflich sei und überhaupt sich verpflichte, alles von ihnen Verlangte auszuführen. Es läßt sich leicht denken, welche Vortheile dergleichen Zauberer, Hexenmeister und schlaue Betrüger aus diesem allgemein verbreiteten Glauben zu ziehen wußten und wie bereit sie waren, allen Leidenschaften und Gelüsten Vorschub zu leisten.

Da Ottokar wußte, daß die am Hofe seines Vaters anwesenden beiden Sterndeuter in solchen Zauberkünsten erfahren waren, so glaubte er seine Zuflucht zu ihnen nehmen zu müssen, denn Alles, was er bis jetzt zur Erlangung von Yolanda's Liebe gethan, war mißlungen. Durch den Widerstand, den er bis dahin erfahren, war seine Leidenschaft nur noch gewachsen und er scheute kein Mittel, sein Ziel zu erreichen. Hatte er sich doch weder durch das der Tochter des Herzogs von Kärnthen gegebene Ehegelöbniß, noch durch den ihn unfehlbar treffenden Zorn seines Vaters, noch endlich durch die Furcht, die Achtung der Fürsten und der ganzen Ritterschaft einzubüßen, wenn er ein Mädchen von niedrigem Stande zur Gattin nehme — kurz, durch Nichts abhalten lassen! Was sollte ihn also noch abschrecken — ihn, der sich von keiner Rücksicht leiten ließ und nur seinen wilden Trieben zu folgen gewohnt war? Er ließ also die beiden Astrologen rufen und sprach zu ihnen:

„Ihr behauptet, in allen geheimen Wissenschaften und Künsten erfahren zu sein, allein bis jetzt habt Ihr mir noch keinen Beweis davon gegeben, daß Ihr mich nicht täuschet. Ihr wollt in den Sternen gelesen haben, Yolanda sei von fürstlicher Geburt und sie werde mir in Liebe zugethan sein. Sie behauptet aber, von niedriger Herkunft zu sein, und weist meine Anträge zurück. Alle Mittel, wie Ihr wohl wißt, sie für mich zu gewinnen, sind bis jetzt fruchtlos gewesen. Es ist nun an euch, eure Worte zur Wahrheit zu machen. Könnt Ihr das nicht, so sehe ich, daß Ihr nur Betrüger und unwissende Prahler seid, und so wie ich euch, wenn

Ihr mir zur Erreichung meines Zieles behülflich gewesen wäret, fürstlich würde belohnt haben, so sollt Ihr auch, so Ihr mich hintergangen, eurer verdienten Strafe nicht entgehen. Ich verlange von euch, daß Ihr Yolanda's Herz in Liebe zu mir entflammt. Welcher Mittel und Künste Ihr euch dazu bedient, ist mir ganz gleichgültig — ich schere mich den Teufel darum. — Ich gebe euch zwei Tage Bedenkzeit. Erklärt Ihr mir bis dahin eure Ohnmacht und Unwissenheit, oder zeigt sich auch diesmal eure Kunst als erfolglos — so wißt, daß ich euch an den Schweif meines wildesten Rosses binden und euch so lange über Stein und Stoppel schleifen lassen werde, bis eure Gliedmaßen verstümmelt sind und euer lügnerisches Gehirn verdampft ist."

Die beiden Zauberer warfen sich einander unheimliche Blicke zu und begaben sich, ohne ein Wort zu erwiedern, hinweg. Andern Tags traten sie aber vor den jungen Markgrafen und sprachen:

„Wir haben, gestrenger Herr, euch, was Ihr von uns verlangt, nicht gleich zusagen wollen, da es bedenklich ist, von den uns zu Gebote stehenden Mitteln Gebrauch zu machen. Es gehört dazu ein unverzagter Muth und zwar nicht allein von unserer Seite, sondern auch von der eurigen. Ihr seid ein unerschrockener Krieger, ein kühner Jäger — mögt Ihr den Kampf mit einer ganzen Schaar Bewaffneter kühn aufnehmen, den Eber des Waldes und den wildesten Bären zu erlegen im Stande sein — alles das ist nichts gegen den unmittelbaren Verkehr mit dem Herrscher der Unterwelt. Er allein kann uns in dem, was Ihr von uns

verlangt, behülflich sein. Haltet Ihr euch stark genug, seine sichtbare Nähe zu ertragen, so stehen wir zu euren Diensten bereit. Wir müssen uns nur noch drei Tage Zeit auserbitten, um unsere Vorbereitungen zu treffen."

Ottokar erklärte sich in einer Weise, woraus sein ganzer jugendlicher Leichtsinn und seine Bereitwilligkeit, auch das Schlimmste zu wagen, hervorleuchtete, mit dem Vorschlag einverstanden und begann wieder neue Hoffnung zu schöpfen.

Was nun geschah, erzählen wir einer uralten Chronik nach.

Die Astrologen hatten zum Schauplatz ihrer Zaubereien und Beschwörungen ein unter dem Schlosse gelegenes tiefes und geräumiges Kellergewölbe gewählt, das in Kriegszeiten als Burgverließ zur Aufnahme der Gefangenen gedient hatte. Sie hielten sich darin ohne alle Zeugen zwei volle Tage auf. Was sie diese Zeit lang daselbst trieben und vorbereiteten, davon meldet die Chronik nichts — genug, in der Nacht des dritten Tages traten sie in Ottokars Schlafkammer und weckten ihn mit den Worten: „Herr, die Stunde ist gekommen; folget uns."

Mit Kienfackeln versehen, die einen röthlichen Schein verbreiteten, führten sie ihn eine lange Wendeltreppe hinunter in das schauerliche Gewölbe, welches in den Felsen ausgehauen schien. Die Fackeln wurden an eisernen, in den Wänden befindlichen Hacken, an denen noch hier und da Ketten, wahrscheinlich zur Anschließung

der Gefangenen, hingen, befestigt. Das Licht derselben vermochte bei der Ausdehnung des Raumes sich nicht nach allen Seiten hin zu verbreiten, so daß der Hintergrund in völlige Dunkelheit gehüllt blieb. Die Zauberer legten nun ein feuerrothes, mit allerhand Zeichen und Charakteren versehenes breites Band in Form eines großen Kreises auf den Boden und gaben Ottokar die Weisung, denselben zu betreten, indem sie ihm dabei bemerkten, daß, wenn er nicht Alles auf's Spiel setzen und sein sicheres Verderben herbeiziehen wolle, er unter keinem Vorwande und was auch geschehen und um ihn vorgehen möge, diesen Kreis verlassen dürfe, bis dahin, wo sie ihm das Zeichen dazu ertheilen würden. Der junge Markgraf, in voller Rüstung, zog aus Vorsicht sein Schwert und nahm die ihm angewiesene Stelle ein, voller Erwartung, wie dieses so geheimnißvoll getriebene Spiel endigen würde. Die beiden Teufelsbanner gingen nun im Kreise umher, jeder mit einem Stabe, den er in der Hand hielt, allerlei Zeichen und Bewegungen in der Luft machend und seltsam klingende Worte, die für den jungen Markgrafen gänzlich unverständlich waren, bald vor sich hin murmelnd, bald mit lauter Stimme und herausfordernden Blicken in die Luft stoßend. Endlich blieben sie stehen und es war, als lauschten sie, während ringsum eine grause Stille herrschte und man das Athmen der Brust hätte hören können. Bald aber ließ sich über ihren Häuptern und ringsumher ein seltsames Knistern und Schwirren, ein Rauschen und Sausen vernehmen; die bis dahin frostige Kellerluft wurde heiß und schwül und nun erschollen bald aus dieser, bald aus jener dunkeln Ecke Laute, die mit nichts, was der Mensch auf Erden zu hören gewohnt

ist, verglichen werden können. Es klang wie Töne voll wilder Lust, voll Ingrimm und Schadenfreude, schrillend und zischend, hohnlachend und triumphirend, dann wieder wimmernd und seufzend, gleichwie ein namenloses Weh bekundend, daß es Einem durch Mark und Bein ging. Obgleich man nichts sah, so schien es, als sei Alles in Bewegung und die Luft selbst lebendig geworden. So vergingen einige Minuten, da erhoben sich die beiden Zauberer aus ihrer gebückten Stellung, nahmen nun herausfordernde, trotzige Mienen an, indem sie ihre Stäbe gebietend erhoben und mit lauter Stimme schrieen:

„Arachiel, erschein'!

Ha, schon ist die Höll' erwacht!
Drum Gebieter ihrer Geister,
Hör' die Stimme deiner Meister,
Hast dich uns zum Knecht gemacht.

Mächtiger Arachiel!

In des Tages Scheidungsstunde
Hör' den Schwur bei unserm Bunde
Und erschein' sofort zur Stell'!

Arachiel, Arachiel, Arachiel!"

Noch war das letzte Wort nicht verklungen, da erhob sich ein Sturm und Brausen der Luft, als seien die Elemente entfesselt; es folgte, wie bei den entsetzlichsten Gewittern, ein Donnerschlag auf den andern, daß die Grundfesten der Burg darob erschüttert wurden

und die Felsenwände des Gewölbes zu wanken schienen. Die Windsbraut hatte die Fackeln ausgelöscht, und als es bald darauf wieder stille wurde, war Alles in die schwärzeste Finsterniß gehüllt. Da erhob sich in dem fernsten Winkel am Boden ein blaues Flämmchen, das allmälig größer wurde, während rings um dasselbe ein mit gelben Flammen untermischter dichter Qualm loderte, wie kochendes Feuer brodelte und allmälig breiter wurde und emporstieg. Als die blaue Flamme eine gewisse Höhe erreicht hatte, sah man mitten in derselben eine schwarze Gestalt sich erheben, deren Form durch die sie umzuckenden Flammen und Rauchwolken nicht deutlich zu unterscheiden war. Hierauf ging von derselben eine Stimme hervor, die so dumpf, hohl und doch so scharf durchdringend und eigenthümlich klang, daß es schwer halten würde, sie mit der irgend eines Wesens auf Erden in Vergleich zu stellen. Sie sprach:

„Hier bin ich. Was wollt Ihr von mir?"

Da begann einer der Zauberer und sprach:

„Vernimm, Arachiel, was wir dir zu sagen haben. Dieser Jüngling liebt eine Jungfrau, die seine Gefühle nicht erwiedert. Du sollst nun Gegenliebe zu ihm in ihr erwecken und sie für ihn entflammen, ihr Herz für ihn erweichen, und wäre es auch so hart wie Stein. Du sollst es bewirken, daß er in ihren Augen als der schönste, begabteste und vollkommenste Mensch, ja als ein Ideal erscheint; neben ihm sollen alle übrigen Männer ihr gleichgültig sein, in ihm soll sie den Einzigen erblicken, der

sie zu beglücken im Stande ist; sie soll nur ein Auge für ihn und für seine ihm von ihr zugeschriebenen Eigenschaften haben und blind für jeden Andern sein. Er sei ihr steter Gedanke; sein Bild, ausgeschmückt mit Allem, was den Menschen nur liebenswürdig machen kann, schwebe ihrer Seele immerdar vor, bei Tag und bei Nacht, sie mag allein oder in Gesellschaft, zu Hause oder draußen oder in der Kirche sein. Ueber ihn vergesse sie alle andere Menschen, selbst Vater und Mutter, Freundinnen und Beschützerinnen. Wir verlangen, daß du sie gleichgültig machest in ihren Pflichten gegen Gott und Menschen, und ihren Sinn einzig und allein auf diesen Jüngling richtest, so daß sie keinen Anstand nimmt, Alles zu vergessen und Alles dranzusetzen, um nur dem Gegenstande dieser in ihr erweckten Leidenschaft zu folgen — kurz, wir brauchen nicht mehr Worte zu machen, du verstehst alles das, was wir von dir erwarten, weit besser, als wir es dir sagen könnten."

„Ihr irrt euch," erscholl die Stimme der sich in der Flamme bewegenden Gestalt — „Ihr irrt euch, wenn Ihr glaubt, was Ihr von mir verlanget, sei so leicht. Dem ist aber nicht so."

„Was!" schrieen die Zauberer, „du willst Umstände machen und weigerst dich, auf unser Verlangen das zu vollbringen, was du bei tausend andern ähnlichen schwachen Geschöpfen fertig gebracht? Wisse, daß wenn du unsern Befehl nicht vollführst, wir uns von dir lossagen, unser Bund gebrochen ist und du keinen Antheil mehr an uns hast."

„Ha, Ihr Verruchten,“ erbrauste die Stimme in einem furchtbaren und wie das Grollen der Hölle klingenden Tone, während die Flamme heftiger und wilder aufloderte und strahlende Blitze nach allen Seiten daraus hervorschossen, „Ihr wollt mir trotzen? Glaubt Ihr, wenn ich mich euch nicht dienstbar gemacht, Ihr mir würdet entronnen sein? Mein seid Ihr elende Schwachköpfe auf jeden Fall, denn Ihr habt ja nichts Besseres zu thun, als mir auf alle Weise entgegen zu taumeln! Ihr entgeht mir nicht, denn ich weiß, Ihr wollt der Hölle angehören!“

Hier erscholl ein grausiges Hohngelächter wie von einem unsichtbaren Chor von Stimmen. Dann fuhr die Gestalt im Feuer in einem Tone verzweiflungsvoller Wuth fort:

„Müßt Ihr mich daran erinnern, daß meine Gewalt beschränkt ist? Daß Der, der ist und der mich zu dem gebracht, was ich bin, meinem Thun und Wollen überall Schranken in den Weg stellt? Wohl kann ich Welträume durchfliegen, die Elemente mir unterthan machen, aber meine Macht über Menschenseelen erstreckt sich nur so weit, als sie selbst mir solche einräumen und sie von den Schutzmitteln, die Er, der Furchtbare in Ewigkeit, ihnen ertheilt, keinen Gebrauch machen. Freilich kann ich sie angehen, versuchen und plagen, aber gegen ihren Willen vermag ich nichts. Er selbst hat's so gewollt und diesen Willen den Seelen freigegeben, so daß auch Er keinen Zwang jemals darauf ausübt. Das ist eben das schlaue System, daß Er den Menschenseelen ihr Geschick in die eigene Hand gegeben, um, was Er seine Gerechtigkeit nennt, mit Fug und Recht ausüben zu

können. Wäre Er dabei nur ganz unparteiisch und bekümmerte sich nicht weiter darum, welchen Gebrauch die Seelen von ihrem freien Willen machen! Allein stets läßt Er sich zu meinem entsetzlichsten Aerger verleiten, was Er seine Liebe nennt, an den Menschengeschöpfen auszuüben. Da hört er nicht auf mit einer Langmuth, daß die Hölle darob erbebt, sie zu sich hinzuziehen, zu mahnen und zu warnen, sie auf den Sieg, den sie durch ihren Widerstand gegen mich und meine Mittel davon tragen können und den daran geknüpften Lohn hinzuweisen und das Beispiel Jener ihnen vorzuhalten, die diesen Sieg davongetragen. Hat Er nicht der Mittel so viele, ja seine eigene Anstalt auf Erden, welche die Menschen nach Seinem Sinne erziehen und Seiner Gnade — wie die Menschen es heißen — zur Vergrößerung seines Reiches behülflich sein soll? Wißt Ihr nicht, daß er sogar jeder Seele einen von Jenen, mit denen ich einst auf gleicher Stufe stand und die mir nicht gefolgt sind, zum Schutze beigegeben und dieser Schutz der Seele nur dann verloren geht, wenn sie selbst es will? Wundert euch deshalb nicht, wenn ich der Jungfrau, von der Ihr redet, schwerlich etwas werde anhaben können: Sie ist zu weit für Ihn gewonnen; ihr Wille steht zu fest und sie läßt nicht ab, von den mir nur zu widerwärtigen Mitteln, die mir meine Macht rauben, Gebrauch zu machen. Dabei trägt sie auch noch einen Ring, auf dem das mir so feindselige Zeichen des Kreuzes eingegraben ist, am Finger — einen Ring, der von jenem gegen mich so erpichten Anselmus herrührt und mir sogar die Annäherung erschwert und mich zum Voraus an jedem Sieg verzweifeln läßt."

„Du lügst, denn du hast nicht nur Jungfrauen, die das Kreuz am Finger, oder am Halse bei sich tragen, überwunden, sondern auch ehrwürdige Männer, die sich zum Kreuze bekannten!“

„Wenn ich sie besiegte, so waren sie, obgleich sie das Kreuz äußerlich an sich trugen, innerlich demselben nichts weniger als zugewandt! Sie dachten nicht daran, sich auch in Geist und Herz zu kreuzigen. Ihre Gesinnung entsprach dem Kreuze nicht. Mit Yolanda verhält es sich aber anders; sie trägt das Kreuz mehr in ihrem Herzen noch, als an ihrer Hand. Anselmus hat den Ring gesegnet und Yolanda's Unschuld, verbunden mit Anselmus' Segen, wehrt mich ab.“

„O du feiger Geist, wie kannst du, der du dich so vieler Siege rühmst, abhalten lassen, auch hier zum Angriff zu schreiten! Wer ist denn dieser Anselmus?“

„So wißt denn, es ist der Bischof von Lukka und Neffe jenes Papstes Alexanders des Zweiten, den, als er auf dem Stuhle des Fischers saß, ich nicht aufgehört habe zu bekämpfen, wie ich heute seinen Nachfolger Gregor bekämpfe. Gegen den Ersten stachelte ich die schlechten Geistlichen Italiens und Deutschlands auf und gegen den Zweiten bediente ich mich Guiberts Herrschsucht, der Sinnlichkeit so vieler Anhänger des Fleisches und der Habgierde der Großen. Von allen meinen Feinden hat dieser Anselmus am meisten meinen ganzen Ingrimm erregt, denn er arbeitete unaufhörlich daran, selbst und durch seine Einwirkung auf seinen Oheim meine Plane zu vereiteln. Sie waren so gut an=

gelegt, denn hätte ich es dahin gebracht, einen lockern und gegen eigene und Anderer Gelüsten nachgiebigen Burschen wie jenen Cadolaus und Guibert auf den Stuhl in Rom zu bringen, so hatte ich gewonnenes Spiel. Welche reiche Beute hat er mir entrissen! Wie Viele, die sich durch Simonie und Unenthaltsamkeit schon in meine Netze verstrickt hatten, sind mir durch ihn verloren gegangen! Ich war so glücklich, drei Helfershelfer zu gewinnen, durch die er vom bischöflichen Throne gestürzt und aus Lukka verjagt wurde. Es half mir aber nichts, denn nun schloß er sich noch mehr meinem ewigen Feinde an, führte ein noch strengeres Leben, brachte Tag und Nacht mit Beten und mir widerwärtigen Werken zu, daß er dadurch mir noch mehr Seelen als durch sein Predigen abwendig machte. Deshalb bebe ich auch noch vor Wuth, daß ich gerade diesem, ja diesem nichts anhaben kann! Nun ist er auf Gregors Rath auch noch der Beichtvater und Rathgeber einer Markgräfin von Canossa geworden, die durch ihn gegen mich aufgestachelt wird und Gut und Blut dransetzt, die von meinen Anhängern so gut angelegten Plane zu vereiteln. Was liegt mir am Gewinn eines Einzelnen, der für sich allein steht und keinen Einfluß hat! Aber einen Mächtigen auf meine Fährte zu bringen, durch den Tausende zu mir überlaufen, das ist ein Werk, meiner würdig! Wie viele Millionen Schwachköpfe gibt es nicht, die dem Hochgestellten, eben weil er mächtig ist, nachfolgen, wohin er es nur haben will! Wie weit war meine Sache schon gediehen, als sich der deutsche Heinrich so zugänglich zur Ausführung meiner Absichten fand und wie hatte ich Alles benutzt, ihn dahin zu führen, wohin ich wollte! Und nun soll alles dies durch ein paar schlechte

Mönche verloren gehen! Ha der Wuth und Raserei, die mich ergreift und von neuem in mir aufwacht, daß dieser Anselmus auch hier wieder seinen Einfluß, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ausübt! Er kennt zwar Yolanda nicht, aber sein von ihm gesegneter Ring, der durch mehrere Hände in die des mir nicht minder verhaßten Abtes Dauffer, ihres geheimen Beschützers, gekommen, steckt an ihrem Finger. Als er erfuhr, daß das Mädchen Gefahren ausgesetzt sei, ließ er ihr denselben durch Theutberga zustellen. Indessen soll euer Jüngling nicht den Muth sinken lassen; er lasse sich nicht abhalten, zur Erreichung seines Zweckes von allen Mitteln Gebrauch zu machen. Was List und Ueberredung nicht vermag, erlangt man oft leichter durch Gewalt. Es kann ihm ja, so viel ich ihn kenne, nicht darauf ankommen, des Mädchens Liebe auf die Dauer zu besitzen: Deshalb braucht er nicht zu scheuen, ob es ihn in der Folge haßt oder verabscheut; darüber kann er sich seiner Zeit Trost bei Andern suchen. Ich aber will euch versprechen, wenigstens Alles zu versuchen und der Jungfrau nach meiner Weise zusetzen. Euch sichern Erfolg zu versprechen, vermag ich aber nicht."

Unter einem donnerähnlichen Getöse verschwand die Gestalt und das sie umgebende Feuer, so daß völlige Dunkelheit eintrat und statt der bisherigen drückenden Schwüle nun kalte Morgenluft das Gewölbe durchzog. Die beiden Beschwörer machten Feuer und zündeten die Fackeln an, worauf sie sich nach Ottokar umsahen. Dieser lag beinahe bewußtlos am Boden; das Schwert war ihm aus der Hand gefallen. Kalter

Schweiß stand ihm auf der Stirne, und als die Zauberer ihn aufhoben, sah er sie mit verwirrten Blicken an, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Alle seine Kraft war gebrochen und er schien gar nicht mehr zu sich kommen zu wollen, so daß er nicht zu gehen vermochte, sondern theils geschleppt, theils getragen aus dem unheimlichen Ort gebracht werden mußte.

Neuntes Kapitel.

Versuchungen.

Der auf diese grausenhafte Nacht folgende Tag war ein Sonntag. Die Sonne schien in herrlichster Pracht über Thal und Hügel und spiegelte sich in den Tausenden und abermal Tausenden Thautropfen, die auf den Blättern und Blumen glänzten. Es war, als habe die Natur ihr schönstes Kleid angelegt und ihren reichsten Schmuck hervorgeholt, um den Tag des Herrn zu feiern. Die Bewohnerinnen des Adelgundis-Klosters hatten sich in der Kirche zur Frühmesse versammelt und in den zu beiden Seiten des Chores für sie bestimmten Räumen ihre Plätze eingenommen. Es herrschte eine Stille, die Zeugniß von der Ehrfurcht gab, die alle Herzen im Bewußtsein, im Tempel des Herrn zu sein, erfüllten. Der Klosterkaplan, ein ehrwürdiger Greis von achtzig Jahren, trat an den Altar und die Nonnen stimmten in Verein mit den geübtern Zöglingen einen heiligen Gesang an, dessen liebliche und einfache Weise ganz geeignet war, Gefühle der Andacht

und Frömmigkeit zu erwecken. Yolanda, die sonst ihre schöne Stimme mit denen ihrer Klostergenossinnen vereinigte, um den Herrn zu preisen, fühlte heute eine seltsame Befangenheit und vermochte kaum ihre Gedanken in gewohnter Weise zum Himmel zu erheben. So sehr sie sich auch bemühte, die Empfindungen ihrer reinen Seele ausschließlich Gott zu weihen, so drängten sich ihr jetzt jeden Augenblick andere Vorstellungen auf und gestatteten ihr nicht, sich den Gefühlen der Frömmigkeit zu überlassen, von denen sie namentlich zu solchen der Andacht geweihten Stunden durchdrungen war. Vergebens suchte sie sich ihrer Zerstreutheit zu entschlagen; immer kehrte dieselbe wieder zurück, so daß es ihr ganz wirre im Kopfe ward. Ihre Andacht war heute vielleicht zum ersten Mal eine mangelhafte, da ihre Gedanken fortwährend von den höhern Dingen auf etwas ganz Anderes hingezogen wurden. „Mein Gott,“ sprach sie bei sich selbst, „wie ist's mir? Warum kann ich nicht ruhig beten und muß unaufhörlich an ihn denken, der mir doch bis jetzt so gleichgültig war? Ja, gegen den ich doch nach Allem, was ich erfahren, sogar einen Widerwillen empfand? Sollte ich ihm vielleicht Unrecht gethan haben? Ist's vielleicht das Gefühl, ungerecht gegen ihn gewesen zu sein, das mich quält? Warum erwacht dieses Gefühl aber heute erst in mir? — O heilige Mutter Gottes, du reinste der Jungfrauen, erhöre mein Flehen und nimm mich unter deinen Schutzmantel, damit ich nicht irre an mir selbst werde. Hilf mir, die Gedanken zu verscheuchen, die mich in dem Augenblick so unablässig bestürmen, wo mein Herz von allen irdischen Angelegenheiten rein sein sollte, um nicht der Beiwohnung des allerheiligsten Opfers, das dem

himmlischen Vater in seinem göttlichen Sohne auf dem Altare dargebracht wird, unwürdig zu sein! Wie ist's möglich, daß ich die Wichtigkeit des Augenblicks, die Würde des Ortes so vergesse, um mich meinen Zerstreuungen überlassen zu können?"

Kaum hatte sie aber einige Minuten so fortgebetet, da traten die frühern Gedanken wieder von neuem ihr in den Sinn. „Wie edelmüthig bemühte er sich um mich, als ich in's Wasser gestürzt war, und wie bescheiden und doch stattlich trat er bald nachher vor mich hin, als ich ihm die wilde Rose reichte und seine dunkeln Augen auf mir ruhten! O gewiß war er es, dessen innige Liebe und ganze Hingebung sich in den so feurigen Worten des nächtlichen Liedes aussprachen! Wie lieblich und süß klangen diese sanften Töne in mein Ohr! Wie — warum soll ich das Glück verschmähen, ihm anzugehören, der mir so treue Minne verspricht und mich so hoch erheben will? Sollte die gute Mutter Theutberga sich nicht in ihrem Urtheil über ihn getäuscht haben? Was finde ich denn an ihm auszusetzen? — Aber weh mir! — schon beschäftigen mich wieder nur diese Gedanken allein und die Messe ist beinahe zu Ende! — O Gott, verwirf mich nicht vor Deinem Angesicht! Ich war ein strafbares Kind und vergaß Deiner gänzlich, wo ich nur an Dich allein hätte denken sollen! — O Gott, o Gott, was ist aus mir geworden! Erbarme Dich meiner und rette meine Seele aus dem Irrsale, in das sie versunken ist! Und du meine Mutter und Beschützerin im Himmel, bitte deinen göttlichen Sohn, daß er den dunkeln Pfad erleuchte, auf den sich meine Seele so plötzlich verschlagen sieht! Verschmähe nicht,

du Gnadenvolle, das Flehen deines Kindes und hilf mir aus dieser Angst; löse die Zweifel, die meinen Sinn gefangen halten, und leite auch fortan meine wankenden Schritte, damit ich nicht strauchele auf dem Wege, den ich so gerne wandeln möchte, um dereinst zur Anschauung Gottes zu gelangen!"

Nach diesem Erguß ihres frommen Herzens war wieder einige Ruhe in dasselbe eingekehrt; dennoch konnten Alle, die sie, als sie aufstand und die Kirche verließ, beobachteten, an ihrem bleichen Antlitz und ihren feuchten Blicken wahrnehmen, daß etwas Ungewöhnliches mit ihr vorgegangen sein mußte. Auf die theilnahmvollen Erkundigungen der Schwestern, ob ihr etwas fehle, antwortete sie nur mit einem trüben Lächeln und schlug beschämt die Augen nieder, als hätte Jedermann darin lesen können, welchen Gedanken sie sich während des heiligen Meßopfers überlassen hatte.

Theutberga ließ sie zu sich rufen und theilte ihr mit, was sie durch einen geheimen Boten eben von dem Abte Dauffer erfahren, daß ihr Vater und ihre Mutter Adeltrudis plötzlich Znaym verlassen hätten nnd man nicht wisse, wohin sie sich begeben.

Als Yolanda bei dieser Nachricht in den äußersten Schrecken gerieth, sprach die Aebtissin zu ihr: „Du bist nun freilich, mein Kind, des Schutzes deines Vaters, wenigstens wie es scheint, beraubt, allein laß deshalb den Muth nicht sinken; verdoppele aber von nun an dein Gebet, damit Gott dir seinen allmächtigen Beistand angedeihen lasse. Ich kann mich des Gedankens nicht

erwehren, daß dieses so unerwartete Verschwinden deines Vaters in Zusammenhang mit dem stehe, worauf Ottokars böser Sinn gerichtet ist. Nach Allem, was mir über ihn zu Ohren gekommen, darf man das Schlimmste von seinem wilden und unbändigen Charakter befürchten. Möchte doch Gottes Gnade Eingang in sein verwildertes Gemüth finden und ihn von den bösen Wegen abbringen, die er betreten und auf denen er noch immer weiter zu schreiten die Absicht zu haben scheint. Aber was fehlt dir, mein Kind, du siehst ja so bleich aus?"

Yolanda sank unter einem Strom von Thränen vor der Aebtissin nieder, ergriff ihre Hand und sprach: „O ehrwürdige Mutter, betet für mich, denn ich bedarf des Himmels Beistand mehr als je."

Theutberga faßte sie zärtlich in ihre Arme und suchte sie zu beruhigen, denn sie schrieb Yolanda's Zustand ihrem Schmerz über die Flucht ihrer Eltern und der Angst vor den ihr drohenden Gefahren zu.

„Fasse dich, mein Kind," fuhr sie alsdann fort, „wir leben Alle in Gottes Hand und er wird uns nicht verlassen. Begib dich jetzt in den Garten, denn du bedarfst der frischen Luft; sie wird bei dem herrlichen Wetter wohlthätig auf dich wirken."

Yolanda entfernte sich wankenden Schrittes; statt aber gleich in den Garten zu gehen, begab sie sich in ihre Kammer, wo sie vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes niedersank und lange im Gebete verharrte.

Die trüben Wolken, die ihren Geist umlagerten, schwanden allmälig, Ruhe kehrte in ihr Herz zurück und sie konnte ihren innern Zustand mit klarem Bewußtsein überdenken. Sie mußte sich über sich selbst wundern, wie sie sich den Gedanken, die in der Kirche so plötzlich bei ihr entstanden, habe überlassen können, da ihre Gesinnungen für Ottokar, wie sie sie jetzt klar erkannte, nichts weniger als geeignet waren, solche bei ihr hervorzurufen. Sie fühlte sich in keiner Weise zu ihm hingezogen, sondern erkannte ihn ganz für das, was er war, ja sie sah es sogar für ein Unglück an, wenn jemals das Geschick sie an diesen Menschen fesseln sollte.

So gestärkt und gleichsam sich selbst wiedergegeben, verbrachte sie den Tag theils im Kreise ihrer Freundinnen und Lehrerinnen, theils unter frommen Uebungen, so daß sie sich Abends voller Gottergebenheit, sich eines heitern, innern Friedens erfreuend, zur Ruhe begeben konnte.

Da mitten in der Nacht öffnete sich die Wand ihres Schlafgemachs und gewährte ihr den Blick in einen grünen Hain; sie sah Ottokar unter den Bäumen wandeln; er schien bleich und angegriffen, auf seinen Zügen lag tiefer Gram und er richtete von Zeit zu Zeit seine traurigen Blicke auf sie hin, als wollte er sie um ihr Mitleid anflehen. Yolanda fühlte, wie all ihr Blut in Aufregung gerieth: ihr Herz pochte mächtig, als wollte es zerspringen; kalter Schweiß bedeckte ihre Stirne und sie zitterte an allen Gliedern. Sie wollte entfliehen, aber vermochte es nicht; sie versuchte, um

Hülfe zü schreien, allein es war, als hielte eine unsichtbare Macht ihren Mund verschlossen. Unter Anstrengung aller ihrer Kräfte bemühte sie sich, das Gesicht abzuwenden, aber sie vermochte nicht, ihre Blicke von Ottokar zu entfernen. Plötzlich vernimmt sie ein Rauschen in den Blättern des Gesträuches in der Nähe der Stelle, wo sich Ottokar befand; ein wilder Bär mit rothglühenden Augen und geöffnetem Rachen stürzt auf denselben zu, packt ihn am Halse und wühlt mit seinen scharfen Tatzen in seiner Brust, daß das Blut hervorsprudelt. Vergebens strengt er alle seine Kräfte an, um das wüthende Thier von sich abzuwehren; es zerfleischt ihn immer mehr, so daß er rücklings niederstürzt und wie leblos am Boden liegt, worauf der Bär im Gesträuch verschwindet. Todtenbleich und mit Blut bedeckt ruft der so schwer Verletzte Yolanda um Hülfe an, zeigt ihr seine klaffenden Wunden, aus denen sein Blut hervorströmt, und bittet sie bei der heißen Liebe, die er ihr geweiht, ihm die Augen zuzudrücken und seinen letzten Seufzer zu empfangen.

Bei diesem Anblick fühlt sich Yolanda von innigstem Mitleid ergriffen; ihr Athem stockt und sie will zu dem Sterbenden hinstürzen, um ihm die letzte Wohlthat zu erzeigen. Da plötzlich geschieht ein ungeheurer Schlag; sie richtet sich auf. Anfangs wußte sie in ihrer Betäubung nicht, wo sie sich befand und was mit ihr vorgegangen, bald aber überzeugten die kurz aufeinander folgenden Blitze, die ihr Schlafkämmerlein hell und nach allen Seiten hin erleuchteten, daß sie in ihrem Bette saß. Ein neuer Blitzstrahl zeigte ihr das an der Wand über dem Bette stehende Muttergottesbildchen;

sie ergriff es mit fieberischer Hast, drückte es heftig an sich und flehte zur heiligen Jungfrau, sie aus ihrer Noth zu retten.

Es war Alles nur ein fürchterlicher Traum gewesen, aus welchem sie ein starkes Gewitter, das nach dem schwülen Tage in der Nacht ausgebrochen war, aufgeweckt hatte. Yolanda fuhr noch eine Zeitlang fort, zu beten, bis ihre Beklemmung und Angst allmälig schwand und Ruhe in ihr Gemüth zurückkehrte, worauf sie, da auch das Grollen des Donners nachgelassen, wieder in Schlaf fiel.

In einer der folgenden Nächte sah sie ihren Vater mit Ketten beladen vor Ottokar stehen, der mit gezücktem Schwerte und zornflammendem Gesichte ihn niederzuhauen drohete, wenn er sich ferner weigere, ihm seine Tochter zum Weibe zu geben. Pandolf warf seinem Dränger einen Blick voll tiefster Verachtung zu, als schien er zu sagen: Glaubst du, deine Drohungen könnten mich bewegen, mein Kind einem Mörder, der so alle Rittersitte vergißt, preiszugeben? Nein, lieber den Tod als Feigherzigkeit und Schmach!

Da gerieth Ottokar in die höchste Wuth und erhob schon seinen Arm, um Pandolf niederzuschmettern. Bei diesem Anblick fühlt Yolanda ihre Seele von namenloser Angst durchschauert, und sie will auf Ottokar hinstürzen, um den Streich, der dem Leben ihres theuren Vaters galt, abzuwehren; ein Schrei des Entsetzens entfährt ihrer beklemmten Brust; sie ruft: Halt ein! ich will dein sein, halt ein im Namen des gekreu-

zigten Heilandes! — Die Anstrengung, diese Worte hervorzubringen, machen, daß sie erwacht. Sie rafft sich auf; Angstschweiß bedeckt ihre Stirne, sie vermag kaum wieder zu sich zu kommen und fällt mit den Worten: „Allmächtiger Gott, stehe mir bei!“ kraftlos auf ihr Lager zurück.

So sehr sich auch Yolanda bemühte, durch häufiges Gebet Fassung und Kraft zu erlangen, so vermochte sie doch nicht den Eindruck, den diese fürchterlichen Träume auf ihr Gemüth ausübten, ganz zu beseitigen. Besonders war es das Schicksal ihrer Eltern, an denen sie mit so vieler Liebe hing, was sie ängstigte, und fortwährend drängte sich ihr die Vorstellung auf, sie seien unglücklich und schmachteten vielleicht in bitterer Gefangenschaft. Sie blieb deshalb voller Traurigkeit; das Roth ihrer Wangen hatte einer trüben Bläße Platz gemacht und ihre Augen leuchteten nicht mehr wie sonst von seliger Heiterkeit. Selbst die frommen und weisen Zusprüche der ehrwürdigen Aebtissin, von der sie wie eine zärtliche Mutter behandelt wurde, vermochten die frühere Ruhe nicht mehr in ihr Herz zurückzuführen. Theutberga konnte sich selbst den Zustand der sonst so blühenden und heitern Jungfrau nicht erklären und wußte nicht, was sie von den beängstigenden Träumen, von denen Yolanda gequält war, denken sollte, denn sie vermuthete nicht, daß ein so reines und unschuldiges Wesen heftigen Versuchungen ausgesetzt sein könnte. Sie war aber gewohnt, in allen Gefahren, die sie oder die ihr anvertraute Gemeinde bedrohen konnten, ihr festes und unerschütterliches Vertrauen auf Gott zu setzen und ihre Meinung, daß nichts

ohne dessen Zulassung geschehe, hielt sie standhaft selbst bei den widerwärtigsten Ereignissen. Dadurch war sie auch im Stande, den wohlthätigsten Einfluß auf ihre Umgebung auszuüben und gleiches Gottvertrauen in den Gemüthern ihrer Pflegbefohlenen zu erwecken und zu erhalten. Wenn daher auch die Dinge und Ereignisse nicht ohne nachtheilige Einwirkung auf Yolanda bleiben mochten, so war der Eindruck doch nur vorübergehend und ihr reiner Sinn und klarer Verstand, unterstützt von den mütterlichen Belehrungen der Aebtissin, erhoben sie bald wieder zu jener Selbstständigkeit und Seelenstärke, die wahrhaft fromme und sich auf Grundsätze der Religion stützende Gemüther nicht zu verlassen pflegen.

In der Nacht der Teufelsbeschwörung war Ottokar in einem beinahe leblosen Zustande von den beiden Zauberern in seine Gemächer gebracht worden. Das Vorgefallene hatte so mächtig auf ihn gewirkt, daß seine Nerven tief erschüttert waren, er noch mehrere Tage in gänzlicher Abspannung auf seinem Lager lag und ein hitziges Fieber sich seiner bemächtigt zu haben schien. Die Erscheinungen und fürchterlichen Auftritte, von denen er Zeuge gewesen, gaukelten fortwährend vor seiner Phantasie. Die seltsamen Dinge, wovon er in seinen Irrreden sprach, sowie die unbekannten Namen, die ihm entfuhren, setzten seinen Vater, der aus Besorgniß um ihn an sein Bett geeilt war, sowie die gegenwärtigen Diener um so mehr in Staunen, als sie sich dieselben in keinerlei Weise zu erklären wußten. Zuweilen fuhr er in seinen Fieberträumen mit äußerster Heftigkeit und unter Verzerrung seiner Züge auf, ballte die

Faust und sah mit starren Augen in die leere Luft, als hätte Jemand vor ihm gestanden, wobei er die fürchterlichsten Flüche und Drohungen ausstieß. Indessen siegte seine kräftige Natur nach kurzer Zeit über seine Krankheit und mit seiner körperlichen Gesundheit erlangte er auch wieder den Gebrauch seines Geistesvermögens. Es schien aber, als sei der von der nächtlichen Scene empfangene Eindruck nicht ganz verschwunden, denn sein ganzes Wesen hatte sich geändert; er war düster und in sich verschlossen geworden, kein Lächeln trat mehr auf seine Lippen und bei der geringsten Veranlassung brach er in eine unbeschreibliche Wuth aus, so daß seine Untergebenen fortwährend zitterten, indem sich keiner vor den Wirkungen seines plötzlich auflodernden Zornes gesichert hielt. Es war, als ob der nähere Verkehr mit dem Bösen, wozu seine verruchten Rathgeber ihn gebracht, seinen schon von Natur wilden Charakter nur noch verschlimmert hätte, denn statt sich von der Fruchtlosigkeit seiner bisherigen Bemühungen zur Gewinnung von Yolanda's Neigung zu überzeugen und entweder seiner Leidenschaft zu entsagen oder durch ein edleres und eines christlichen Ritters würdiges Betragen die Gunst der Jungfrau zu erlangen, war der Entschluß, kein Mittel zur Erreichung seines Zweckes mehr unversucht zu lassen und zum Aeußersten zu schreiten, zur vollen Reife in ihm erwacht. Sein guter Engel war ganz von ihm gewichen und er schien der Gewalt des Teufels gänzlich anheim gefallen zu sein. „Sie muß mein werden," sprach er, mit heftigen Schritten auf- und abgehend, zu sich selbst, „und sollte ich mit meinen Mannen das Kloster erstürmen, in Asche legen und sie aus den Flammen herausholen

müssen! Wer wird es wagen, meinem Willen, zu dessen Ausführung ich die Macht habe, zu widerstehen? Darum fort an's Werk; ich bin des Harrens müde und mag mich mit weibischen Vertröstungen nnd nichtigen Hoffnungen nicht länger aufhalten lassen!" —

Auf dem Wege von Brünn nach dem Frauenkloster nahe am Walde befand sich eine Herberge, deren Inhaber ein hoher, stämmiger und breitschultriger Mensch Namens Hatto war, der eine ungeheure Körperkraft besaß und gewöhnlich eine hohe Bärenmütze trug, weshalb er in der ganzen Gegend Bärenwirth hieß. Er war in frühern Jahren Klosterknecht in der Abtei bei Znaym gewesen und hatte dort das Brauen des Biers erlernt. Obgleich er wegen seines guten Betragens in besonderer Gunst des Abtes Dauffer stand, so hatte er doch vor etwa dreizehn Jahren das Kloster verlassen, da er die Bekanntschaft mit der Tochter eines Hufschmieds in Znaym gemacht und dieselbe geehlicht hatte, ein Umstand, weshalb der Abt, obgleich ungern, ihn aus seinem Dienste entlassen mußte. Er hörte indessen nicht auf, wegen seiner treuen Anhänglichkeit an seinen vormaligen Herrn von demselben vielfach begünstigt zu werden; auch ward er mitunter im Geheimen zu manchen wichtigen Diensten außerhalb des Klosters vom Abte gebraucht. Oeffentlich galt er für einen Mann, der es eigentlich mit keiner Partei hielt und allen seinen Gästen gefällig sein wollte. Sein einziges Kind, ein Knabe von zwölf Jahren, war, als er das neunte Jahr erreicht, von Dauffer unter die Klosterschüler aufgenommen worden, um auf den Wunsch der Mutter, einer frommen Frau, wenn er Anlage zeigte, zum

künftigen Geistlichen herangebildet zu werden. Der Knabe, Namens Natald, bewies auch viel Fleiß und Aufmerksamkeit und lernte lesen und singen, allein er hatte das Unglück, durch einen unvorsichtigen Wurf eines seiner Spielschüler ein Auge zu verlieren, weshalb der Plan, ihn zu einem Diener des Altares zu machen, aufgegeben werden mußte. Er kehrte daher zu seinen Eltern zurück, denen er nicht allein durch seine Geschicklichkeit und Behendigkeit nützlich war und in vielen Dingen zur Hand ging, sondern auch durch seine Munterkeit und seinen aufgeweckten Verstand viele Freude machte. Deutschland und die zum Reich gehörigen Länder waren damals in zwei Parteien getheilt. Die in Religionsangelegenheiten Gleichgültigen und Zügellosen unter dem Volke, so wie ein großer Theil der Weltgeistlichen und sogar manche Klostervorsteher, die diese Würde durch Geld und Gunst erschlichen hatten und an ein ungebundenes Leben gewöhnt waren und davon nicht ablassen wollten, hielten es mit dem Gegenpapste, um so mehr, als sie wußten, daß der König, das Oberhaupt des Reichs, selbst sich zu demselben hinneigte und dessen Sache heimlich unterstützte. Jene aber unter den weltlichen Großen und dem Volke, die noch Sinn für Religion und Recht hatten und deren Blick durch Leidenschaften nicht getrübt war, so wie die Geistlichen, die echte Frömmigkeit unzertrennlich von Zucht, Selbstbeherrschung, Demuth und Uneigennützigkeit hielten, zeigten sich als treue Anhänger des rechtmäßig erwählten Papstes. Nicht selten geschah es, daß Natald trotz seines jugendlichen Alters den Leuten, namentlich die seines Vaters Haus manchmal zahlreich besuchten und bei ihren unklaren Be-

griffen sich über den echten Vater der Christenheit untereinander stritten, erklären mußte, daß Gregor allein der wahre Papst sei, jeder gute Christ ihn achten und auf ihn einzig hören müsse, denn wer dies nicht thue, sage sich von der Gemeinschaft der Kirche los, und wer diesen Papst verdrängen und sich an dessen Stelle auf den Stuhl des heiligen Petrus setzen wolle, sei ein Feind der Christenheit — ja ein wahrer Antichrist. Die Zuhörer staunten ob der Weisheit des Knaben und nannten ihn einen kleinen Salomon.

Indessen gelang es ihm doch nicht immer, Alle von ihrer vorgefaßten irrigen Meinung abzubringen, was aber nicht auffallen kann, da es, wie zu allen Zeiten, auch damals Leute gab, die für keine noch so triftigen Gründe der Vernunft und Religion zugänglich waren, da sie mit ihrer Meinung zugleich der Zügellosigkeit ihres Lebens hätten entsagen müssen.

Kurz nach den zuletzt erzählten Vorfällen war Natald eines Morgens mit seinem kleinen Bogen, den er schon trefflich zu handhaben wußte, in den Wald gezogen, um einige Vögel oder kleines Wildpret für die Küche seiner Mutter zu erlegen. Er war noch nicht weit in's Gehölz vorgedrungen, als er in nicht weiter Entfernung Menschenstimmen und Schläge, wie wenn Bäume gefällt werden, vernahm. Der aller Pfade und Wege im Walde kundige Knabe näherte sich der Stelle, von woher die Töne erschallten, immer mehr und konnte endlich deutlich wahrnehmen, wie eine Anzahl mit Aexten versehene Leute, die er sogleich an ihrer Kleidung für Ottokars Vandalen erkannte, damit beschäftigt waren,

theils schwere Bäume zu fällen, theils bereits am Boden liegende von ihren Aesten zu befreien und kleinere Stämme zuzuhauen. Ohne sich lange zu bedenken, schlich sich Natald ganz geräuschlos hinweg und eilte zu seinem Vater zurück, um ihm über das Gesehene Bericht zu erstatten; dieser schüttelte den Kopf und begnügte sich damit, dem Knaben anzudeuten, sich den Tag über nicht mehr vom Hause zu entfernen, da er leicht in den Fall kommen könnte, seiner zur Ausführung eines wichtigen Auftrags zu gebrauchen. Uebrigens empfahl er ihm über das Gesehene sorgfältige Verschwiegenheit an.

Gegen Mittag kamen die Schergen Ottokars, mit Aexten versehen, tobend und fluchend aus dem Walde in die Herberge — es mochten ihrer acht sein — und verlangten zu essen und zu trinken.

„Heda, Bärenwirth!“ rief Einer, „spute dich, uns einen ordentlichen Imbiß vorzusetzen, denn unsere Magen sind leer und unsere Kehlen trocken wie eingeschrumpftes Leder. Bei der verteufelten Hitze haben die Schläuche, die wir mitgenommen und welche diesen Morgen so prächtig gefüllt waren, nicht ausgereicht. Wahrhaftig, die brennende Sonne lehrt Einen ordentlich saufen, wenn man's sonst nicht verstände.“

„Darin werdet ihr lockere Zeisige wohl keinen Unterricht gebrauchen,“ erwiederte lächelnd Hatto; „doch setzt euch nur dort an den Tisch; euer Wunsch soll bald erfüllt sein.“

Er entfernte sich darauf und nach einigen Minuten brachten er und sein Söhnchen mehrere gewaltige Kannen voll schäumenden Biers nebst Humpen herbei und er schenkte mit großer Dienstfertigkeit Allen ein, worauf er auch eine ganze Schüssel voll Wurst, sowie geräuchertes Fleisch nebst Brod eiligst herbeischaffte.

„Nun mögt ihr nur zugreifen," bemerkte er alsdann, „und reicht dies nicht aus, so kann ich noch für ein Uebriges sorgen."

„Sei versichert, Bärenwirth," versetzte ein Anderer mit vollem Munde, „wir werden deinem Keller und nicht minder deiner Vorrathskammer ordentlich zusetzen und sollte auch für die, welche diesen Abend nachkommen, nichts übrig bleiben."

„Das hat keine Noth, Junge," erwiederte Hatto; „laß sie nur kommen und es müßten ihrer viele sein, wenn ich sie nicht eben so gut wie euch zufrieden stellen sollte."

„Nu, so wenige sind's eben nicht," lautete die Antwort, „aber sie kommen nicht Alle denselben Weg, doch treffen noch eine Anzahl unserer Kameraden mit uns diesen Abend hier zusammen. Das braucht aber Niemand zu wissen! Hörst du, langer Schalk!"

„Ei, wofür haltet Ihr mich, Ihr tollen Burschen! Glaubt Ihr, ich werde Wasser von meiner eigenen Mühle abkehren?"

Bei diesen Worten setzte sich der Wirth seinen Gästen gegenüber, stemmte seine Ellbogen auf den Tisch und ließ seine Kinnlade zwischen seinen Händen ruhen, während er mit den Augen dem, der zuletzt gesprochen und ihm gerade gegenüber saß, entgegenblinzelte. Keiner hatte aber bemerkt, daß er seinem Sohne, der auf einer Bank an der Wand saß, einen verstohlenen Blick zugeworfen.

„Ihr habt's also wohl," fuhr der Wirth fort, „auf einen ordentlichen Strauß abgesehen, denn wie ich höre, soll euer Markgraf ja seit einiger Zeit gewaltig gegen Rom und den Papst Gregor aufgebracht sein und Manchem wegen seiner hartnäckigen Anhänglichkeit an denselben grollen. Nun, ist's nicht so? Geht's nicht gegen einen Gregorianer los?"

„Ein Gregorianer ist's eben nicht," fiel der Hatto gegenüber Sitzende lachend ein, „aber wohl eine Gregorianerin."

„Ei, ei, dann wird auch der Fang nicht gar schwer werden," warf Hatto hin, „und Ihr könntet dazu eure Schwerter und Spieße wohl entbehren. Das ist leichtes Wild!"

„Wild ist's nicht, worauf wir ausgehen, sondern nur ein zahmes Vögelein, das wir aus seinem dunkeln Käfig an die frische Luft bringen wollen," entgegnete der Andere; „Schade nur, daß unser Herr aus einer sonderbaren Laune uns eingeschärft hat, nur Eines aus dem großen Neste flügger Thierchen auszureißen.

Wetter, Jungen!“ fuhr er fort, sich zu seinen Kameraden wendend, „das wäre etwas für unser einen gewesen, wenn wir da nur zugreifen dürften!“

Der Sprechende gerieth bei diesen letzten Worten in ein so unbändiges Lachen, das ihm ein Bissen in der Kehle stecken blieb, und ein solches Husten ihn überfiel, als wäre er dem Ersticken nahe gewesen. Der Wirth rieth ihm, einen Schluck zu trinken, indem er ihm die letzte Neige aus dem Kruge in seinen Humpen goß. Hierauf stand er unter dem Vorwand auf, neues Bier herbeizuholen und gab im Vorbeigehen seinem Knaben ein Zeichen, worauf dieser sich wie ein Ermüdeter die Augen rieb, gähnte und dann bald seinem Vater schleppenden Ganges folgte.

Kaum aber hatte Natald die Thüre der Wirthsstube hinter sich, als er wie ein munteres Reh in den Keller sprang, wo Hatto ihn erwartete und folgende Worte in rascher Eile zu ihm sprach: „Jetzt fort, mein Kind, und thue, wie ich dir gesagt. Sei vorsichtig und laß dich durch nichts in der Welt auf dem Wege abhalten. Du weißt, welchen Werth der hochwürdigste Herr Abt, dem wir so viel zu verdanken haben, auf die genaue Ausführung dieses Auftrags legt. Die heilige Jungfrau beschütze dich, daß du nicht zu spät kommest.“

Der Bärenwirth hatte den neugefüllten Krug noch nicht auf den Tisch niedergesetzt und die Humpen wieder gefüllt, da lag schon zwischen dem Wirthshause und dem Knaben eine geraume Strecke und unaufhaltsam eilte er mit geflügelten Schritten dem Walde zu.

Nachdem Ottokar's Schergen noch eine Zeitlang gezecht, suchten sie in der Wiese hinter dem Wirthshause eine schattige Stelle, streckten sich hin und überließen sich dem Schlafe. Sobald es dunkel geworden, fanden sich noch mehrere ihrer Genossen ein und Alle zogen hierauf wieder in den Wald. Die Nacht war dunkel, denn der abnehmende Mond trat nur von Zeit zu Zeit hinter den dichten Wolken, womit der Himmel bedeckt war, hervor und warf ein schwaches, bald wieder verschwindendes Licht auf die Landschaft. Die gewöhnlich zu diesen nächtlichen Stunden herrschende Stille, wo der Wanderer sein ersehntes Obdach erreicht und der von des Tages Arbeit ermüdete Landmann sich der erquickenden Ruhe überläßt, trat auch diesmal ein und wurde nur von Zeit zu Zeit durch das Geschrei der Uhu's oder das Gebell von Hunden auf dem einen oder dem andern der benachbarten Gehöfte unterbrochen. Etwas später jedoch hätte ein aufmerksames Ohr hier und dort ein leises Geräusch, wie das Rauschen der Blätter auf den durch Gebüsche führenden Wegen, oder das dumpfe Knarren von Schritten in regelmäßigen Wiederholungen vernehmen können. Und wirklich näherten sich mehrere Haufen Leute von verschiedenen Seiten her dem Kloster. Eine Abtheilung derselben trugen auf je von zwei und zwei gefaßten Querhölzern lange Balken, Andere hatten ihre Schultern mit kürzeren Baumstämmen, Aesten und Leitern beladen, und an dem Klirren ihrer Schritte konnte man deutlich wahrnehmen, daß es Bewaffnete sein mußten. Als sie beim Kloster angekommen, legten sie die Balken und Baumstämme am Ufer des dasselbe umgebenden Flusses nieder und begannen von denselben vermittels biegsamer Zweige und Seile eine

Art Floß zu bilden. Sie rückten indessen mit dieser Arbeit nicht sehr rasch fort, weil sie, so viel als möglich, jedes stärkere Geräusch vorläufig zu vermeiden suchten. Als sie endlich damit zu Stande gekommen, war bereits die Mitternachtsstunde herangebrochen. Auf diesem eilig zusammengefügten, unsichern, aber doch ziemlich großen, vom Ufer aus mit Tauen gehaltenen Fahrzeuge schwammen sie bis unter die Mauern, welche den äußern Klosterzwinger umgaben. Hier legten sie die mitgebrachten Leitern an, erstiegen die Mauerzinne, wo sie eine der Leitern heraufzogen und an der andern Seite hinunterließen, so daß nach kurzer Zeit eine Anzahl von etwa zwölf in den friedlichen Klosterraum eingedrungen waren. Nahe an der Stelle, wo sich das Floß befand, war eine kleine Eingangspforte, die ehemals mit einer Zugbrücke versehen gewesen und auf den an dieser Seite des Klosters liegenden ausgedehnten Wiesengrund führte. Seit langer Zeit war aber die Zugbrücke und der damit in Verbindung stehende hölzerne Brückenkopf abgebrochen worden, wahrscheinlich weil dieser Eingang nur zur Bequemlichkeit diente, dagegen auch die Sicherheit des Klosters wegen seiner leichten Zugänglichkeit gefährdete. Die Pforte selbst war aber bestehen geblieben, da sie sehr fest und von innen stark verriegelt war. Indessen vermochte sie doch nicht den Brecheisen und Aexten der in den Zwinger gestiegenen Reisigen zu widerstehen; sie fiel bald in Trümmer und nun drangen die noch draußen gebliebenen Mannen von dem Floße aus mit gezogenen Schwertern hindurch, an ihrer Spitze ein in voller, glänzender Rüstung Gewappneter. Durch das Schallen der Schläge an der äußern Pforte und das Sprengen der im Innern

befindlichen Thüren konnte der plötzliche Ueberfall den Klosterbewohnern nicht lange verborgen bleiben, obgleich sie nicht ganz unvorbereitet darauf zu sein schienen, denn Alles war in einem Augenblick wach; es entstand ein großes Wehklagen und die Aebtissin stürzte mit den Schwestern und den Zöglingen in die Kirche, vielleicht weil sie sich hier, Angesichts des Altares Gottes, vor roher Behandlung sicherer hielt, als sonst. Mittlerweile hatte der Anführer — der Niemand Anderes als Ottokar selbst war — mit seiner Schaar den innern Zwinger erreicht, wo sie aber von einem Haufen theils mit Schwertern, Spießen, theils mit Streitkolben, schweren Stangen und Heugabeln Bewaffneten empfangen wurden. An der Spitze derselben kämpfte eine riesenhafte Gestalt, die über einem rauhen Wamms von Büffelleder einen verrosteten Brustpanzer trug, während der Kopf mit einer Reiterpickelhaube mit heruntergelassenem Visir geschützt war. Dieser Mensch trug eine eiserne Streitaxt, deren schwere Wucht er mit solcher Kraft auf die Häupter der Feinde niederschmettern ließ, daß mehrere gleich beim ersten Angriff schwer getroffen niedersanken. Während der Kampf hier immer heftiger entbrannte, stürzte Ottokar nebst einigen seiner Leute in das Innere des Klosters. Als er aber alle Gänge und Gemächer leer fand und gewahrte, daß die Kirche, wiewohl nur schwach, beleuchtet war, eilte er dahin. Die sämmtlichen Bewohnerinnen des Klosters hatten sich wie schüchterne, vor dem grimmigen Anfall eines wilden Thieres fliehende Tauben in das Chor geflüchet, wo sie jammernd und die Hände ringend auf den Knieen lagen und die heilige Mutter Gottes um ihren Beistand in dieser fürchterlichen Noth anflehten. Die Schwester Sakristanin

war schon gleich vorausgeeilt, um die Klosterglocke zu läuten und den in der Umgegend wohnenden Landleuten ein Nothzeichen zu geben. Yolanda kniete hinter einem Pfeiler und schwamm in Thränen. Da wurde die Kirchthüre aufgerissen und schwere Männertritte naheten dem Chore. In diesem Augenblicke faßte die Aebtissin Yolanda mit hastiger Eile beim Arme, indem sie zu ihr sprach: „Folge mir!" In einer Bogenvertiefung an der einen Seite des Chores, nahe an dem Pfeiler, wo Yolanda niedergekniet war, stand die Bildsäule eines Heiligen mit einem Betschemel davor. Theutberga trat mit dem Fuße auf eine hinter dem Betschemel befindliche Steinplatte und zog dann unten an dem Sockel, worauf das Heiligenbild stand, einen langen eisernen Nagel heraus, der sonst gar nicht bemerkbar war, worauf sich das Bild nach Innen drehte und eine Oeffnung in der Wand sich zeigte, groß genug, um bequem hindurchgehen zu können. Die Aebtissin trat hinein, Yolanda nach sich ziehend, worauf das Bild wieder seine vorige Stelle einnahm und vermittels eines innern Riegels unbeweglich fest stand. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks gewesen und Niemand hatte das plötzliche Verschwinden der Aebtissin mit ihrer Pflegbefohlenen bemerkt.

Wüthend drang Ottokar mit den Seinigen, als sie die untere Kirche leer fanden, in das nur schwach beleuchtete Chor unter dem Rufe: Wo ist Yolanda? Von Schrecken und Entsetzen ergriffen flohen die Nonnen hülferufend und ein Jammergeschrei ausstoßend nach der äußersten Seite hin. Ottokar folgte ihnen mit geschwungenem Schwerte und forderte sie unter

heftigen Drohungen auf, ihm Yolanda's Schlupfwinkel anzuzeigen. „Wenn euch euer Leben lieb ist," schrie er wuthentbrannt, „so sagt mir, wo Yolanda ist, denn mein muß sie sein und sollte die Welt darüber in Trümmer versinken." — Die erschrockenen Klosterschwestern richteten ihre Blicke nach der Seite hin, wo eben noch Yolanda gesehen worden war, und zitterten, daß die arme Verfolgte nunmehr unfehlbar in die Hände des Kirchenschänders fallen würde; sie geriethen aber in das größte Staunen, als sie die von so großer Gefahr bedrohte Jungfrau, die sie in ihrer Mitte wähnten, nirgendwo erblickten und sie wie durch ein Wunder ihren Augen entschwunden war.

Ottokar wurde immer wüthender, und als die bis auf's Aeußerste geängstigten Nonnen auf seine wiederholten Drohungen erklärten, Yolanda sei noch so eben unter ihnen gewesen, durchstöberte er mit seinen Helfershelfern alle Ecken, die Beichtstühle und verborgensten Winkel der Kirche. Noch war er damit beschäftigt, da trat einer der Anführer seiner Horde mit eiligen Schritten in die Kirche und rief ihm mit rascher Stimme zu: „Herr! rettet euch, wir sind verloren. Beinahe alle unsere Leute liegen niedergestreckt am Boden; das Kloster wimmelt von Bewaffneten, die uns überfallen haben und unter dem Geschrei: Tod den Kirchenschändern! Jeden niedermachen, den sie als zu den Unsrigen gehörend erkennen. Nur rasch, Herr! es ist keine Zeit zu verlieren. Ich hoffe, daß wir uns durchschlagen und entkommen, denn ich kenne einen noch unbewachten Ausgang. Darum fort! sonst ist es zu spät."

Wie betäubt und zähneknirschend folgte ihm der junge Markgraf nebst den Wenigen, die mit ihm in die Kirche gedrungen waren.

Unter dem Getöse und Klirren der Waffen und dem Geschrei der Kämpfenden, das bis in die Kirche erscholl, sanken die Klosterschwestern auf ihre Kniee, die Arme zum Himmel emporstreckend und ihm für ihre wunderbare Rettung dankend.

Der würdige Abt Dauffer, der überall, wo Tugend und Unschuld unterdrückt zu werden bedroht waren, als rettender Engel auftrat, hatte, da er Ottokars wilden Sinn kannte und das Schlimmste von ihm befürchten mußte, nicht unterlassen, für den eintretenden Fall, daß das Adelgundiskloster überfallen werden sollte, Vorkehrungen zu treffen. Ungeachtet seiner vielen Sorgen und Obliegenheiten war sein wachsames Auge unaufhörlich auf Pandolfs Tochter gerichtet, und ohne daß sie selbst es ahnte, war sie stets von einer unsichtbaren Schutzwache umgeben. Wegen der zu großen Entfernung seiner Abtei von dem Frauenkloster hatte er in jedem der in der Nachbarschaft des letztern gelegenen Meierhöfe, deren Bewohner treue Anhänger der Kirche und ihm ergeben waren, zwei oder drei von seinen Kriegsknechten verlegt, auf deren Klugheit und Tapferkeit er sich verlassen konnte. Diese Leute hielten ihr Rüstzeug und ihre Waffen verborgen, traten in der Kleidung von Ackersknechten auf und gingen ihren Hauswirthen bei ihren Feld- und sonstigen Arbeiten zur Hand. Sie waren aber darauf angewiesen, auf ein verabredetes Zeichen sogleich nach dem Kloster

hinzueilen und dasselbe gegen jeden Angriff zu verthei-digen. Des Beistandes der Landleute war er versichert, da er wußte, daß dieselben nöthigenfalls Gut und Blut daran setzen würden, eine kirchliche Anstalt zu beschützen, die in jeder Beziehung so wohlthätig auf das Glück der Bewohner der ganzen Gegend wirkte und von allen Guten als ein unverletzbares Asyl an-gesehen wurde. Ebenso war der umsichtige, fromme Abt darauf bedacht gewesen, dafür Sorge zu 'tragen, daß bei einem plötzlichen Anfall die Feinde im Innern des Klosters auf Widerstand stießen und wenigstens so lange aufgehalten würden, bis die Hülfe von Außen, durch das Geläute der Glocke aufgefordert, herbei-geeilt wäre. Der ihm getreue Hatto, der Bärenwirth, war nämlich von ihm beauftragt, bei dem geringsten Anzeichen von dem Heranrücken der markgräflichen Scher-gen sich nebst den Reisigen und Bewohnern des nächsten auf dem Wege von der Herberge nach dem Kloster liegenden Gehöftes in's Kloster zu werfen, um dort die Feinde zu empfangen. Dem Klosterpförtner war deshalb befohlen, die, welche sich durch ein verabredetes Zeichen zu erkennen geben würden, zu jeder Zeit ein-zulassen. Es war Hatto, der, mit einem alten Panzer bewappnet und eine Pickelhaube mit herabgelassenem Visir auf dem Kopfe, um sich unkenntlich zu machen und sich nicht der nachherigen Rache Ottokars und seiner Vandalen auszusetzen, die Kirchenschänder im Klosterzwinger seine Riesenkraft fühlen ließ. Er hatte sich, als er die deutliche Absicht, das Kloster zu über-fallen, aus den Aeußerungen Jener, die sein Wirthshaus besuchten, erkannte, nach deren Abzug in der Nacht auf einem andern Wege, nachdem er sich seinen Mitkämpfern

zugesellt, schleunigst dahin begeben. Ratald, sein Sohn, war schon im Voraus von ihm unterrichtet und auf das erste Anzeichen von Gefahr von ihm auf die benachbarten Höfe gesandt worden, damit man sich zum Ausrücken bereit halte. Der Knabe hatte zugleich noch einen andern Auftrag erhalten, den er vor allen Dingen ausführen sollte und der, wie wir nachher vernehmen werden, besonders Yolanda's Rettung aus den Klauen ihrer Dränger bezweckte.

Wie klug Alles von dem vorsichtigen Abte berechnet war und wie die zum Schutze der Unschuld von ihm getroffenen Maßregeln vom besten Erfolg gekrönt wurden, hat der Leser bereits aus dem oben Mitgetheilten erfahren.

Zehntes Kapitel.

Luitgarde von Hochstein.

Kehren wir nunmehr wieder zu Pandolf zurück. Um den Verfolgungen Ottokars zu entgehen, war er auf Dauffers Rath und mit einem Empfehlungsschreiben von ihm versehen, mit seiner Gattin von Znaym entflohen, um sich nach der Abtei Apatowir in Böhmen zu begeben. Dorthin sollte, wie ihm der Abt gesagt hatte, Yolanda ihm folgen, sobald die Umstände es gestatten würden. Noch vor Tagesanbruch hatten die beiden Gatten ihren bisherigen Zufluchtsort, wo sie so lange verborgen vor den Augen der Welt gelebt, verlassen, begleitet von einer Abtheilung bewaffneter Klosterknechte, die ihnen der Abt zum Schutze durch das Mährische Gebiet mitgegeben, während er andere Getreue vorausgesandt hatte, die auf dem Wege durch Böhmen in ihrer Nähe bleiben und auf ihre Sicherheit wachen sollten. Schnelle Rosse trugen die Flüchtlinge in raschem Fluge fort, so daß, als die Sonne noch nicht hoch am Himmel stand, sie die Taya erreichten und nicht ohne Schwierigkeit über den Fluß setzten. Am andern Ufer fanden sie frische Pferde, von denen

zwei mit Gepäck und Mundvorrath beladen waren, da der würdige Abt für Alles besorgt gewesen war und die Weisung gegeben hatte, die offene Heerstraße zu vermeiden und die nur wenig begangenen Wege einzuhalten.

Die Reise wurde nun unaufhaltsam fortgesetzt und bald war das mit hohen Waldungen bedeckte Gebirge, welches Mähren von Böhmen trennt, erreicht. Sie kehrten jenseits desselben, wo sie vor den Verfolgungen ihres Feindes in größerer Sicherheit zu sein glaubten, in einem abgelegenen Wirthshause ein, und andern Tags nahmen ihre Begleiter von ihnen Abschied und begaben sich wieder nach Znaym zurück.

Allein und sich dem Schutze Gottes empfehlend, setzten die beiden Reisenden schweigend und ihren Gedanken sich überlassend ihren Weg durch die wilde und einsame Gegend fort. Außer dem Gesange der Vögel und dem Geräusch, das ein durch das Gehölz von Zeit zu Zeit vorüberspringender Hirsch oder anderes Thier des Waldes in dem Gesträuch verursachte, vernahmen sie keinen Laut. Nachdem sie einen allmälig aufsteigenden Eichenwald, durch dessen dichtes Laubwerk nur hier und dort ein Sonnenstrahl zu dringen vermochte, durchzogen hatten, erreichten sie endlich eine offene Anhöhe, von welcher aus sich ihnen eine im hellsten Lichte der Sonne prangende Landschaft darbot. Grüne Fluren, von Bächen durchschlängelt, deren seltsame Krümmungen die an den Ufern derselben stehenden kurzen Weidenstämme bezeichneten, wechselten mit gelben Saatfeldern, häufig nicht angebauten Strecken Ackerlands und Baumgruppen in

allen Farbenabstufungen vom weißlichen Blaßgrün bis zum dunkeln Rothbraun in wundersamer Mannigfaltigkeit ab. Nach einer Seite erstreckte sich der Boden in eine unabsehbare Ebene hin; an der andern erhoben sich Anfangs in sanften Wölbungen, dann immer höher steigende Hügel, die manchmal in schroffe Felsenhöhen ausliefen, manchmal als dunkelgelbe Sandbänke sich zeigten, meistens aber mit Strauchwerk und grünen, von goldschimmerndem Ginster durchmischten Rasen bedeckt waren und am fernen Horizont von einer Gebirgskette bekränzt wurden, auf der ein in Blau, Violett und Purpur spiegelnder heller Schimmer verbreitet lag. Vor ihnen zogen sich in der Tiefe Reihen von ihre Wipfel stolz emporstreckenden Espen und Ulmen hin, hinter denen ein Fluß sein den Himmel wiederspiegelndes Wasser in weißen Silberstreifen an einzelnen Stellen durchglänzen ließ und dessen jenseitiges felsiges Ufer sich steil erhob und, in einen Gebirgszug aufsteigend, die Landschaft schloß. Mehrere unter dem grünen Laub der Bäume hervorlugende rothe Dächer und ein in die Höhe ragender Thurm schienen anzudeuten, daß dort ein Weiler oder ein Dorf liegen müsse.

Beim Anblick dieser herrlichen Natur hielt Pandolf sein Pferd einen Augenblick auf der Anhöhe an und brach endlich das Stillschweigen, das er, in Trübsinn versenkt, so lange beobachtet hatte. „O wie schön ist dieses Land," sprach er zu seiner neben ihm reitenden Gattin gewandt; „wie hat hier die Natur ihre ganze Pracht entfaltet. Ach, daß doch der Mensch all diese Herrlichkeiten, mit denen der Herr diese Welt ausgeschmückt, nicht ungestörter genießen kann! Wie gerne

möchte sich mein Auge an diesem sich vor uns ausbreitenden wundervollen Bilde ergötzen, aber ach, meine Seele ist traurig!"

„O mein theurer Pandolf," entgegnete hierauf Adeltrudis, ihren Gatten mit Innigkeit anblickend, „überlaß dich nicht deinem Schmerze. Freilich sehen wir uns von neuem hinausgestoßen in diese Welt, wo uns die Menschen so oft feindlich entgegentreten, und wir müssen wieder fliehen, sogar mit Zurücklassung unseres geliebten Kindes, des Theuersten, was wir auf Erden haben. Wir dürfen aber nicht aufhören, uns der väterlichen Fürsehung Gottes anzuvertrauen; seine erbarmende Güte wird uns auch diesmal durch die Gefahren, die uns bevorstehen mögen, siegreich hindurch führen. Darum heitere deinen Geist auf und fasse von neuem Muth."

„Wie sollte ich dazu im Stande sein, Adeltrudis? Nachdem ich all mein Besitzthum verloren und aus der Heimath fliehen mußte, scheint mir ein feindseliges Geschick nicht einmal das Wenige zu vergönnen, das mir unter so vielen Entsagungen noch geblieben ist — Ruhe in tiefster Zurückgezogenheit."

„Was du Geschick nennst, lieber Pandolf, ist nur eine Prüfung, die Gott vielleicht blos deshalb über uns verhängt, damit wir Gelegenheit haben, unser unerschütterliches Vertrauen zu ihm von neuem zu bewähren, oder vielleicht ein Mittel, uns sicherer zu einem erfreulichen Ziele zu führen. O halten wir fest an seiner Vatergüte und seien wir nicht undank-

bar für die vielen Wohlthaten, die er uns erwiesen! Haben wir uns bis jetzt nicht des Glücks eines innern stillen Friedens zu erfreuen gehabt? Besäßen wir es nicht, so würde kein vergängliches, irdisches Gut es uns ersetzen können. Sind wir überdies nicht im Besitze eines Kindes, das sichtbar auf Gottes Wegen wandelt und das unsere Zärtlichkeit für dasselbe mit innigster Liebe und treuer Anhänglichkeit belohnt? Weshalb sollen wir uns denn beklagen oder gar gegen Gottes Vorsehung zn murren wagen?"

„Ja, du hast Recht, theure Adeltrudis!" erwiederte Pandolf. „Ich habe außerdem Gott noch die Wohlthat zu verdanken, daß er mir in dir eine treue Lebensgefährtin geschenkt hat, die mich durch ihren frommen Sinn aufrecht hält, wenn ich zu straucheln beginne. Verzeihe mir, o Gott," fuhr er fort, seine Arme emporstreckend, „verzeihe mir, wenn ich Gedanken der Unzufriedenheit einen Augenblick Eingang in meine Seele gestattete und mich von bangen Zweifeln ob der Wege, die du mich führest, beschleichen ließ! Nein, nein, ich will fortan nicht mehr mich irre machen lassen und der Weisheit deiner Rathschlüsse kindlich vertrauen."

„Ich wußte es wohl, theurer Gatte, daß dein Unmuth nur ein vorübergehender sein konnte und dein Gemüth, das sich stets so gottergeben bewies, sich bald wieder von dem Druck erheben würde, den unsere so plötzliche Flucht von unserm bisherigen Zufluchtsort auf dasselbe ausüben mußte. Sollte nicht der allgütige Schöpfer die uns diesen Morgen rings umgebende Pracht seiner Schöpfung deshalb vor unsern Blicken entfaltet haben,

um den Geist der Traurigkeit von uns zu verscheuchen, uns zu erheitern und uns daran zu erinnern, wie schön es dereinst in jener Welt sein wird, die er eigens zum ewigen Aufenthalt und zur Belohnung Jener vorbereitet hat, die ihm hier auf Erden treu geblieben sind und seine unendliche Liebe nicht verkannt haben?"

Unter diesen und ähnlichen Zwiegesprächen waren die frommen Gatten allmälig der Gegend näher gekommen, wo die hohen Bäume sich erhoben. Da drang von den jenseits am Flusse liegenden Bergen her ein Schall in ihr Ohr, der, von den stillen Lüften getragen, gar wunderbar erklang, nach kurzen Zwischenpausen sich wiederholte und allmälig stärker wurde. Nachdem die beiden Reisenden einen Augenblick stille gehalten, um zu lauschen und eine Erklärung zu finden, woher wohl diese sie so sehr überraschenden Töne herrühren möchten, erkannten sie, daß es ein Gesang von vielen Menschenstimmen war, der in gleichmäßiger Weise nach kurzer Unterbrechung wiederholt wurde. Sie beeilten sich nun, dem Flusse hinter den Baumreihen rasch sich zu nahen, indem sie stets aufhorchten und, um so wenig Geräusch als möglich zu verursachen, ihre Rosse auf dem weichen Wiesengrunde neben dem Heerwege, der dahin führte, forteilen ließen. Als sie das Ufer erreicht, überzeugten sie sich, daß der Gesang von Männern, Frauen und Kindern herrührte, die, mit einem flatternden Fähnlein an der Spitze und einem hochaufragenden, in der Morgensonne glänzenden Kreuze in der Mitte, in einer langen Reihe die bald aufsteigenden, bald niederwärts führenden Pfade der jenseitigen Anhöhen durchzogen, hier und dort zwischen den Hügeln

sichtbar wurden, dann wieder verschwanden, bald aber von neuem zum Vorschein kamen. Es war eine Wallfahrtsprozession, welche, die Litanei der allerseligsten Jungfrau absingend, bei der Mannigfaltigkeit der Anzüge einen wundersam lieblichen Anblick gewährte und bergauf, bergab geräuschlos und nur das feierliche „Ora pro nobis!“ in andächtiger und wohlklingender Weise zum Himmel steigen lassend, von weitem gesehen, einer buntfarbigen riesigen Schlange glich, die zwischen den grünen Bergabhängen sich fortwälzte.

Dieser Anblick machte auf Pandolf und Adeltrudis einen überaus angenehmen Eindruck und stimmte sie zu tiefer Andacht, die sie antrieb, mit dem dahingehenden Volke das aus dessen frommem Herzen kommende „bitte für uns!“ leise zu wiederholen. Als die Prozession schon nicht mehr sichtbar war und die lieblichen Töne des heiligen Gesanges aber noch immer, wiewohl schwächer erklangen, ritten sie dem Flusse entlang nach der Seite hin, wo das Dorf lag. Bald war es erreicht. Auf einem freien Platze in der Mitte desselben zeigte sich ihnen eine Herberge, vor deren Thür Tische und Bänke standen. An der einen Seite saß ein Greis, mit einem Käppchen auf dem Silberhaar, der sich der wohlthätigen, warmen Sonnenstrahlen zu erfreuen schien, denn auf seinem Angesichte, auf dem noch das frische Roth der Jugend blühte, lag Zufriedenheit und Freundlichkeit. Nicht weit von ihm hatte ein Mann in Pilgertracht mit einem seine Züge beschattenden breitränderigen Hute Platz genommen. Pandolf bot einen freundlichen Gruß und fragte den Greis, ob seine ermüdeten Rosse zu einer kurzen Rast hier untergebracht werden könnten.

Auf die bejahende Antwort des sein Käppchen lüftenden Alten stieg er und seine Gattin ab und ein herbeigekommener Knecht führte die Thiere in den Stall. Die beiden Reisenden ließen sich nun auch auf eine der Bänke nieder, begehrten einen Imbiß, der auf den Ruf des Greises bald herbeigeschafft wurde, worauf Pandolf sich mit demselben in ein Gespräch einließ.

„Sagt mir doch, guter Mann, was bedeutet und wohin zog die Prozession, die wir auf den Anhöhen jenseits des Flusses vor einer Viertelstunde zu erblicken Gelegenheit hatten?"

„Das will ich euch sagen, lieber Herr," entgegnete freundlich der Greis; „diese Leute kommen wohl fünf bis sechs Meilen von hier, wo sich mehrere Dorfschaften am heutigen Tage versammeln und noch vor Sonnenaufgang aufbrechen, um sich, mit einem frommen Klostergeistlichen als Führer, nach einer Muttergotteskapelle im Walde auf der andern Seite des Wassers, nicht weit von hier, zu begeben. Nach der Ueberlieferung unserer Väter wurde dort vor etwa zweihundert Jahren ein heiliger Priester, der zur Bekehrung der Böhmen aus Bayern gekommen war, von den damals noch heidnischen Bewohnern dieser Gegend überfallen und sollte dem Tode geweiht werden. Die wenigen Christen, die sich ihm angeschlossen, sowie er selbst flehten in dieser höchsten Noth den Beistand der allerseligsten Jungfrau an und sie wurden in einer Weise aus der Todesgefahr gerettet, die man anders nicht, denn als ein Wunder ansehen konnte und das auch die Bekehrung einer Menge Augenzeugen, die bis dahin dem Heidenthum angehangen,

zur Folge hatte. Zum Andenken an dieses Ereigniß hat man an der Stelle, wo es geschehen, eine Kapelle erbaut und ein Muttergottesbild, das ein geschickter Klosterbruder aus Italien in Eichenholz geschnitzt haben soll, darin aufgestellt. Man erzählt noch von vielen andern Wundern, die dort auf die Bitte der Andächtigen geschehen sein sollen. Ich weiß nicht, Herr Ritter, oder wer Ihr sonst sein möget, wie Ihr von solchen Dingen denket, denn heut zu Tage gibt es Leute von gar mancherlei Meinungen. Ich aber gestehe euch offen, daß ich an diese durch die Fürbitte der so gütigen Beschützerin der sündigen Menschen, die ihren Beistand anflehen, geschehenden Wunder festiglich glaube."

„Ei, guter Mann," unterbrach ihn hier Adeltrudis, „warum sollen wir denn nicht eben so daran glauben, wie Ihr? Wir sind durch die Gnade Gottes katholische Christen und machen dessen kein Hehl."

„Es freut mich, edle Frau," entgegnete der gesprächige Alte mit einem freundlichen Lächeln, „dieses aus eurem Munde zu vernehmen; Ihr werdet dann auch um so leichter begreifen, daß solche durch die Fürsprache der mächtigen Himmelskönigin bewirkte Wunder weit zahlreicher sind, als der vom Strudel sinnlicher Freuden hingerissene blinde Haufen glaubt, wenn auch alle diese Wunder nicht jederzeit für Jeden sichtbar sind. Ich könnte euch darüber der Beispiele mehrere und sogar eines aus meinem eigenen Leben mittheilen." Bei diesen Worten erhob der Greis einen Blick, indem ein Ausdruck tiefen Dankgefühls lag, zum Himmel und fuhr dann fort: „Ihr scheint aber solcher

Bestätigung eures Glaubens nicht zu bedürfen und werdet schon wissen, welche Gnaden der Heiland durch die allerreinste der Jungfrauen, seine göttliche Mutter, uns armen Menschenkindern im Verborgenen zukommen läßt."

„Ja, ja, Ihr habt vollkommen Recht," fiel hier Pandolf ein; „welcher Christ, der sich mit Vertrauen an die hochheilige Gottesmutter gewendet, möchte dergleichen nicht erfahren haben! Gleichviel, sollten auch nicht immer offenbare Wunder geschehen, so finde ich doch solche Wallfahrten nach einem Gnadenorte eine schöne und löbliche Sitte. Sie sind ganz dazu geeignet, Gefühle der Andacht, Ehrfurcht und des Vertrauens in dem gläubigen Volke zu erwecken, denn wer mit aufrichtigem Herzen um Abwendung von Gefahren und um Erlangung zeitlichen und geistigen Segens fleht, findet darin selbst schon einen wahren Gewinn, Trost und Kräftigung; der echte Christ weiß ja, daß wenn dieses oder jenes Leiden, von welchem befreit zu werden er sein Gebet zum Himmel steigen läßt, auch nicht immer von ihm abgewendet wird, dies vielleicht gerade zu seinem Heile gereicht, denn sieht er sich auch nicht immer von seinem Leiden befreit, so wird er doch ergebener und fühlt sich weniger unglücklich, eingedenk des uns vom Heilande selbst gelehrten Gebetes: Herr, dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden! Uebrigens ist auch eine solche Wanderschaft durch blühende Fluren, duftige Wälder, freundliche Thäler und sonnige Hügel bei einem so herrlichen Wetter wie heute, in Gesellschaft so vieler gleichgesinnten Freunde, Verwandten und Nachbarn eine wahre Er-

holung namentlich für die guten Landleute, die meistens das ganze Jahr hindurch mit schwerer Arbeit belastet sind."

„Das soll ich meinen," versetzte der Greis; „wollt Ihr euch davon überzeugen, Herr, so wartet nur noch ein paar Stunden bis diesen Nachmittag, wo die Theilnehmer an der Prozession ihre Andacht an der Kapelle verrichtet haben. Sie kommen dann meistens alle hieher, um auszuruhen und sich zu erquicken, denn die Brücke über den Fluß liegt nicht weit von hier; da sollt Ihr sehen, wie heiter und froh diese guten Leute sind und wie sogar das junge Volk, wenn sich eben ein Spielmann einfindet, einen lustigen Reigen tanzt, freilich in aller Zucht und Ehre, aber in höchst munterer Weise, was Ihr ganz natürlich finden werdet, denn der wahrhaft fromme Christ ist wegen des innern Friedens, dessen er sich erfreut, gewöhnlich zur Heiterkeit gestimmt, und dieselben Buben und Mädel, die Ihr auf kurze Zeit sich ihrem jugendlichem Frohsinn überlassen seht, würdet Ihr sonst als Muster der Sittenreinheit kennen lernen."

Der Pilger hatte sich an diesem Gespräch gar nicht betheiligt, sondern sich während desselben gleich Anfangs, nachdem er seine Zeche bezahlt, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entfernt. Es war aber Pandolf nicht entgangen, daß dieser Mann mehr als einmal, wenn er sich nicht beobachtet glaubte, seinen forschenden Blick auf ihm und seiner Gattin ruhen ließ, wobei sich der Burggraf um so weniger einer Regung des Argwohns enthalten konnte, als der Fremde ihm von

Anfang an trotz seines Gewandes unheimlich vorgekommen war. Er hatte eben über dem für ihn anziehenden Gespräch des klugen und, wie es schien, welterfahrenen Greises den Pilgersmann ganz vergessen und wollte die Unterhaltung wieder fortsetzen, als ein blühender Knabe raschen Schritts, einen Bündel tragend, den Weg von oben im Dorfe heran kam und auf den Greis zueilte, dem er, ohne auf sonst etwas zu achten, einige Worte zuflüsterte. Dieser schien ihn nicht recht zu verstehen und sprach: „Sag's nur laut, lieber Wendelin, was du mir mitzutheilen hast; du brauchst dich vor diesem Ritter und der edlen Frau nicht zu scheuen."

Der Knabe warf einen flüchtigen, halb verschämten Blick auf die beiden Reisenden und sprach alsdann: „Lieber Großvater, als ich unten jenseits des Dorfes eben aus der Schlucht am Wege, wohin mich die Mutter geschickt hatte, um Heilkräuter zu sammeln, zurückkehrte, sah ich den Pilgersmann, der so lange hier bei euch gesessen, daherkommen und den Berg hinaufsteigen. Er sah sich nach allen Seiten um, konnte mich aber nicht wahrnehmen, da die alte halbumgefallene Eiche mich vor seinen Blicken verbarg. Als er sich unbemerkt glaubte, zog er unter seinem Gewand ein Hifthorn hervor, in welches er mehrere Mal stieß, daß es weithin laut erschallte. Ich konnte, während er sein Pilgerkleid öffnete, deutlich sehen, daß er bewaffnet war und einen Panzer darunter trug. Bei dieser Entdeckung befiel mich eine gewisse Angst, denn ich dachte, wenn er hieher zurückkehrte, könnte er vielleicht gegen euch und die Mutter Uebles im Schilde führen. Deshalb schlich ich mich am Bergabhang, wo er mich nicht sehen konnte,

hinweg und eilte, so schnell es mir möglich war, hieher, um euch das Gesehene zu hinterbringen."

„Das ist wirklich sonderbar, mein Kind," sagte der Greis kopfschüttelnd; „sei indessen ohne Sorge; gehe hinein und trockne dir den Schweiß ab. —" Sich hierauf zu Pandolf wendend, wollte er nunmehr das Wort an diesen richten, als sie durch die Ankunft eines bewappneten Reiters, der in eiligem Trabe desselben Wegs, den Pandolf gekommen, heransprengte, unterbrochen wurden. Kaum hatte er Pandolf erblickt, als er sein Roß einhielt und in hastigem Tone ihm zurief: „Fliehet, Ritter, Ihr habt keine Zeit zu verlieren, denn eure Verfolger sind in der Nähe und auf eurer Spur! Damit Ihr mir trauet, so höret!" Bei diesen Worten näherte sich der Fremde Pandolf und raunte ihm das Losungswort in's Ohr, woran, wie Dauffer ihm gesagt, er des Abtes Vertraute wiedererkennen würde. „Ich werde euch eine Strecke begleiten, bis Ihr außer Gefahr seid," fuhr hierauf der Fremde fort; „ich bitte euch aber, sogleich aufzubrechen."

„Sind denn der Feinde so viele," sprach Pandolf, „daß ich vor ihnen ohne Weiteres fliehen soll? Noch hängt mein treues Schwert mir an der Seite und wenn Ihr mir Beistand gewähren wollt, so mögen sie kommen, und sollten es ihrer auch mehr als zwölfe sein."

Der fremde Reitersmann erwiederte: „Ich würde euch, edler Herr, nicht zur Flucht bewegen, wenn wir nur einen ehrlichen, offenen Kampf zu befürchten hätten, aber das beabsichtigen eure Verfolger nicht; es sind

gemeine Söldlinge und Wegelagerer, die euch aus einem Hinterhalt unversehens zu überfallen gedenken, um euch in Ottokars Gefangenschaft zu schleppen."

„Vor solchen meuchlerischen Bösewichtern vermag sich freilich kein ehrlicher Ritter jederzeit zu schützen," versetzte Pandolf. „Wohlan denn, so lassen wir in Gottes Namen aufbrechen, da uns kein anderes Mittel übrig bleibt."

Auf sein Geheiß wurden die Rosse herbeigeführt, und nachdem er seine Zeche reichlich bezahlt und von dem würdigen Greise unter herzlichem Händeschütteln Abschied genommen, eilte er und seine Gattin unter Begleitung ihres Beschützers in raschem Fluge davon, indem sie ihren Pferden die Zügel schießen ließen. Bald hatten sie die über den Fluß führende Brücke jenseits des Dorfes erreicht. An der andern Seite lag derselben gegenüber ein Hohlweg, durch welchen die Flüchtlinge ihre Reise unaufhaltsam fortsetzten.

Als sie nach einiger Zeit in den offenen Wald gelangten und wegen des aufsteigenden Gebirges in langsamerem Schritte reiten mußten, fand Pandolf endlich Zeit, seinem Begleiter für den wichtigen Dienst, den er ihm in der Stunde der Gefahr geleistet, mit warmen Worten zu danken.

„Nicht mir, edler Ritter," versetzte der Fremde, „seid Ihr Dank schuldig, sondern allein dem hochwürdigen Abte, in dessen Auftrag ich handle. Wenn ich in der Ausführung desselben einigen Eifer bewiesen, so

wundert euch deshalb nicht, denn wer von diesem frommen und hochherzigen Manne zu irgend Etwas aufgefordert wird, weiß, daß er das Werkzeug zu einer guten That ist und der Tugend hilft, über Verrath und Schlechtigkeit zu siegen. Ich habe diese Ueberzeugung aus langer Erfahrung gewonnen und deshalb laß ich es mir jederzeit angelegen sein, seine Befehle und Anordnungen mit aller möglichen Pünktlichkeit zu befolgen. Die Besorgniß, daß euer Feind es sogar wagen würde, hier in fremdem Lande euch nachzustellen, veranlaßten den hochwürdigen Herrn, mich euch nachzuschicken, um in eurer Nähe zu bleiben und überall auf den Wegen, die Ihr einzuschlagen haben würdet, sorgfältig zu spähen, ob euch Gefahr drohe. Ihr habet, edler Pandolf, mächtige Beschützer, denn außer dem Abte Dauffer wacht auch noch ein Anderer nicht allein über euch und eure Gemahlin, sondern auch über eure Tochter Yolanda. Erinnert euch nur jener Stimme, die euch im Walde warnte, als Ihr euch nach dem Adelgundiskloster begeben wolltet. Der, von welchem sie ausging, hat nicht aufgehört, um euer Heil und eure Sicherheit besorgt zu sein, denn er ist euch in brüderlicher Liebe zugethan, da er weiß, daß ihr um einer heiligen Sache wegen verfolgt werdet und leidet. In diesen Zeiten wilder Kämpfe, wo sich die Bösen und Pflichtvergessenen zusammenschaaren, um gegen den rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Petrus, unsern thatkräftigen Papst Gregor anzugehen und seine unablässigen Bemühungen zur Hervorrufung eines wahrhaft evangelischen Geistes in der Kirche und zur Abwehrung schnöder Gewalten, die ihn gerne zu einem Spielzeug ihrer Willkür machen wollten, zu vereiteln, thut es

wahrlich Noth, Männer in Schutz zu nehmen, die, fest an ihrem Glauben hangend und, treu dem Oberhaupte der heiligen Kirche, der alleinigen Auslegerin und Beschützerin der wahren Lehre, sich nicht nach jedem Winde menschlicher Meinungen drehen und nicht in ihrem Thun und Lassen nur irdischen Vortheil vor Augen haben. Zu solchen Männern standhafter Gesinnung rechnen eure Beschützer auch euch, edler Ritter, und vertrauen, daß Ihr als Bekenner Christi und Kämpfer für die Wahrheit dereinst dem heiligen Vater zur Vertheidigung der Sache Gottes euren Arm leihen werdet."

„Ich bin," antwortete Pandolf, „meinen hochherzigen Beschützern den größten Dank schuldig für Alles, was sie bis jetzt für mich gethan und noch zu thun fortfahren. Allein die gute Meinung, die sie von mir hegen, ist zu ehrenvoll für mich, denn — zu meiner Beschämung muß ich es bekennen — ich verdiene sie nicht. Freilich beseelt mich die höchste Ehrfurcht vor unserm heiligen Vater, dem rechtmäßigen Papste; auch glaube ich, daß ich mit Gottes Gnade stark genug sein würde, Alles dranzusetzen, um mich als treuen Anhänger desselben und gläubigen katholischen Christen zu bewähren. Allein eben, was Ihr gesagt, muß mich auch erkennen lassen, daß mein Verdienst, wenn ich überhaupt darauf Anspruch machen darf, nur ein sehr geringes ist. Was hilft es, wenn wir von einer Wahrheit durchdrungen, von einem edlen Gedanken angefeuert sind, und nichts zur Bethätigung unserer Gesinnungen thun, sondern die Zeit, wo wir hätten nützlich wirken können, in schlaffer Thatlosigkeit verstreichen

lassen, wie ich gethan? Aus übertriebener Besorgniß für mein eigenes und der Meinigen Wohl habe ich eine lange Reihe von Jahren gleichsam die Hände in den Schooß gelegt und nur an meine Aufrechthaltung, woran doch so wenig gelegen ist, gedacht, während ich vielleicht dazu hätte beitragen können, der Sache der Religion zum Siege zu verhelfen. O wie schäme ich mich jetzt meines Kleinmuths, ja meiner Selbstsucht! Ich bin Ritter und berufen, mein Leben einzusetzen für Ehre und Tugend — und ich habe müßig zugesehen, wie man sie mit Füßen trat! Bei Gott! das muß anders werden! Ich will nicht länger die Kraft, die mir noch geblieben, thatenlos vergeuden! Seid so gut, das dem Abte Dauffer zu hinterbringen, und sagt ihm, daß ich mich zwar seiner Weisung zufolge nach dem mir von ihm bezeichneten Bestimmungsorte begeben will, um fernere Nachrichten von ihm zu erwarten, daß ich aber fest entschlossen bin, mich auf einen Schauplatz zu begeben, wo Thaten mehr als Worte Noth thun."

„Ich werde," entgegnete der Andere, „euren Auftrag getreu ausrichten. Der meinige ist nun beendigt und ich kann mich jetzt von euch beurlauben. Lebt wohl und beharret bei dem Vorsatze, den euer Edelmuth euch eingegeben. Gewiß wird der hochwürdige Abt sowie auch eurer anderer Beschützer ihn mit Freuden vernehmen."

Bei diesen Worten bog der Reitersmann sein Roß um und sprengte davon.

Die beiden Gatten setzten ihre Reise fort und kamen bei Sonnenuntergang in ein Dorf, wo sie, da besonders

Adeltrudis, von dem scharfen Ritt während einer drückenden Hitze und der bestandenen Gefahr angegriffen, vor Müdigkeit klagte und Pandolf bewog, in einer unansehnlichen Herberge einzukehren und daselbst zu übernachten.

Andern Tags unterhielten sie sich auf dem Wege von den Gefahren, denen Yolanda noch ausgesetzt sein möchte, da sie fürchteten, der junge Markgraf könnte sich zu Gewaltschritten gegen das Kloster, den Zufluchtsort ihres geliebten Kindes, hinreißen lassen. Sie versanken in Traurigkeit, die aber Adeltrudis dadurch zu verscheuchen suchte, daß sie das Vertrauen zu Gott und seinem allmächtigen Beistand sowohl bei sich selbst als bei ihrem Gatten von neuem belebte. Ein inbrünstiges Gebet für die, welche sie gleichsam als Waise hatten zurücklassen müssen, stieg aus der innersten Seele des frommen Elternpaares zum Himmel und es fand Trost und Stärkung in dem Gedanken, daß der allgütige Vater die verfolgte Unschuld nicht verläßt. Pandolf erinnerte sich der geheimnißvollen Worte, die jener Einsiedler in der Felsenhöhle im Walde einstmal wie im prophetischen Geiste zu ihm gesprochen und worin derselbe vorhersagte, daß Yolanda von zahllosen Drangsalen würde betroffen, aber nicht überwältigt werden.

„Noch weiß ich genau,“ sprach er, „was der Greis sagte, und meine Zuversicht, daß unser Kind in den gefahrvollen Kämpfen, die es noch zu bestehen haben mag, nicht unterliegen wird, findet sich dadurch gestärkt, daß schon Manches von dem, was der Eremit damals

verkündigte, in Erfüllung gegangen. Zahlreich werden Yolanda's Leiden sein, so lauteten des Einsiedlers Worte, doch laßt den Muth nicht sinken, Gott wird sie zu ihrem Glück und Ruhm durch alle siegreich hindurchführen."

„So laß uns denn hoffen, lieber Pandolf," sagte Adeltrudis, „daß wir noch einmal das Ende unserer Leiden sehen und ein Tag kommen wird, wo wir unser theures Kind wieder an unser Herz drücken können."

Während Pandolf in Folge des von ihm gefaßten Vorsatzes sich im Geiste mit Plänen für die Zukunft beschäftigte und seiner Gattin Gedanken voll mütterlicher Zärtlichkeit noch lange bei Yolanda verweilten, gelangten sie schweigend in ein tiefes, auf beiden Seiten von schroffen Felsen eingeschlossenes einsames Thal. Ueber ihnen kreisten gierige, nach Beute suchende Raubvögel und die Stille wurde nur durch das Brausen eines aus einer Felsenspalte hervordringenden und von Vorsprung zu Vorsprung herabstürzenden Giesbaches unterbrochen, der sich schäumend und wirbelnd durch das Geklüft quer über den Weg wand und den Reisenden den Uebergang erschwerte. Bald gestaltete sich das Thal zu einer engen und düstern Schlucht. Das dichte Strauchwerk, welches dasselbe von der Höhe der Bergwand zu beiden Seiten überragte, ließ keinen Strahl der Sonne durchdringen. Die Felsen senkten sich aber allmälig und liefen am Ende der Thalschlucht in einen tiefen Grund mit wildem Gestrüpp, unter welchem hier und da rauhe Steinblöcke hervorragten, aus. In demselben Augenblick, wo die Reisenden hier

anlangten, erscholl aus der Tiefe ein durchdringender Schrei voll Jammer und Verzweiflung, der von einer weiblichen Stimme herzurühren schien. Pandolf hielt sein Roß an und vernahm deutlich die Worte: „Beflecke dich nicht mit meinem Blute! Ich bin unschuldig, Gott wird es dir vergelten, wenn du Barmherzigkeit an mir übst."

Ohne sich zu bedenken, sprang Pandolf von seinem Rosse, dessen Zügel er seiner Gattin zuwarf und auf welchem er bei der Vertiefung und dem mit struppigem Gesträuch bedeckten Wege die Stelle, woher die Stimme kam, nicht leicht hätte erreichen können, und drang mit gezogenem Schwerte nach der Richtung hin, woher die Jammertöne noch immer sich vernehmen ließen. Bald erblickt er hinter einem Felsstück einen mit dem Rücken gegen ihn gewendeten Menschen, der gegen eine vor ihm auf den Knieen liegende Frau, die unter verzweiflungsvollem Ringen seinen Arm festzuhalten sucht, einen Dolch erhoben hat, mit welchem er sie zu durchbohren auf dem Punkte zu stehen schien. Mit einem Satze auf den Mörder zueilen und ihm mit seinem gewaltigen Schwerte einen solchen Hieb versetzen, daß er taumelnd zu Boden stürzte und der Dolch ihm aus der Hand fiel, war das Werk eines Augenblicks. „Elender Bube," schrie der Burggraf, einen Fuß dem Bösewicht auf die Brust setzend, „warum wolltest du diese Wehrlose tödten? Bekenne, oder du hauchst deine verruchte Seele aus!"

„Schonet meines Lebens, Herr!" flehte der Mörder unter gräßlicher Verzerrung seines Gesichtes; „ich habe

nur ausführen wollen, was mein Gebieter, der Ritter von Drausdorf, mir befohlen; ich weiß nicht, weshalb er sie um's Leben bringen lassen wollte; es ist seine eigene Frau und er gab mir den strengsten Befehl, sie zu tödten und ihren Leichnam in die tiefe Felsenkluft dort unten zu stürzen."

„Feiler Knecht, der sich zu solch' schnöder That hergab, du hättest verdient, mit deinem Leben dafür zu büßen. Ich mag aber deine wohlverdiente Strafe nicht vollenden und mich mit deinem elenden Blute noch mehr besudeln. Du wirst ohnehin an der Schlappe, die du empfangen, noch lange zu kauen haben, und wie dein sauberer Gebieter eurer gerechten Strafe nicht entgehen."

Hierauf wandte er sich zu der noch immer auf ihren Knieen liegenden Frau und streckte ihr die Hand entgegen, um ihr beim Aufstehen behülflich zu sein. Todtenbleich und wie verwirrt ob ihrer so unerwarteten Rettung, wie Jemand, der nicht weiß, wie ihm geschehen, blickte sie, die krampfhaft zusammengefalteten Hände emporhebend, ohne ein Wort hervorzubringen, zum Himmel.

„Steht auf, edle Frau," sprach Pandolf, „und folgt mir, ich will euch zu meiner Gattin führen; hebt aber zuvor den Dolch dort, der eurem Leben drohte, auf und bewahrt ihn."

„O mein edelmüthiger Retter! wie soll ich euch danken?" stammelte mit bebenden Lippen die arme

Verfolgte, erhob sich dann mit vieler Mühe, da der Schrecken und die Todesangst beinahe ihre Glieder gelähmt zu haben schienen, und schleppte sich wankenden und langsamen Schritts hinter Pandolf her. Als Beide zu der Stelle gelangt waren, wo Adeltrudis mit den Rossen wartete und diese in kurzen Worten das Vorgefallene vernommen, gab sie auch ihrerseits der Fremden ihre ganze Theilnahme zu erkennen und bewog sie, hinter Pandolf aufzusteigen, um so schnell als möglich aus dem Bereiche ihrer Verfolger zu kommen und ein sicheres Obdach zu erreichen.

Nachdem sie so eine weite Strecke ohne ferneres Abenteuer fortgeritten, begann die Gerettete allmälig sich von ihrem Schrecken zu erholen; die natürliche Farbe ihres Gesichts kehrte ein wenig wieder zurück und sie vermochte nun so viel Fassung zu gewinnen, um sich über die Umstände, die sie dem Tode durch Mörderhand so nahe gebracht, wenn auch noch mühsam und Anfangs ohne Zusammenhang, zu äußern. Die Burggräfin ermunterte sie dabei in liebevollen Worten unter Zusicherung ihrer schwesterlichen Liebe und so gelangte sie denn endlich dahin, auf den Wunsch ihres Retters ihm und seiner Gattin Folgendes mit einiger Ruhe mittheilen zu können.

„Ich bin Luitgarde, die Tochter des Grafen Willibald von Hochstein in Sachsen, eines sowohl wegen seiner Tapferkeit als seines Edelmuths im ganzen Lande angesehenen Ritters. Ihr wißt, wie König Heinrich mit Hülfe des Dänenkönigs das arme Sachsenland und Thüringen überfiel und Edle und Volk in grausamer Weise knech-

tete. Zuerst bemächtigte er sich des festen Schlosses zu Lüneburg, dann belagerte er eine Ritterburg nach der andern, vertrieb die rechtmäßigen Herren daraus und legte Besatzungen schwäbischer Söldlinge hinein, die nur hinter ihren festen Mauern hervorkamen, um die umliegende Gegend zu verwüsten, die Saatfelder zu zerstören und die Bewohner, die noch nicht die Flucht vor solcher Tyrannei ergriffen hatten, zu brandschatzen und auszuplündern, oder sie mit ihren Frauen und Kindern in schmähliche Gefangenschaft zu schleppen, wenn sie ihnen nicht gar auf grausame Weise das Leben raubten. O wer vermöchte die Gräuel alle aufzuzählen, welche von des Königs Schergen straflos verübt wurden! Außer den eingenommenen Burgvesten ließ er deren auch überall auf hohen unzugänglichen Felsen zur gänzlichen Unterdrückung des Landes errichten. Ich erinnere nur an Moseburg, Sachsenstein, Hohenburg und Volkenroth, in denen allen viel Kriegsvolk lag, lauernd auf Plünderung, Raub und Verderben des schwergedrückten Landmannes. Die Großen und Edlen behandelte Heinrich mit Hohn und Verachtung. Bei jeder Gelegenheit zeigte er seinen Haß gegen sie und konnte er nicht immer mit offener Gewalt sie bezwingen, so wendete er List und Verrath an, brach sein gegebenes Wort und suchte auf jede Weise ihren Untergang herbeizuführen. Wie er von meinem armen Vaterlande dachte, geht aus einer Aeußerung hervor, die er einstmal, als er von einer Anhöhe aus die sich weit ausdehnende herrliche Gegend betrachtete, that, indem er sprach: „Sachsen ist ein schönes Land, aber die es bewohnen, sind verworfene Knechte.“ Vergebens bemühten sich die sächsischen Fürsten und Herren, vom

König die Zusicherung der Anerkennung und Aufrecht-haltung ihrer Rechte und einen dauernden Frieden zu erlangen. Er suchte sie nur zu hintergehen und hin-zuhalten, um den Augenblick abzuwarten, wo er Macht genug haben würde, sie gänzlich zu vernichten."

„Sie mußten sich die schnödeste Behandlung gefallen lassen. Als er zur Feier des heiligen Petrifestes in Goslar Hoflager hielt und die Großen Sachsens zu einer Besprechung der Angelegenheiten des Reichs dahin beschieden hatte, fanden sich die Fürsten, Bi-schöfe, Grafen und Ritter daselbst ein und warteten schon am frühen Morgen, daß Heinrich sie zu sich be-rufen würde. Er ließ ihnen aber sagen, er sei eben mit Schachspielen beschäftigt und sie möchten sich nur gedulden. Sie harrten bis auf den Abend. Da trat ein Höfling zu ihnen und meldete ihnen mit höhnischer und spöttischer Miene, sie möchten sich wieder weg-begeben und zu den Ihrigen zurückkehren, denn der König sei abgereist und befinde sich schon mehrere Meilen von Goslar entfernt. Ihr könnt euch leicht vorstellen, wie zornentbrannt ob solchem Schimpf Alle wurden. Hätte Graf Dedi nicht mit vieler Mühe sie abgehalten, so würden die Sachsen an diesem Tage ihren Eid gebrochen und gegen den schonungslosen Heinrich in einen offe-nen Krieg ausgebrochen sein. Er mußte wohl selbst fühlen, daß es noch nicht an der Zeit sei, ihnen den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Deshalb nahm er wieder seine Zuflucht zur Verstellung, betheuerte, daß ihm Sachsens Wohl am Herzen liege, erneuerte die Zu-sicherungen seiner guten Gesinnung gegen das Land, wodurch er die Wachsamkeit derer, die er haßte, ein-

zuschläfern hoffte, um sie um so leichter überfallen zu können. Indessen ließ er im Geheimen ein zahlreiches Heer anwerben und ausrüsten und überall hin das Gerücht verbreiten, seine Absicht sei, die Polen wegen ihrer Einfälle in Böhmen zu züchtigen. Die Sachsen aber waren auf ihrer Hut. Alle Großen, Mächtigen und Angesehenen wurden in der Stille zu einer Volksversammlung nach Rockmenslaw eingeladen, wo sich auch eine große Anzahl einfanden. Hier deckte Otto von Nordheim in einer feurigen Rede Heinrichs Treulosigkeiten und grausames Verfahren gegen das ihm treu ergebene Land auf und brachte Allen die Ueberzeugung bei, daß der neue Krieg nicht auf Polen, sondern auf Sachsen selbst abgesehen sei, dessen Untergang er herbeiführen werde, weshalb man den dem Lande bevorstehenden Drangsalen zuvorkommen müsse. Unter des Herzogs Otto Anführung drangen gegen sechzig Tausend Sachsen nach Goslar, wo sich Heinrich befand, der sich in schleunigster Flucht in die starkbefestigte Harzburg warf. Das Heer zog ihm nach und lagerte sich vor der Burg, die immer enger eingeschlossen wurde, so daß es dem König unmöglich war, zu entkommen. Während dieser Belagerung nahm der Pfalzgraf Friedrich die Heimburg sowie viele andere Burgvesten ein, von denen aus das Land bis dahin in schmählicher und trauriger Knechtschaft war gehalten worden und die nun zerstört und in Schutthaufen verwandelt wurden. Um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen, entfloh Heinrich in der Nacht mit dem Herzog Berthold von Zähringen und zweien seiner Hauptrathgeber und erreichte, nachdem er vier Tage die Wälder durchstrichen, ermüdet Eschenwege, von wo er sich nach der Feste Hers-

feld begab. Es verging nun noch eine lange Zeit mit Unterhandlungen, Versprechungen und allerlei Hinhaltungen, wodurch der König Zeit gewann, bis der ihm günstig scheinende Augenblick heranrückte, wo er mit einem zahllosen Heer wohlgerüsteter Kämpfer die Sachsen überfiel, sie schlug und unsägliches Elend anrichtete, indem er auf's Grausamste verfuhr, um das arme unterdrückte Volk seine ganze Rache fühlen zu lassen."

„Mitten unter diesen Verwüstungen rückte Cuno von Drausdorf, ein Ritter, der, weil er schlau genug war, es öffentlich mit Heinrich zu halten, sich ungestraft alle Frevel erlaubte, mit einem großen Troß Söldlinge plötzlich vor die Burg meines Vaters, die er, weil sie vom Kriegsschauplatz entfernt lag, für schwach besetzt und leicht besiegbar hielt. Der Ueberfall war so unerwartet, daß es der ganzen Geistesgegenwart und Besonnenheit meines Vaters und meines Bruders Wolfram bedurfte, um die Reisigen und Mannen zu sammeln. Alles eilte auf die Wälle, Thürme und Mauerzinnen und es wurde ein Widerstand geleistet, den die Angreifer nicht erwartet hatten. Niemand schloß sich von der Vertheidigung aus, selbst die in der Burg befindliche weibliche Dienerschaft trug mit mir Steine und Wurfgeschosse den kämpfenden Männern zu, und viele der Belagerer fielen, von den Pfeilen der Unsrigen oder von den auf sie geschleuderten schweren Steinmassen getroffen, und stürzten todt in den Graben. Da plötzlich sinkt mein Bruder, von einem feindlichen Geschoß schwer verwundet, nieder und Alles eilt zu seinem Beistande unter Wehklagen herbei. Ach! nie vergesse ich des schrecklichen Tages, wo der tapfere und edelmüthige

Jüngling, von meinen Armen unterstützt, mir zum letzten Mal die Hand reichte und dann unter Anrufung des Namens Jesus den Geist aushauchte."

Luitgarde brach bei diesen Worten in einen Strom von Thränen aus und es bedurfte einiger Zeit, bevor sie sich wieder zu fassen vermochte. Endlich fuhr sie fort:

„Verzeihet mir, Herr Ritter, und Ihr, edle Frau, wenn die Erinnerung an alles Unglück, das mich getroffen, mich unfähig macht, euch meine Unglücksgeschichte ohne Unterbrechung mitzutheilen. Ich bin nur ein schwaches Weib und vermag den Kummer, der seit jenen Tagen an meinem Herzen nagt, nicht immer zu unterdrücken."

Auch Adeltrudis konnte sich der Thränen des innigsten Mitleids nicht erwehren. Mit einem seelenvollen Blick, in welchem sich ihr ganzes theilnehmendes Herz aussprach, reichte sie Luitgarden, ohne ein Wort zu sprechen, die Hand, worauf diese also wieder anhob:

„Ohne Zweifel hatte Cuno die durch den Tod meines Bruders in der Burg entstandene Verwirrung bemerkt, denn er erneuerte seinen Angriff mit doppelter Wuth. Während aber der größte Theil der Besatzung nach der Stelle hinlief, wo die Gefahr am größten schien und hier ein mörderischer Kampf entstand, hatte Drausdorf selbst mit einer Anzahl Reisige den steilen Felsen an einer andern Seite der Burg erstiegen, die wenigen von meines Vaters dort aufgestellten Leuten,

weil man nicht erwartete, hier angegriffen zu werden, niedergemacht und drang nun in das Innere der Veste. Ihr könnt euch leicht vorstellen, in welchen Schrecken die auf dem vordern Walle unter Anführung meines Vaters kämpfende Besatzung gerathen mußte, als sie sich plötzlich im Rücken überfallen sah. Beinahe in demselben Augenblick, wo man sich gegen die bereits innerhalb der Burgmauern befindlichen Feinde wendete und ihnen eine verzweifelte Gegenwehr entgegensetzte, erstiegen die übrigen Belagerer die Wälle und richteten unter den Unsrigen ein fürchterliches Blutbad an. Mein Vater war einer der Ersten, der, von Cuno's Streitaxt getroffen, mit gespaltetem Haupte niedersank. Niemand blieb von den Wüthrigen verschont und Alles wurde ohne Erbarmen niedergemacht. Mich selbst zog ein getreuer Diener, während ringsumher der größte Tumult herrschte, nach dem Innern der Burg, und schon war die Treppe nach einem tiefen Gewölbe, von welchem aus ein geheimer Gang außerhalb der Veste führte, erreicht, da ereilten uns zwei von Cuno's Reisigen, unter deren Schwertstreichen mein Begleiter sein Leben als Opfer seiner treuen Anhänglichkeit verlor, während man mich mit roher Gewalt fortzog und auf Cuno's Befehl nach einer abgelegenen Kammer brachte. Von all den Schrecknissen bis in's Innerste meiner Seele erschüttert, sank ich hier, meiner selbst unbewußt, zu Boden. Ich muß wohl lange in Ohnmacht gelegen haben, denn als ich wieder zu mir selber kam, war es inzwischen dunkle Nacht geworden und eine alte Dienerin, die noch am Leben geblieben war, schien um mich bemüht. In den ersten Augenblicken meines Erwachens wußte ich nicht, wie's mit mir geschehen, denn meine Sinne

waren wie verwirrt. Als ich aber allmälig zum klarern Bewußtsein zurückkehrte und die grauenvollen Scenen des vergangenen Tages vor meine Seele traten, da wünschte ich mir den Tod und betete zu Gott, er möge auch mich, nachdem ich meine Theuersten verloren, aus einer Welt hinwegnehmen, welche ruchlose Bösewichter in eine Mördergrube zu verwandeln im Stande sind und worin so viel Haß und Feindseligkeit herrschen."

„Meine Wärterin hatte sich gleich entfernt, wahrscheinlich, um Cuno, wie er es befohlen, anzukündigen, daß meine Ohnmacht vorüber sei, denn bald darauf trat er selbst in die Kammer, sah mich einige Augenblicke, ohne zu reden, an und sprach hierauf:

„Ihr seid meine Gefangene, edles Fräulein, allein Ihr möget dennoch alle Furcht und Besorgniß ablegen, denn nichts Unangenehmes soll euch widerfahren. Bereitet euch indessen vor, diese Burg zu verlassen."

„Nach einigen Tagen mußte ich mit ihm nach Drausdorf ziehen. Sei es, weil er wirklich Neigung zu mir fühlte, oder daß er glaubte, sich dadurch in Besitz aller mir von meinem Vater hinterlassenen Güter zu setzen — genug, er erklärte mir, daß er mich liebe, und begehrte mich zum Weibe. Erlaßt mir die Aufzählung aller Leiden, die ich zu erdulden, und der zahllosen Kämpfe, die ich zu bestehen hatte — ich mußte ihm — der mit eigener Hand meinen Vater erschlagen — endlich, an den Altar geschleppt, meine Hand reichen. Er war seit einem Jahre Wittwer und hatte aus seiner ersten Ehe nur ein einziges Kind, eine Tochter, Namens

Adelheid. Sie war erst fünf Jahre alt und ein holdseliges, engelgleiches Wesen, das ihre Mutter in Tugend und Frömmigkeit mit höchster Sorgfalt erzogen hatte. Ich gewann sie vom ersten Augenblick an lieb und auch sie schloß sich mit Innigkeit an mich an; sie war mir eher eine Schwester und Freundin, als eine Tochter. In ihrem Umgang fand ich Trost in meinem Kummer, der nicht von mir weichen wollte; wir weinten mit einander, denn auch sie war nicht glücklich. Das Andenken an ihre Mutter und deren üble Behandlung von Seiten ihres Vaters wegen deren frommen Wesens und der entschiedenen Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Papst wich nicht aus ihrem Geiste. Cuno hielt es mit dem Gegenpapste und dessen Anhängern und haßte sein Weib, weil er in ihr nur eine lästige und störende Mahnerin in seinem unfrommen Thun erblickte. Es schien, als habe er diesen Haß auch auf seine Tochter übertragen, da er die Gesinnungen ihrer Mutter in ihr fortleben sah. Adelheid war mir immer zur Seite und wenn Cuno zur Jagd zog, begaben wir uns in die Schloßkapelle und beteten dort miteinander um den Sieg der heiligen Kirche und für den geliebten Papst Gregor. Eines Tages überraschte Cuno uns daselbst und gerieth in die äußerste Wuth; er warf mir in den gehässigsten Worten vor, aus seiner Tochter vollends eine Betschwester zu machen und sie in ihrem Starrsinn gegen ihren eigenen Vater zu bestätigen. Von Stunde an wurden wir getrennt und sahen uns nur beim Mittagsmahle, wo ich mit Adelheid höchstens nur Blicke wechseln durfte. Sie und ich zitterten, Cuno's Zorn zu erregen, denn dann kannte er keine Schonung und in seiner Wuth war er fähig, das Gräßlichste zu vollbringen.

Nach einiger Zeit warb ein benachbarter Ritter um die Hand von Cuno's Tochter. Derselbe besaß mehrere Burgen, war jung, wohlgestaltet und tapfer, allein er hegte einen unversöhnlichen Haß gegen die Anhänger des wahren Papstes und stand in großer Gunst bei dessen Feinde, dem Könige, dem schamlosen Verkäufer der hohen Kirchenwürden und Verfolger der ihrem rechtmäßigen Oberhirten getreuen Geistlichen. Cuno nahm diesen Antrag wegen des Ritters Reichthums, Macht und Ansehens bei Hofe freudig auf. Er ließ Adelheid zu sich rufen und erklärte ihr in meiner Gegenwart, der Ritter begehre ihre Hand und er habe sie ihm zugesagt, da er sich eine solche Verbindung zur Ehre anrechne. Die arme Jungfrau, welcher der Ruf ihres Bewerbers wohl bekannt war, gerieth in die größte Bestürzung; sie sah mich verstohlen an, als wollte sie Muth aus meinem Blicke schöpfen, und entgegnete dann schüchtern ihrem Vater, sie sei noch so jung und unerfahren, daß sie noch gar keine Neigung zum Heirathen habe. — Das sind nur leere Ausflüchte! entgegnete ihr Vater; es ist mein Wille, daß diese Verbindung stattfinde. Der Ritter würde von einem Aufschub nichts wissen wollen, daher keine weitere Widerrede. — Da stürzte Adelheid mit dem Ausruf in meine Arme: Theuere Mutter, bittet Ihr meinen Vater, mich nicht von sich zu stoßen und von euch zu trennen! Cuno gerieth darüber in eine unbeschreibliche Wuth, riß sie mit roher Gewalt von meinem Herzen weg und rief, indem er die Halle verließ: Du gehorchst oder fürchtet Beide meinen Zorn!

„Der Kampf dauerte zwei Tage. Vergebens wendete der Vater alle Mittel, Drohungen und Bitten an,

um seine Tochter zur Nachgiebigkeit zu bewegen — sie blieb unerschütterlich. Da kehrte unerwartet der Bischof Hermann von Bamberg, ein geschworner Feind Gregors, auf einer Reise in der Burg ein. Cuno führte ihn zu seiner Tochter, und der Bischof wendete seine ganze Beredsamkeit, sowie sein Ansehen an, um sie zur Einwilligung zu bewegen. Sie gab aber mit einer für eine schwache Jungfrau seltenen Festigkeit die Erklärung ab, sie sei bereit, dem Ritter die Hand zu reichen, wenn er aufhöre, ein Feind der Kirche und ihres sichtbaren, einzig wahren Oberhauptes zu sein und sich anheischig mache, das Schisma, welches das ungenähte Kleid des Heilandes zerreiße, zu bekämpfen."

„Bei diesen Worten fuhr Cuno wie ein Rasender auf; er knirschte vor Wuth und Ingrimm mit den Zähnen, stieß Adelheid mit Füßen und schrie, auf mich zeigend: Ja, ja, dieses schändliche Weib hat ihr das gerathen und eingeflüstert! — Er gab den Befehl, Adelheid in's tiefste Burgverließ zu werfen. Andern Tags standen in aller Frühe schon zwei Rosse gesattelt; er hieß mich aufsitzen und einem Knechte nach einem Waldschlosse, das er an der böhmischen Grenze besaß, folgen. Er hatte demselben den Auftrag gegeben, mich in dem Thale, wo Ihr mich angetroffen, um's Leben zu bringen. Euch, großmüthiger Ritter, habe ich es zu verdanken, daß ich es nicht verloren. Aber ach! was wird aus Adelheid werden! Wer wird ihr Kraft und Muth verleihen, ihr Leiden zu ertragen?"

„Maria, die Mutter unseres Heilandes Jesu Christi," fiel Adeltrudis ein; „kommt mit uns, arme Verfolgte!

denn wir begeben uns an einen Ort, wo die allerseligste Jungfrau, die Trösterin der Betrübten, in besonderer Weise verehrt wird. Dort wollen wir vereint uns vor ihrem Altare niederwerfen und sie um ihren Schutz anflehen, denn wisset, auch wir haben eine einzige und geliebte Tochter, die vielleicht nicht weniger in Gefahr und heimgesucht ist, als eure Adelheid."

Eilftes Kapitel.

Der Einsiedler im Walde.

Als die Aebtissin und Yolanda durch die Oeffnung hinter dem Standbilde im Chor der Klosterkirche getreten waren, befanden sie sich in einem engen Gewölbe, das an einer Seite zu einer ziemlich steilen und ganz schmalen Treppe führte, die in der dicken Umfassungsmauer angebracht zu sein schien. Zitternd folgte die geängstigte Jungfrau der mit einer Fackel in der Hand voranschreitenden Theutberga. Die Treppe mußte sehr tief führen, denn es dauerte eine geraume Zeit, bis sie das Ende derselben erreichten. Hier traten sie wieder in einen engen viereckigen Raum, der einen mit einer schweren Thüre versehenen Ausgang hatte. Es schien, daß derselbe seit langer Zeit nicht geöffnet worden war, denn nachdem die Aebtissin den Schlüssel dazu in das verrostete Schloß gesteckt, bedurfte es der vereinigten Anstrengung beider, bevor sie sich endlich in ihren Angeln bewegte. Jenseits derselben zeigte sich in einiger Entfernung wieder eine schmale Treppe; als sie dieselbe zurückgelegt, wehte ihnen eine kalte, feuchte Luft aus einem dunkeln, in Hausteinen ausgemauerten Gang entgegen. Der hier herrschende dumpfe Modergeruch, die

Feuchtigkeit des Bodens, welche durch die von der gewölbten Decke und den Mauern herabfallenden Tropfen genährt wurde, so wie die bange Einsamkeit machten auf Yolanda einen Eindruck, daß sie zusammenschauerte und mehr als einmal zu wanken begann. Die Aebtissin sprach ihr Muth ein mit den Worten: „Fürchte dich nicht, mein Kind, denn Gott ist überall bei uns; er wird uns auch noch ferner beschützen. Deine Retter sind nahe und der Augenblick kommt, wo ich Abschied von dir nehmen muß."

Nachdem sie noch eine Zeit lang nicht ohne Schwierigkeit fortgeschritten, gewahrten sie in weiter Entfernung einen Lichtpunkt, der sich zu bewegen schien und allmälig größer wurde.

„Sie sind's," rief die Aebtissin; „wir werden nun bald das Ende dieses unterirdischen Ganges erreichen und ich kann dich dann andern Händen übergeben."

Als das Licht so nahe gekommen, daß man die Gegenstände genauer unterscheiden konnte, überzeugte sich Yolanda, daß sich zwei männliche Gestalten, wovon die eine, größere, eine Fackel trug und die andere ein Knabe zu sein schien, sich rasch auf sie zu bewegten. Es vergingen noch einige Minuten und Yolanda erkannte in dem Fackelträger Fredulf, den getreuen Diener ihrer Eltern, der so häufig mit Aufträgen derselben in's Kloster gekommen war und nun seine hohe Freude darüber zu erkennen gab, das Edelfräulein, das er als Kind so oft auf seinen Armen getragen, wiederzusehen und retten zu helfen.

„Ich wußte nicht, Fredulf," sprach die Aebtissin, „daß Ihr es waret, den wir hier erwarten sollten. Der hochwürdige Abt hatte mir nur melden lassen, daß, wenn das Kloster etwa überfallen würde und Gefahr für Yolanda drohte, sie sich durch den geheimen Gang retten sollte und sie von seinen Getreuen hier in Empfang genommen und an eine sichere Zufluchtsstätte würde gebracht werden. Ich wollte aber meine geliebte Yolanda nicht allein den Schrecknissen dieser Flucht überlassen, deshalb habe ich sie selbst bis hieher geführt. Da ich eure treue Anhänglichkeit kenne, so übergebe ich sie nunmehr eurer Leitung lieber und mit größerem Vertrauen, als der jedes Andern. Ihr werdet euren Auftrag kennen. So ziehet denn unter Gottes gnädigem Schutz weiter mit dem euch anvertrauten theuren Unterpfand. Ich kann nichts mehr für sie thun, als für sie beten. Ich muß jetzt meinen Rückweg antreten und mich zu der mir anvertrauten Heerde begeben. Der Herr weiß, wie es den guten Schwestern ergangen! Sie werden sich auch mein Verschwinden nicht zu erklären wissen, denn keine kennt den geheimen unterirdischen Gang. Ich eile zu ihnen zurück, um, kann ich sie nicht retten, wenigstens mit ihnen zu sterben."

„O meine Mutter!" rief Yolanda, indem sie vor der Aebtissin niedersank, die sie aber aufhob und mit innigster Zärtlichkeit an ihr Herz zog; „o meine Mutter, edelste und großmüthigste der Frauen, wie beschämt bin ich über all das Gute, das Ihr mir erweiset! Ihr habet mir nicht allein die unschätzbare Wohlthat erzeigt, mich zu einer christlichen Jungfrau heranzubilden, sondern mich jederzeit wie ein bevorzugtes Kind geliebt und nun

setzet Ihr sogar Alles daran, mich zu retten. Meinetwegen ertraget Ihr die Mühseligkeit, mich durch diesen schauerlichen, kalten und nassen Gang zu begleiten und allein wieder auf demselben Wege zurückzukehren! Das kann nur Gott lohnen! Ich vermag es nicht!"

„Beruhige dich deshalb, mein Kind," sprach die ehrwürdige Frau, der Jungfrau gerührt ihre Hand reichend; dann schien ihre Stimme zu stocken; ihr Blick wurde feucht und sie drückte einen Kuß auf Yolanda's Stirne, worauf sie in bewegtem Tone fortfuhr: „Leb' wohl, mein Kind, empfange meinen Segen und vergiß nie, in welche Lage du auch kommen magst, daß du überall in Gottes, der ewigen Liebe und Reinheit, Gegenwart dich befindest. Ich muß nun fort, meine Pflicht ruft mich anderwärts und ich darf nicht länger säumen."

Bei diesen Worten wendete Theutberga sich um und trat den Rückweg an. Noch lange sah Yolanda die, an welcher sie aus der ganzen Fülle ihrer Seele mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht hing, nach, bis der letzte Schimmer der Fackel in der Ferne ganz verschwunden war. Dann erst erwachte sie aus den Gedanken, die auf einige Augenblicke ihr ganzes Wesen eingenommen zu haben schienen, und sich zu dem alten Diener wendend, sprach sie:

„Wohin wollt Ihr mich führen, Fredulf, und wer ist dieser Knabe, der euch begleitet?"

„Dieser Knabe, edles Fräulein, ist Ratald, des Bärenwirths Sohn, der von seinem Vater den Auftrag

erhalten hatte, sobald dem Kloster Gefahr drohe, mich in aller Eile herbei zu holen und in diesen Gang zu führen. Es war dies schon lange zwischen dem hochwürdigsten Abt, der Aebtissin Theutberga, sowie mit dem Manne, zu dem ich euch führen werde, verabredet. Aus Furcht, es könnte Mißbrauch davon gemacht werden oder Gefahr dadurch für das Kloster entstehen, glaubte man das Vorhandensein dieses unterirdischen Ganges Niemanden anderes anvertrauen zu dürfen, als dem Vater dieses Knaben, da beide als getreue Anhänger des frommen Abtes längst erprobt sind und überdies die geeignetsten Leute zur Ausführung dieses wichtigen Auftrags waren. Der Vater selbst ist eben anderwärts im Dienste des Abtes beschäftigt, daher Natald allein gekommen ist. Er kennt jeden Weg und Steg in der Gegend und namentlich im Walde, durch den wir gehen müssen. Seid übrigens unbesorgt, denn auf dem Wege, den wir noch zurückzulegen haben, sind in gewissen Entfernungen Getreue aufgestellt, die nöthigenfalls zu unserm Schutze herbeieilen werden. Indessen ist doch Vorsicht nöthig und Natald wird uns über abgelegene Pfade unserm Ziele entgegenführen."

Mittlerweile hatten sie das Ende des Ganges erreicht; dann führten einige Stufen aufwärts und sie traten durch eine kleine Oeffnung in ein Geklüft von Steinen, zwischen denen wildes Gesträuch hervorschoß und das oben von weit ausgebreiteten Baumästen überragt war. Mit Natalds Hülfe wälzte nun Fredulf vor den Eingang einen breiten Stein, legte auf denselben mehrere kleinere aufeinander, warf dann, so geschwind als es gehen wollte, Erde und Laubblätter

zwischen die Fugen, daß jede Spur einer Oeffnung verschwand und Niemand hier einen unterirdischen Gang vermuthen konnte. Nachdem sie die Fackel ausgelöscht, damit der Schein derselben sie nicht verriethe, faßte der Knabe Yolanda bei der Hand und führte sie einen durch das Geklüft hinaufführenden Weg, indem er sorgfältig vorher die vorstehenden Baumzweige entfernte, mit der größten Aufmerksamkeit bei jedem Schritte der edlen Jungfrau jede gefährliche Stelle, wo sie hätte Schaden nehmen können, zum Voraus anzeigte und sich alle Mühe gab, alle die Unannehmlichkeiten und Hindernisse, so viel als in seiner Macht stand, von ihr zu entfernen. Stillschweigend und nur von Zeit zu Zeit, wenn's nöthig war, einige Worte sich einander zuflüsternd, ging's nun bald bergauf, bald bergab, meistens aber durch enge, von Gesträuch überwachsene Waldpfade, die nur selten von kurzen, mit Gras bedeckten Strecken unterbrochen waren. Ueber ihnen rauschten die vom Nachtwind in Bewegung gesetzten Wipfel der Bäume, deren dichtes Laubwerk nur selten einen schwachen Strahl des meistens hinter Gewölk verborgenen Mondes durchließ. Neben dem Gekrächze vorüberflatternder Eulen ließ sich auch ein paar Mal ein kurzer, schriller Ton wie von irgend einem Vogel in nicht weiter Ferne vernehmen, worauf Fredulf sogleich ein Pfeifchen hervorzog und mit demselben eigenthümlichen Tone antwortete. Dann ward wieder Alles stille. Auf Yolanda's Frage, was dies bedeute, theilte er ihr mit, dies sei ein von den in der Nähe des Weges, den sie zurückzulegen hätten, aufgestellten Leuten des Abtes gegebenes Zeichen, um aus der Erwiderung desselben zu vernehmen, ob die daherkommenden nächtlichen Wanderer

die erwarteten Flüchtlinge seien und ihnen alsdann die Nähe ihrer Beschützer, wenn sie deren Beistand bedurften, anzuzeigen. Schon begann der Tag im Osten zu grauen, als Fredulf endlich anzeigte, sie seien am Ziele. Yolanda fühlte sich ermüdet und erschöpft; auch waren trotz aller von dem Knaben angewandten Behutsamkeit und seines mit ritterlichem Eifer wahrgenommenen Ehrendienstes ihr Hände und Gesicht von dem vielen Dornengestrüpp geritzt und ihr Haar rollte theilweise in reichen Locken über den Hals. Sie standen vor einer hohen Felsenwand, in welcher eine breite Spalte in eine hier von der Natur gebildete tiefe Höhle führte. Natald verlor sich sogleich, indem er in den dunkeln Gang hineineilte, worauf er bald nachher mit einem ehrwürdigen Greis in Einsiedlerkleidung, der eine brennende Kienfackel trug, zurückkehrte. Als Letzterer der Jungfrau ansichtig wurde, sprach er in freundlichem Tone:

„Seid mir willkommen, Tochter des edlen Pandolf! Fürchtet euch nicht, Ihr seid in guten Händen, die göttliche Fürsehung hat euch hieher geführt, damit Ihr nicht in die Krallen der Bösewichter fallen möchtet. Folgt mir', denn die Morgenluft weht kalt und Ihr werdet der Erholung von euren Anstrengungen bedürfen." Der Greis ging in dem hohen Felsengang voraus, und Beide traten in ein ziemlich weites Gewölbe, in welchem unter einer Art Kamin ein Feuer munter knisterte und eine wohlthätige Wärme verbreitete.

„Tretet näher, mein Kind," sprach der Einsiedler, „und laßt euch dort auf jenen Sitz nieder, denn ich

sehe, Ihr zittert! Ihr möget nur alle Scheu ablegen! Kann ich euch auch nicht die Bequemlichkeiten bieten, wie Ihr sie um euch zu finden gewohnt seid, so soll's euch doch an nichts fehlen. Ich will euch nach Kräften pflegen wie ein Vater."

Durch diese Worte, in denen so viel Herzensgüte und Biedersinn lag, ermuntert, richtete Yolanda ihre Blicke auf den Greis, dessen Züge, silberweißes Haar und ganzes Wesen Ehrfurcht einflößte. Sein Gewand fiel ihm bis auf die Füße; um den Leib trug er einen ledernen Gürtel und in der Hand hielt er einen langen Stab, auf den er sich wegen seines hohen Alters zu stützen schien.

„Verzeiht mir, ehrwürdiger Vater," hob endlich die Jungfrau an, „wenn ich euch nicht sogleich meinen Dank für die Bereitwilligkeit aussprach, mit der Ihr mich arme Verlassene und Flüchtige bei euch aufnehmet. Ich fühle mich noch so angegriffen von den Ereignissen und Mühsalen dieser Nacht, daß ich um eure Nachsicht bitten muß. Für alles Gute, das Ihr mir zu erweisen euch so bereit erkläret, möge Gott und seine hochheilige Mutten euch lohnen!"

„O wie freue ich mich," erwiederte der Greis, indem er mit Wohlgefallen seine Augen auf Yolanda's Antlitz ruhen ließ, „wie freue ich mich, in euch das Ebenbild eures trefflichen Vaters zu erblicken. Ich weiß, daß Ihr auch seinen frommen Sinn und sein Gottvertrauen habet. Ja, Herr!" fuhr er fort, seinen Blick emporhebend, „was Du einstens über das künftige

Geschick dieses Kindes meinem Geiste vorführtest — es ist bereits zum Theil in Erfüllung gegangen! O laß es auch das freudenvolle Ende seiner Leiden erreichen, wie ich es damals zu erkennen glaubte! — So wisset denn, edle Jungfrau, daß ich vor langen Jahren hier an dieser Stelle eurem Vater verkündigte, daß euch der Leiden und Drangsale gar manche bevorstehen würden, Gott euch aber, wie es sich bis jetzt bewähret hat, in seiner überschwenglichen Gnade und Barmherzigkeit daraus erretten und zu einem erfreulichen Ziele führen wird. Darum seid getrost und hoffet mit Zuversicht, sowie Ihr euch sichtlich seines allmächtigen Schutzes zu erfreuen gehabt, auch in Zukunft seine Vaterhuld euch nicht verlassen wird. Ich werde deshalb von nun an mein Gebet zu ihm verdoppeln; ich weiß, er läßt die, welche ihr festes Vertrauen auf ihn setzen, nimmermehr zu Schanden werden."

Wie unwillkürlich zog Yolanda aus der an ihrem Gürtel hangenden Tasche das elfenbeinerne Muttergottesbildchen und drückte es mit Innigkeit an ihr Herz. Das Bewußtsein, einer neuen Gefahr entgangen zu sein, und die eben vernommenen Worte des frommen Mannes riefen die Erinnerung an den mächtigen Schutz, den sie der Fürbitte der Himmelskönigin verdankte, lebhaft in ihr hervor. Als der Einsiedler dies bemerkte, sprach er:

„O fahret nur fort, die hochbegnadigte und unbefleckte Jungfrau und Mutter unseres göttlichen Heilandes in diesem Bilde so zu verehren, wie Ihr es bisheran gethan, und sie wird auch noch ferner am Throne

Gottes eine liebevolle Fürsprecherin für euer leibliches und ewiges Wohl sein. Ihr wisset vielleicht nicht, meine liebe Yolanda, daß das Bildchen, welches Ihr in eurer Hand haltet, einstens mir gehörte. Ich sandte es durch meinen Freund, den Abt Dauffer, eurem Vater. Es ist von dem heiligen Vater Papst Alexander dem Zweiten gesegnet, darum haltet es in Ehren, sowie auch den Ring des Gottesmannes Anselmus; auf ihm ruht eine besondere Kraft gegen die Macht der bösen Geister, wenn Ihr das auf demselben eingegrabene Kreuz des Erlösers jederzeit eurer Seele tief eingeprägt sein lasset und es stets vor Augen haltet."

Die Jungfrau, welche in dem vor ihr stehenden Manne nur einen in der Einsamkeit des Waldes wohnenden, sich um die Angelegenheiten der Welt nicht kümmernden Eremiten vermuthet hatte, gerieth in immer größeres Erstaunen bei dessen Aeußerungen und sie konnte nicht umhin, ihn in bescheidenem Tone zu fragen: „O saget mir, ehrwürdiger Vater, wer seid ihr? Ich höre aus Allem, daß auch Ihr mir ein Beschützer seid und ich euch mehr zu verdanken habe, als mir in der Bedrängniß hier eine Zufluchtsstätte zu bereiten. Ihr scheinet nicht blos heute einen regen Antheil an meinem Schicksal zu nehmen, sondern eure Abgeschiedenheit von der Welt und euer inniger Verkehr mit Gott hat euch nicht abgehalten, meinen theuren Eltern eure Aufmerksamkeit zu widmen. Auch kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß Ihr um die dem Kloster drohende Gefahr gewußt und meine Flucht aus demselben mit vorbereitet habet. Darum sagt mir, wer Ihr seid und weshalb Ihr einen so regen Antheil an mir nehmet, damit ich euch meinen ganzen Dank dafür aussprechen könne."

„Wer ich bin," entgegnete der Greis mit einem freundlichen Lächeln, „werdet Ihr dereinst erfahren. Laßt es euch für jetzt genügen, euch daran zu erinnern, daß wenn der Christ alle Menschen als seine Brüder in Gott lieben muß, er besonders, jeder nach seinen Kräften, berufen ist, denen seinen ganzen Beistand zuzuwenden, welche die Sache Gottes zu fördern im Stande sind. Die Sache des rechtmäßigen Stellvertreters Jesu Christi auf Erden ist aber und kann auch nur die Sache Gottes selbst sein. O möchte das jeder Christ einsehen! Die Obole der armen Wittwe ist Gott ein eben so gefälliges Werk, wie die seelenentflammenden Worte des begeisterten Redners oder der feurige Muth des für Wahrheit und Recht sein Blut einsetzenden Kämpfers. Kein Christ kann sich ausschließen, sein Scherflein beizutragen, wenn die Nothstimme des heiligen Vaters der Christenheit von Rom aus erschallt. Wer sonst nichts zu thun vermag, unterlasse wenigstens nicht, sein Gebet mit dem aller Katholiken zu vereinigen, denn das wirkt mächtiger als Alles, obgleich Gott auch unsere Mitwirkung zur Erreichung eines ihm wohlgefälligen Zieles verlangt. Wundert euch also nicht, wenn mir das Schicksal eures edlen Vaters, der wegen seiner Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Papst so Vieles hat leiden müssen, nahe ging. Bei den vielen Feinden und Verfolgern, die in diesen unglückseligen Zeiten gegen den heiligen Stuhl aufstehen, thut es Noth, daß die Anhänger desselben sich zusammenhalten und gemeinsam wirken. Was eure Rettung aus dem Kloster betrifft, so hatten mein würdiger Freund, der Abt Dauffer, und ich einen Ueberfall desselben von Seiten Ottokars vorausgesehen und unsere Vorkehrungen ge-

troffen, um euch nöthigenfalls seinen gottesräuberischen Händen zu entziehen. Wie dies geschehen, wisset Ihr. Der geheime Gang stand früher noch mit andern unterirdischen Wegen von der Steinkluft an bis zu dieser Felsenhöhle in Verbindung; sie sind aber allmälig ganz zerfallen und verschüttet. Er wurde in jenen Zeiten, wo wilde Kriegsschaaren von Ungarn aus durch ihre Einfälle beinahe ein halbes Jahrhundert lang diese Gegenden beunruhigten und verwüsteten, angelegt, um im Falle der Noth die gottgeweihten Jungfrauen, sowie die Kirchenschätze des Klosters nach diesem Zufluchtsorte zu retten, denn diese Höhle bot viele, beinahe unauffindbare, verborgene Räume dar und hat nicht selten Verfolgten zum sichern Asyl gedient. Wir bedienten uns Fredulfs zu eurer Rettung, weil der dem Abte und mir treu ergebene Hatto bei seiner Stärke und Rüstigkeit mehr zur Vertheidigung des Klosters in der Stunde der Gefahr geeignet war. Der alte Diener eures Vaters wird wegen seiner erprobten Treue häufig von Dauffer und mir zu Diensten, die man nicht Jedem anvertrauen kann, verwendet. Er hält sich seit der Abreise eurer Eltern in der Gegend oder selbst hier bei mir auf und wird auch jetzt zu allen Dienstleistungen, deren Ihr bedürftig sein möget, bereit sein. Es ist aber jetzt Zeit, daß Ihr der Ruhe pfleget; darum folget mir, ich will euch eine Stätte anweisen, wo Ihr unbesorgt euch dem Schlaf überlassen könnet."

Der Einsiedler nahm hierauf eine Oellampe und führte Yolanda durch einen langen Gang in eine Art theils im Felsen ausgehauener, theils gemauerter Kammer, in welcher ein Lager von Moos und Laubblättern

mit einer Decke von Thierfellen bereitet war. Er stellte die Lampe auf einen Felsenvorsprung, der beinahe die Form eines Tisches hatte, und entfernte sich.

Die in dieser Nacht erlebten Ereignisse hatten so mächtig auf die Jungfrau gewirkt, daß sie sich ganz erschöpft fühlte und bald in einen tiefen Schlaf fiel. Als sie erwachte, wußte sie Anfangs nicht, wo sie sich befand und sie mußte eine Zeitlang ihre Gedanken sammeln, um sich, was mit ihr vorgegangen, einigermaßen klar zu machen. Die Lampe war beinahe ausgebrannt, aber durch eine schmale Spalte oben in der Felsenwand drang das Tageslicht und fiel gerade auf ein hölzernes, an der entgegengesetzten Seite hangendes Kruzifix. Wiewohl Yolanda eine ungewöhnliche Schwere in allen Gliedern empfand und ihr Kopf wie betäubt war, so erhob sie sich doch von ihrem ärmlichen Lager und kniete vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder, um ihr Morgengebet zu verrichten, Gott für ihre Rettung aus so großer Gefahr zu danken und sich seinem fernern Schutze anzuempfehlen. Während sie so in tiefe Andacht versunken war, kam der Einsiedler leise herein und eine Thräne freudiger Rührung benetzte sein Auge, als er die fromme Jungfrau in dieser Stellung antraf. Er trat näher und nannte sie mit kaum vernehmbarer Stimme bei ihrem Namen, indem er ihr ein Körbchen entgegen hielt. Als sie hierauf ein wenig erschreckt aufstand, sprach er: „Ich bringe euch hier, meine liebe Yolanda, einen kleinen Morgenimbiß, denn Ihr werdet der Nahrung bedürfen.“

Er stellte das Körbchen auf den Felsenvorsprung und fuhr dann fort:

„Hoffentlich werdet Ihr einige Ruhe genossen und euch von den Schrecken und Anstrengungen der vergangenen Nacht ein wenig erholt haben? Ich habe hier warme Milch, Brod und Honig für euch.“ Bei diesen Worten holte er aus dem Körbchen einen irdenen Napf und einige Brodschnitten hervor. „Genießet das, es wird euch wohlthun! Verzeihet, wenn ein armer Waldbruder nichts Besseres zu bieten vermag; seit dreißig Jahren sind keine Fleischspeisen mehr in diese Felsenhöhle gekommen und ich selbst bedarf nur wenig zu meiner Erhaltung.“

Yolanda versuchte es, von der Milch zu genießen und einen Bissen des Brodes zu sich zu nehmen, allein sie spürte nicht die geringste Eßlust und es kam ihr vor, als schmecke Alles bitter. Sie fühlte sich ganz ermattet und bald rieselte es wie feurige Gluth durch ihre Glieder, bald schüttelte sie eine frostige Kälte. Als der Greis die über ihr Antlitz verbreitete große Blässe bemerkte, nahm er sie bei der Hand und führte sie auf einen aus dünnen Baumästen rauh zusammengefügten Stuhl. „Ihr scheint unwohl zu sein, mein liebes Kind,“ sprach er mit besorgter Miene. „Suchet eure Kräfte zu sammeln und etwas Nahrung zu euch zu nehmen, dann werdet Ihr euch wieder erholen.“ Mit mattem Blick sah ihn Yolanda an, ohne ein Wort hervorzubringen im Stande zu sein, dergestalt fühlte sie sich schwach. Der Greis ward immer mehr besorgt, und um sie aufzumuntern und auf andere Gedanken zu bringen, hob er wieder an:

„Euer Vater, der Burggraf Pandolf, wird jetzt wohl in der Abtei zu Opatowir in Böhmen mit

seiner getreuen Gattin, eurer Mutter, angekommen sein und bald werdet auch Ihr den Weg dahin antreten können und euch mit euren theuren Eltern vereinigen. Darum hoffet das Beste und suchet eure Kräfte aufrecht zu halten. Mit Gottes Beistand dürfen wir einen guten Ausgang hoffen. Hat mir der Allmächtige schon zweimal die Gnade erwiesen, zur Rettung eures edlen Vaters beizutragen, so wird er auch diesmal mein Gebet erhören, euch die etwaigen Beschwernisse, die Ihr noch antreffen möget, muthig besiegen lassen und zum ersehnten Ziele führen. Ihr seid ja ein frommes, gottergebenes Kind und so wird euer schützender Engel stets um euch sein."

Yolanda bemühte sich, trotz ihres leidenden Zustandes, den ihr Aussehen bewies, dem guten Greise durch einen lächelnden Blick ihren Dank für seine aufmunternde Zusprache zu erkennen zu geben.

„Als euer Vater," fuhr der Einsiedler fort, „sich durch diesen Wald in der Nacht auf dem Wege nach dem Adelgundiskloster befand, um euch dort abzuholen, war ich es, der ihn vor Ottokars Nachstellungen warnte. Durch den Abt Dauffer hatte ich des jungen Markgrafen Absicht erfahren und mit Freuden übernahm ich es, den edlen Pandolf von der Fortsetzung seiner Reise abzuhalten, indem ich ihm, ohne daß er wußte, woher die Stimme kam, zurief, sogleich umzukehren. Auch auf seiner Flucht nach Böhmen habe ich ihm, nachdem ich darüber mit dem Abte Rücksprache genommen, einen Getreuen nachgesandt, der stets in seiner Nähe und, wie ich vernommen, so glücklich war, ihn

zeitig vor einem Ueberfalle von Seiten seiner Verfolger zu retten. Ottokar wird ohne Zweifel in die größte Wuth gerathen, wenn er erfährt, daß Ihr nicht mehr im Kloster seid, und gewiß nichts unterlassen, eurer habhaft zu werden. Deshalb müssen wir vorsichtig sein und Geduld brauchen, bis sich Mittel finden, euch ohne Gefahr von hier fortzubringen. Bis dahin müßt Ihr hier verborgen bleiben und den Muth nicht sinken lassen."

Während der Einsiedler also sprach, bemächtigte sich das Fieber immer mehr der Jungfrau, so daß bald die Hitze desselben ihre Wangen mit dunkler Röthe überzog, bald die Farbe ihres Angesichts dem bleichen Wachs ähnlich sah. Auf's Aeußerste bestürzt bei dieser Wahrnehmung, rief der Greis aus: „Was fehlt euch denn, meine Tochter?" Noch hatte er aber diese Worte nicht ausgesprochen, als Yolanda vor Entkräftung niedersank. „Mein Gott, mein Gott!" seufzte der Eremit, indem er zu der Kranken hineilte und alle seine Kräfte anstrengte, um sie auf das nahe Lager zu tragen, worauf er hinauseilte, bald aber wieder mit einem Becher frischen Wassers zurückkehrte. Yolanda lag da, todtenbleich und nur schwer aufathmend. Vergeblich besprengte der Greis sie mit dem herbeigeholten Wasser und befeuchtete ihre Schläfe und Hände. Sie blieb regungslos und der in den größten Schrecken versetzte gute alte Mann wußte Anfangs nicht, was er zuerst beginnen sollte. In seiner Angst stürzte er vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes nieder und flehte, Gott möge einen Blick der Barmherzigkeit und Gnade auf die unschuldige Jungfrau fallen lassen.

„O süßer Jesus," betete er unter Thränen, „siehe an die Todesgefahr, worin sich dieses dir so fromm ergebene Kind befindet! Es leidet ja um deinetwillen, denn es wollte deine heiligen Gebote nicht übertreten, seine Unschuld rein erhalten und sich nicht mit einem Manne verbinden, der, weil er einer Andern verlobt war, einen Meineid würde begangen haben und, nur seiner Leidenschaft Gehör gebend und die heiligsten Pflichten mit Füßen tretend, seinen Vater und Andere tief zu kränken bereit war; aus Furcht vor dir, o Herr, zieht die edle Jungfrau es vor, deinen Willen zu erfüllen, als sich mit irdischem Glanz und Hoheit zu umgeben. Darum erbarme dich ihrer, lasse einen heilenden Tropfen deiner Gnade auf sie herabsinken, wecke ihre Lebensgeister wieder auf und entferne von der schwachen Hülle dieser armen Seele die ihr drohenden Gefahren."

Hierauf warf der fromme Beter einen Blick auf Yolanda und sah zu seiner unbeschreiblichen Freude, daß sie die Augen aufschlug und tief aufathmete. Als sie ihn, wie aus einem Traum erwachend, mit einem Ausdruck der Verwunderung ansah, sprach er, während Thränen seine durchfurchten Wangen benetzten: „Ich bin's, mein Kind, der alte Eremit, der bei dir wacht und dich nicht verläßt. Dein Unwohlsein wird mit Gottes gnädiger Hülfe bald vorübergehen!"

„Ehrwürdiger Vater," begann Yolanda mit Anstrengung zu sprechen, „ich fühle mich sehr unwohl. Mein Kopf brennt und es ist mir, als wollte mir das Herz vor heftigen Schlägen zerspringen. Ach, wie

bin ich so schwach! Wohl habe ich auch viel leiden müssen seit einiger Zeit! Ich suchte zwar meinen wahren Zustand zu verbergen und bemühte mich, vor der so gütigen Mutter Theutberga und meinen Gefährtinnen äußerlich heiter zu erscheinen, aber innerlich war ich voll Leid und Qual!"

Nachdem die Kranke einen Augenblick eingehalten, um neue Kraft zu sammeln, fuhr sie wieder mit schwacher Stimme fort: „Es war, als wollte Gott es zulassen, daß Alles auf einmal auf mich einstürmte, denn außer der Angst um die Wohlfahrt der Klosterbewohnerinnen, meiner eigenen und die meiner theuren Eltern hatte ich die fürchterlichsten innern Kämpfe zu bestehen und genoß nicht einmal der Ruhe der Nacht, da schreckliche Träume meine Seele folterten. Ich weiß jetzt noch nicht, welche Veränderung mit meinem ganzen Wesen vorgegangen, daß ich den in unbegreiflicher Weise über mich gekommenen Versuchungen beinahe unterlegen wäre, wenn mich nicht die Mutter Gottes, deren Schutz ich unablässig anflehte, davon befreit hätte. — Aber, o Gott! wie wird's mir wieder?"

Kaum hatte sie dies gesagt, als sie das Haupt sinken ließ und von neuem in eine heftige Ohnmacht fiel.

Der Einsiedler bemühte sich, ihren Kopf ein wenig in die Höhe zu halten, damit das Blut nicht zu stark nach den Schläfen hinströmte. Er blickte mit innigster Zärtlichkeit und schmerzlichem Mitgefühl auf die so sehr entstellten Zügen der Leidenden und sprach weinend zu sich selber: „Ach, wäre doch Jemand hier, um mir

Hülfe zu leisten! Fredulf mußte sogleich fort zu Dauffer, um ihm Yolanda's glückliche Rettung zu melden, und Natald wird von den Anstrengungen der Nacht recht müde sein und sich erholen müssen. Käme doch nur Ruprecht, der mir von Brünn gar Manches herbeiholen soll, was ich für das liebe Kind, das nun so krank da liegt, zu erhalten wünschte! Es wäre ja ungerecht, wollte ich von der armen Maid verlangen, daß sie, so lange sie hier verborgen bleiben muß, wie ich alter Einsiedler und Büßer sich nähren soll. Was kann ich aber nun für sie thun, als beten? O heilige Jungfrau, stehe mir bei und sende mir Hülfe von Oben, damit ich nicht den Schmerz erlebe, den lieben Engel vor meinen Augen sterben zu sehen!"

Als er Yolanda noch immer regungslos da liegen sah, fuhr er wehklagend fort:

„Mein Gott, mein Gott, sie stirbt! Yolanda, liebe Yolanda, öffne die Augen: Dein armer Pflegvater ruft dich! O siehe mich nur ein einziges Mal an!"

Aber sie blieb noch lange in demselben Zustande wie bewußtlos, während der Greis voll höchster Seelenangst neben ihrem Lager saß, bald ihre Hand fassend, oder ihre Stirn mit frischem Wasser besprengend und auf ihren Athemzug lauschend, bald wieder auf die Kniee sinkend und mit Inbrunst für die Kranke betend.

Es war schon hoch am Tage geworden, als endlich Yolanda aus ihrem todesähnlichen Schlummer wieder erwachte, die Augen öffnete und den ehrwür-

digen Greis, der mit bekümmerter Miene sich über sie beugte, mit mattem Blicke ansah. Hocherfreut brachte er den Becher mit dem kühlen Quellwasser an ihre Lippen und sie genoß einige Tropfen, die ihr in der glühenden Fieberhitze wohl zu thun schienen. Bald darauf versank die Kranke in einen ruhigen Schlaf und der Waldbruder überzeugte sich, daß ihr Puls weniger heftig als zuvor ging.

Schon war völlige Dunkelheit hereingebrochen, da ließen sich Schritte vernehmen. Der Greis stand auf und eilte dem Kommenden mit den Worten entgegen: „Bist du es, Ruprecht?“

Der Angeredete antwortete: „Ja, Vater Manfred, ich bin's. Ich habe euch lange warten lassen müssen, aber ohne meine Schuld.“

Mittlerweile waren sie in das große Gewölbe getreten und der Einsiedler fuhr nun fort zu fragen:

„Nun, was gibt's denn? Es ist dir doch nichts Schlimmes widerfahren?“

„Das eben nicht, Vater Manfred! Aber ich habe doch Mühe gehabt, mit heiler Haut davonzukommen, denn wißt, in Brünn sieht es sehr kriegerisch aus. Man schlägt und mordet sich in den Straßen.“

„Was sagst du? So viel ich weiß, sind doch keine Feinde in der Nähe und wir leben mit den benachbarten Völkern in Frieden.“

„Freilich, aber es sind auch keine auswärtigen Feinde, gegen die dort gekämpft wird. Doch hört nur, was ich darüber habe erfahren können. Der junge Markgraf soll von der Schönheit eines jungen Fräuleins im Adelgundiskloster so eingenommen worden sein, daß er wie halb verrückt darüber ward und um jeden Preis die Maid besitzen wollte, ja es hieß, er wollte, gleichviel ob sie ihm ebenbürtig sei oder nicht, sie zu seinem Ehegespons nehmen. Es scheint indessen, daß ihm dies auf gütlichem Wege nicht gelungen ist. Um nun sein Ziel zu erreichen, wendete er sich an eine verschmitzte Zigeunerin und zwei Sterngucker, die sich seit längerer Zeit am Hofe seines Vaters aufhalten und demselben allerlei Dinge aus dem Laufe der Sterne weissagen sollen. Es geht aber in Brünn das Gerücht, daß diese beiden Schalke allerlei Teufelsspuk treiben und die Leute auf jede Weise verführen. Indessen scheint ihre und der Zigeunerin Kunst hier nicht gefruchtet zu haben, denn die Jungfrau, die nicht weniger fromm und gottesfürchtig, als schön ist, mochte von dem jungen Herrn nichts wissen, indem sie erklärte, sie sei nur von bürgerlicher Herkunft und Markgraf Ottokar überdies bereits mit einer Andern verlobt. Als nun Ottokar sah, daß weder Ueberredungskunst noch alle sonstigen Mittel, welche die List und Bosheit seiner Rathgeber ihm eingaben, halfen, ließ er sich verleiten, zum Aeußersten zu schreiten, um die Jungfrau gewaltsam aus dem Kloster zu rauben. Wirklich überfiel er gestern Abend mit seinen Vandalen dasselbe. Aber es scheint, daß man Wind von der Sache hatte, denn er traf nicht allein auf Widerstand, sondern mußte die schmählichste Flucht ergreifen. Alle Männer aus der ganzen

Umgegend hatten sich in einem Nu zusammengefunden und waren zur Vertheidigung der gottgeweihten Jungfrauen herbeigeeilt. Ihr wißt ja, Vater Manfred, welche große Verehrung das Volk zu der Aebtissin Theutberga hegt, da sie die größte Wohlthäterin für die ganze Gegend ist. Ottokars wilde Vandalen wurden von den bewaffneten Landleuten größtentheils niedergemacht, und die, welche dem Tode entgingen, von einem Haufen verfolgt, der, als mittlerweile der Tag angebrochen war, immer mehr anschwoll und unter dem Geschrei: Tod den Kirchenschändern und Klosterräubern! Tod den frechen Unterdrückern des Volkes! in Brünn's Thore eindrang. Als die Bürger vernahmen, daß es der so sehr verhaßten Leibwache Ottokars galt, von der auch sie tagtäglich nur Unbilden zu erfahren gewohnt waren, da griffen auch sie zu den Waffen, vereinigten sich mit den Landleuten und schlugen überall in den Straßen so viele sie von des Markgrafen wilden Gesellen habhaft werden konnten, unbarmherzig nieder. Der lang verhaltene Groll gegen diese fremden Söldlinge machte sich in schrecklicher Weise Luft und als einer der Bürger wissen wollte, die ausländische Hexe, wie man die Zigeunerin nannte, sowie die beiden Zauberer seien Ottokars Rathgeber, da entstand ein allgemeines Geschrei, man müsse sich ihrer habhaft machen. Alles stürmte nun nach der Burg. Man verlangte die Auslieferung der fremden Kriegsknechte und heidnischen Bösewichter, die den Markgrafen nur zur Feindseligkeit gegen den Papst und die heilige Kirche aufstachelten; das Volk sei es müde, sich noch länger wie Hunde hetzen und von ausländischen Mordbuben unterdrücken zu lassen. Da mit einem Mal hieß es, Ottokar habe an

der Spitze der ihm noch übrig gebliebenen Lanzenknechte und Reisige die Burg an der entgegengesetzten Seite verlassen und wolle den Meuterern in den Rücken fallen, auch seien die beiden Zauberer zugleich mit ihm aus der Veste entflohen. Es entstand ein fürchterlicher Tumult, Alles schrie, man müsse dem jungen Markgrafen entgehen ziehen, und nun stürzte der ganze Haufen nach der Seite hin, woher Ottokar kommen sollte. Dieser hatte indessen schon mit den Seinigen einen Vorsprung gewonnen, und nur ein mit Stroh beladener Wagen, von einigen Stallknechten begleitet, war noch zurückgeblieben. Das Volk beachtete Anfangs denselben nicht und wollte ihn mit den Knechten unangefochten lassen. Sei es nun, daß diese, weil sie wie alle übrigen Leute in der Burg die Sterndeuter haßten und sich bei dieser Gelegenheit an denselben rächen oder sich nur, wie das gewöhnlich von Feigen einer Uebermacht gegenüber geschieht, sich ihr willfährig zeigen wollten — genug, einer der Wagenführer wies bedeutsam und mit den Augen zwinkernd auf das aufgethürmte Stroh und ließ dabei ein Wort von Zauberern und Hexenmeistern fallen. In einem Augenblick war das Stroh vom Wagen geworfen und die beiden Sterndeuter kamen zum Vorschein. Sie flehten mit einem wahren Armsündergesicht um Erbarmung. Aber das wuthentbrannte Volk war taub gegen ihre Bitten, riß sie vom Karren herunter, band ihnen die Hände auf den Rücken und schleppte sie unter dem Geschrei: Fort mit den Schurken, sie müssen hängen! während Andere riefen: Nein, wir wollen sie lebendig verbrennen! — Wo ist denn die braune Hexe? schrie nun Einer, worauf ein stämmiger Metzger, der mit auf-

gestreiften Aermeln und ein gewaltiges Schlachtmesser in der Hand haltend, dabei stand, zur Antwort gab: „Ja, die ist uns leider entkommen, ich sah sie gestern vor Anbruch der Nacht, gerade als ich Vieh nach der Stadt trieb, dieselbe verlassen. Hätte ich das geahnt, ich würde sie an den Schweif eines der Ochsen gebunden und sie zurückgebracht haben!"

„Ich suchte nun aus dem Gedränge zu kommen und erfuhr noch, bevor es mir möglich war, die Stadt zu verlassen, daß der alte Markgraf einen Eilboten nach Znaym zum Abte Dauffer gesandt, um ihn bitten zu lassen, schleunigst nach Brünn zu kommen, um das Volk, das ihn liebt und hochverehrt, zu beschwichtigen und den so plötzlich ausgebrochenen Aufruhr zu dämpfen."

„Gott gebe," sprach der Einsiedler mit einem Seufzer, „daß er noch zeitig ankomme, denn Aufruhr und Empörung sind gegen die Gesetze Gottes, und wenn auch die Sterndeuter sich großer Verbrechen mögen schuldig gemacht haben, so müssen sie doch, ehe sie so dem Tode preisgegeben werden, vorher vor den ordentlichen Richter gestellt werden. O der traurigen Zeiten, wo das Volk sich in solcher Weise Selbsthülfe verschafft und seinem Ingrimm die Zügel schießen läßt! Gott wolle die Völker vor solchen Uebeln bewahren! Gewalt und Willkür widerstreben der Gerechtigkeit und ohne Gerechtigkeit kann die Welt nicht bestehen. Lege nunmehr ab, Ruprecht," fuhr der Einsiedler fort, „und mache, daß du wieder nach deiner Hütte zu Weib und Kindern kommst, denn in solchen Zeiten der Unruhe ist nirgend Sicherheit. Komme aber morgen wieder;

vielleicht bedarf ich deiner noch. Für jetzt wünsche ich allein zu sein, damit ich mich nach der schrecklichen Mähr, die du mir mitgetheilt, zu fassen im Stande sei."

Als sich Ruprecht entfernt hatte, begab sich der Greis zu Yolanda, und auf seine eifrige Frage, wie sie sich befinde, entgegnete sie, sie fühle sich weniger ermattet; auch sei ihr Kopf nicht mehr so angegriffen.

Vater Manfred gab darüber die höchste Freude zu erkennen und erzählte nun seiner geliebten Kranken, wie er so eben vernommen, seien die Angreifer des Klosters von demselben abgeschlagen und in die Flucht getrieben worden, ohne daß den Schwestern und den übrigen Klosterbewohnerinnen irgend ein Unheil widerfahren sei.

„Gott und der allerseligsten Jungfrau sei dafür gedankt," hauchte Yolanda mit zum Himmel erhobenem Blick.

„Das Landvolk der ganzen Gegend," fuhr der Einsiedler fort, „ist zum Schutze der Zufluchtsstätte so vieler frommen Jungfrauen herbeigeeilt, und wie ich höre, soll in Brünn ein Aufstand wegen der vielen von Ottokars Gesellen gegen die Bürger verübten Missethaten ausgebrochen sein. Der Herr weiß, welchen Ausgang das noch nehmen wird."

„O Gott," seufzte die Kranke; „und ich habe all dieses Unheil veranlaßt! Vielleicht ist es eine Strafe für meine Sünden."

„Beruhigt euch nur, meine Tochter, euer einziges Verbrechen ist das der Märtyrer, die um der Gerech-

tigkeit willen leiden mußten; auch sie trugen keine Schuld an den Unruhen und Empörungen, die ihretwegen im Volke ausbrachen: Der Menschen Bosheit allein führt alle diese Uebel herbei und man darf sie nicht den Unschuldigen zumessen, die im Frieden leben, standhaft in der Tugend bleiben und den Zorn des Bösen nicht fürchten. Gott läßt dergleichen Gewaltthätigkeiten zu, damit sie den Gerechten als Prüfungen dienen, und ohne daß wir es ahnen, sehen wir am Ende nur Gutes daraus hervorgehen. Die höhere Weltordnung zeigt sich dann gerade am offenbarsten, wenn die Menschen ob der sie treffenden Drangsale sich der Verzweiflung zu überlassen am meisten geneigt sind. So fasset auch Ihr, liebe Yolanda, nur Muth; der Herr wird noch Alles zum Guten lenken. Ich will jetzt gehen, euch einen kühlenden Trank zu bereiten, damit Ihr euren Durst löschen könnet."

Bald kehrte der Greis mit dem Trank zurück, und nachdem die Kranke sich daran erquickt, goß er wieder neues Oel auf die Lampe und bemerkte:

„Ihr werdet euch mit Gottes Gnade bald wieder eurer Gesundheit erfreuen, liebes Kind, und alsdann könnt Ihr hier noch eine Zeitlang verborgen bleiben, ohne deshalb das freundliche Licht des Tages entbehren zu müssen, denn seht, neben eurem Lager, wo das Mauerwerk sich befindet, gerade über der Felsenspalte befindet sich ein mit einem Riegel versehenes eichenes Thürchen. Oeffnet Ihr es und tretet durch den kurzen Gang, so gelangt Ihr auf einen freien Platz, der zwar ringsum von hohen Felsen umschlossen ist und auf

den die Sonnenstrahlen nur zur Mittagszeit herabfallen können, der aber doch geräumig genug ist, um frische Luft zu schöpfen. Auch erheitern die dort zwischen den Felsenspalten wachsenden Sträucher und wilden Blumen das Auge. Nun will ich euch verlassen, Yolanda! Hoffentlich werdet Ihr die Nacht ruhig verbringen. Morgen früh bin ich bei Tagesanbruch wieder bei euch. Bis dahin empfanget meinen Segen."

Nachdem der ehrwürdige Mann, das Auge zum Himmel erhoben, ihr die Hand auf's Haupt gelegt, entfernte er sich langsamen Schrittes, verbrachte dann noch eine geraume Zeit im Gebet und überließ sich hierauf selbst einer kurzen Ruhe.

Nachdem er andern Tags in aller Frühe zu seiner geliebten Kranken geeilt und sich überzeugt hatte, daß ihr Zustand sich nicht verschlimmert hatte, war er eben damit beschäftigt, am Feuerherd sitzend, von neuem einen Labetrank für Yolanda zu bereiten. Da kam es ihm in der ihn umgebenden Stille vor, als lasse sich außerhalb der Höhle ein dumpfes Getöse wie von einem Falle vernehmen. Er stand eiligst auf und eilte hinaus. Er erblickte am Eingange der Höhle einen vollständig bewaffneten Ritter mit geschlossenem Visir am Boden liegend. Aus einer Seitenwunde zwischen Brustharnisch und Rückenpanzer quoll häufiges Blut hervor. Als der Verwundete den Einsiedler erblickte, sprach er mit schwacher Stimme: „Helft mir, ehrwürdiger Mann, und seht, ob Ihr mein Blut zu stillen vermöget; ich bin so schwach, daß ich zu sterben vermeine."

„Suchet euch aufzurichten, edler Ritter," entgegnete der Greis, „und stützt euch auf meine Schulter, damit

wir das Innere der Höhle erreichen; es sind nur einige Schritte."

Bald saß der Fremde am lodernden Feuer. Der Waldbruder holte ein Bündel Stroh herbei, legte es hinter ihn und hob ihm dann das Visir auf, um ihm den Helm abzunehmen. Wie erstaunte er aber, als er in dem Ritter den jungen Markgrafen erkannte, dessen Züge ganz bleich waren.

„Wie, seid Ihr es, Herr Ottokar?" rief der Greis, „und verwundet!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, schnallte er ihm, so rasch es gehen wollte, den Panzer los, zog ihm an der Seite das Wamms aus und untersuchte die Wunde.

„Ich glaube nicht, daß sie tief ist," bemerkte er einen Augenblick nachher. „Darum fasset Muth; ich will sogleich das Nöthige herbeischaffen, um euch zu verbinden." Hierauf eilte er nach demjenigen Gange der Höhle hin, der dem Gewölbe, wo sich Yolanda befand, gerade entgegengesetzt lag, und holte hier, wo sich seine eigene Zelle befand, Leinwand und Balsam, worauf er eiligst zurückkehrte, die Wunde mit warmem Wasser auswusch, dann die Heilsalbe darauf legte und sie sorgfältig verband.

„Dieser Balsam," sprach er hierauf, „wird nicht allein das Blut stillen, sondern auch die Heilung bald herbeiführen. Ich weiß das aus Erfahrung, da ich gar manchem Verwundeten seit meinem Aufenthalt

hier im Walde damit behülflich gewesen bin. Ihr werdet euch jetzt schon etwas erleichtert finden?“

„Jawohl,“ antwortete Ottokar, „aber der starke Blutverlust hat mich sehr geschwächt.“

„Sagt mir doch, Herr Markgraf, wo seid Ihr denn verwundet worden?“

„Nahe beim Flusse. Ihr wißt vielleicht nicht, daß die Bauern ringsumher sich von irgend einem Feinde des Friedens haben aufwiegeln lassen und unter dem Vorwand, ich sei ein Feind des Papstes, in die Stadt gedrungen sind, wo sie einen allgemeinen Aufstand erregt haben. Ich sammelte in der Eile meine Lanzenknechte, von denen schon viele unter der Hand der Empörer ihr Leben verloren hatten, überfiel sie im Rücken und trieb sie zur Stadt hinaus. Allein da der Haufen der Meuterer immer mehr anwuchs und mich mit den Meinigen zu umzingeln begann, erhielt ich einen Pfeilschuß in die Seite und ich mußte der Uebermacht weichen. Die meisten meiner Leute wurden niedergemacht und nur mit wenigen erreichte ich den Wald. Dunkelheit trennte mich von meinen Getreuen. Da erinnerte ich mich dieser Höhle und mein erster Gedanke war, dieselbe aufzusuchen. Die Wunde brannte immer heftiger und meine Ermattung ward jeden Augenblick größer: ich vermochte meines Rosses Zügel nicht mehr zu führen und stürzte nicht weit von hier von demselben. Nur mit der größten Anstrengung vermochte ich mich bis in die Nähe der Felsenhöhle zu schleppen; da fiel ich nieder und würde mich ohne Zweifel ver-

blutet haben, wäret Ihr, guter Mann, nicht zu meiner Hülfe herbeigeeilt."

„So danket darob der himmlischen Barmherzigkeit," versetzte der fromme Greis, „denn wäret Ihr plötzlich gestorben, welch strenges Gericht hättet Ihr alsdann zu bestehen gehabt vor jenem Richter, der so streng gegen Alle, besonders aber gegen die Großen der Erde ist! Keiner ist ohne Sünden, aber die Andere regieren, sind dem ewigen Richter auch für ihre Unterthanen verantwortlich, die nicht selten durch deren Schuld sündigen, wie Jeroboam an Israels Pflichtvergessenheit schuld war. Eure Vasallen haben durch ihre Auflehnung gegen euch sich schwer vergangen, aber fragt euch selbst, ob Ihr nicht einstens Gott schwere Rechenschaft darüber ablegen müßt, daß Ihr sie in dem Theuersten, was der Mensch auf Erden hat, in ihrem Glauben und ihrer Anhänglichkeit an das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche schwer gekränkt habet. Ihr verlangt Treue von euren Unterthanen und feindet sie wegen ihrer Treue für den Stellvertreter Christi auf Erden an. Sie glauben unerschütterlich an die Rechtmäßigkeit des Papstes Gregor und Ihr wollt sie zwingen, diesen Glauben abzuschwören! Vergesset nie, daß solche Eingriffe in das religiöse Leben Anderer jederzeit vom Uebel sind. Die Völker sind in der Regel sehr geduldig, wenn es sich darum handelt, Abgaben und Lasten zu tragen, so schwer sie auch seien, aber sie dulden nicht, daß ihr Glaube angegriffen werde. Ihr wisset, daß die Flammen des Aufruhrs das ganze Abendland durchlodern und die schönsten Länder des Reichs von Bürgerkriegen zerwühlt werden, weil man

die Völker zwingen wollte, ihren Glauben abzuschwören und ihrer Liebe zu dem allgemeinen Vater der Christenheit zu entsagen. Und wenn nun Aufstände, Kämpfe, Plünderungen und Grausamkeiten entstehen, wer trägt die Schuld daran? Die Völker sündigen freilich dadurch, aber wer sie zu diesen Ueberschreitungen und Gesetzlosigkeiten antreibt — kann der sich wohl ruhig die Hände waschen und sagen: Ich bin unschuldig an so vielem vergossenen Blute? Haben, wie man mir versichert, eure fremden Söldlinge in vorgestriger Nacht das Adelgundiskloster überfallen, und ist das Volk aufgestanden, um einen solchen Frevel abzuwehren und zu rächen — wer mag dann die hieraus entstehenden Folgen ermessen? Das gegebene Beispiel eines offenbar verübten Kirchenraubs, die Verfolgung gottgeweihter Jungfrauen, das dem Volk gegebene Aergerniß, dann die in Folge dieser Missethat entstandenen Ermordungen, Zerstörungen und sonstige Frevel und endlich die hiernach zweifelsohne eintretenden schweren Strafen — auf wen wird das Alles zurückfallen? Sicherlich auf den, der durch seine Pflicht berufen war, so vielen Uebeln zuvorzukommen. Ich sage euch das ohne Scheu, Herr Markgraf, obgleich ich für euch, als den Landesfürsten, die größte Ergebenheit hege. Kann ich aber mit ruhigem Blute daran denken, welche Rache Ihr vielleicht an euren Vasallen nehmen werdet, die nur zur Vertheidiguug ihres Glaubens und ihrer Altäre sich aufgelehnt haben? Ich rechtfertige sie nicht wegen ihrer Ueberschreitungen, aber es war ein heiliger Eifer, der sie gegen die kirchenräuberischen Angreifer frommer Stätten hinriß. Gott erbarmt sich eurer, Markgraf, und schenkt euch noch einmal das Leben,

und Ihr wolltet unerbitterlich gegen eure Unterthanen sein?"

Bei diesen Worten voll Freimuth und edlen Unwillens erhob Ottokar, dessen Charakter trotz seiner Verwilderung nicht ganz ohne Großmuth war, den Blick zum Einsiedler und sprach: „Frommer Greis, nie hat noch Jemand so offen und freimüthig zu mir gesprochen, denn Machthaber sind nur von feigen und trügerischen Schmeichlern umgeben. Ich danke euch für eure väterliche Warnung und schwöre euch, ihrer eingedenk zu bleiben."

Vater Manfred glaubte nun den günstigen Augenblick und die gute Stimmung Ottokars benutzen zu müssen, um ihm vorzuhalten, wie unstatthaft es sei, Yolanda mit seiner Leidenschaft zu verfolgen. Auch fürchtete er, daß wenn der junge Markgraf der Jungfrau Verschwinden aus dem Kloster erführe, er ihr überall nachspüren lassen würde. Als er aber eben diesen zarten Punkt berühren wollte, trat Ruprecht herein. Kaum hatte dieser Ottokar erblickt, als er ihm zurief:

„Seid Ihr hier, Herr Markgraf? Eben bin ich euren Lanzenknechten im Walde begegnet; sie suchen euch und sind in großer Besorgniß um euch. Auch soll durch des hochwürdigen Abtes Dauffer Bemühungen der Aufruhr gestillt und Alles ruhig sein."

„Waren meine Leute weit von hier?" fragte Ottokar.

„Nein, gnädiger Herr! Einige traf ich am Fluß an, andere durchzogen den Wald und können nur ein paar hundert Schritte von hier entfernt sein. Sie führten euer Roß mit sich."

„So eilt und ruft sie hierher." Hierauf sich zum Einsiedler wendend, fuhr er fort: „Da ich mich noch sehr schwach fühle, so werdet Ihr mir noch eine kurze Weile Gastfreundschaft gewähren. Vielleicht könnt Ihr sogar, da, wie ich höre, diese Höhle viele Räume hat, auch meinen Leuten bis morgen Obdach geben, denn sie müssen todtmüde und ermattet sein. Ich könnte dann bei dieser Gelegenheit, wenn meine Kräfte es gestatten, einmal die ganze Höhle, die durch ihre Krystallgebilde an manchen Punkten sehenswerth sein soll, ganz in Augenschein nehmen."

Der Einsiedler gerieth innerlich Yolanda's wegen in die größte Angst, suchte sich aber gleich zu fassen und gab zur Antwort:

„Ich würde mich, Herr Markgraf, höchlich freuen und es mir zur Ehre anrechnen, euch und den Eurigen auf einen Tag in meinem ärmlichen Aufenthalt ein Obdach anbieten zu können. Aber leider fehlt es mir hierzu an Allem. Auch würde die hier herrschende feuchte und kalte Luft nachtheilig auf eure Wunde wirken und die Heilung derselben verzögern. Seid Ihr daher noch nicht im Stande, euer Roß zu besteigen, so wäre ich der Meinung, eure Leute machten von Baumästen eine Tragbahre."

In diesem Augenblick vernahm man das Herannahen von Ottokars Lanzenknechten, was dem Greise

um so angenehmer war, da er der Unterredung eine andere Wendung geben konnte.

„Da sind eure Leute schon!“ rief er; „ich eile ihnen entgegen!“

Bald war die Tragbahre fertig. Ottokar wurde darauf getragen und nachdem er dem Einsiedler gedankt und Abschied von ihm genommen, dauerte es nicht lange und der ganze Haufen verschwand hinter den Bäumen.

Der Einsiedler athmete nun wieder freier auf, hob seinen Blick zum Himmel und eilte dann so eilig, als sein ob des erlebten Schreckens angegriffener Zustand und sein hohes Alter ihm erlaubten, zu seiner Kranken hin.

Zwölftes Kapitel.

Das verfallene Schloß.

Ein paar Wochen nach den im vorigen Kapitel erzählten Ereignissen sah man an einem schönen Morgen auf der von Mähren nach Böhmen führenden Landstraße zwei arme Reisende auf einem ziemlich abgemagerten, aber, wie es schien, noch rüstigen Pferde langsam des Weges reiten. Das unansehnliche Sattelzeug war nicht sehr geeignet, dem schlechten Rosse ein besseres Aussehen zu geben und die beiden Reiter schienen gerade auch nicht zu der wohlhabenden Klasse zu gehören. Den einen, ältern, hätte man für einen Landmann gehalten, und der hinter ihm saß, war ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling, dessen Kopf mit einer gewaltigen Kaputze bedeckt war. Er hielt sich an seinen vor ihm sitzenden Gefährten fest und schien sich, vielleicht aus angeborener Scheu, mitunter hinter dessen Schulter verbergen zu wollen. In einiger Entfernung vor und hinter unsern Reisenden zogen eine Anzahl Männer in Jagdkleidern, im Ganzen etwa zwanzig an der Zahl, in gleicher Richtung, aber in kleinern Abtheilungen fort; sie führten Rüden und

Windhunden an Leitseilen mit sich und schienen schon zum Voraus des Augenblicks sich zu freuen, wo sie dieselben loslassen und auf das Wild hetzen konnten. Wer gerade an diesen Leuten, die alle laut und frohen Muths zu sein schienen, und unter dem Gebell der Hunde, deren Sprünge den Staub in mächtigen Wolken aufwirbelten, vorbei gekommen wäre, würde zweifelsohne auf die beiden zwischen den Haufen dahinreitenden Burschen, die wie zu Markt ziehende Landleute aussahen, nicht geachtet oder sie vielleicht für Knechte gehalten haben, die den Jagdzug zum Fortbringen des Wildprets begleiteten.

Der ältere der beiden Reiter war der getreue Fredulf, Pandolfs alter Diener, und in dem hinter ihm Sitzenden wird der Leser ohne Zweifel schon die schöne Yolanda erkannt haben. Kaum war sie von ihrer Krankheit genesen, so hatten Dauffer und Manfred, um sie vor allen ferneren Verfolgungen von Seiten Ottokars sicher zu stellen, die Anordnung getroffen, daß sie in dieser unansehnlichen Verkleidung nach Opatowir in Böhmen reisen sollte, wo sie ihre Eltern wiederfinden würde. Die Jäger waren niemand Anderes, als die unerschrockensten und gewandtesten Klosterknechte des Abtes von Znaym, die, mit Jagdspießen, langen Messern, Bogen und Pfeilen bewaffnet, die edle Jungfrau bis jenseits der böhmischen Grenze, ohne daß es den Schein hatte, zu begleiten beauftragt waren. Als sie, ohne in irgend einer Weise angefochten worden zu sein, dahin gekommen, nahmen sie Abschied von dem Edelfräulein, empfahlen sie nochmals dem alten Fredulf an und kehrten dann, die beiden Wanderer der Ob-

hut Gottes überlassend, nach Znaym zurück, um ihrem Herrn über die Ausführung seines Befehls Bericht zu erstatten.

Nachdem unsere beiden Reisenden schon eine große Strecke zurückgelegt und die mährische Gränze bereits weit hinter ihnen lag, kamen sie eines Tages bei Sonnenuntergang in einem, wie es schien, ziemlich großen Weiler an, wo sie so viele Menschen antrafen, daß sie kein Unterkommen finden konnten und sich genöthigt sahen, sich mit einem aus einigen Gebund Stroh bestehenden Nachtlager unter einem beinahe offenen Schuppen zu begnügen. Fredulf glaubte Anfangs, alle diese Fremden zögen zu irgend einer Kirchweihe und dem damit verbundenen Jahrmarkte. Als er aber andern Morgens früh sich mit seinem vermummten Gefährten zu der abziehenden Menge gesellte, erfuhr er, daß diese Zusammenkunft so vielen Volks einen andern Grund hatte, denn nach Verlauf einer gewissen Zeit gelangten sie auf eine große, rings mit hohen Bäumen umgebene Wiese, in deren Mitte eine alte Eiche stand, die ihre mächtigen Zweige nach allen Seiten hin ausbreitete. Unter der Eiche erhob sich ein Rasenhügel, auf welchem man einen Sitz bemerkte, der mit einem Bärenfell, mit einem scharlachrothem Tuch darüber, bedeckt war. Die ganze Wiese war mit Leuten, die aus allen Theilen des Landes herbeigekommen, angefüllt.

Bald erschienen auf schneeweißen Zeltern sechs Trompeter, die unter lustigem Schmettern einer Abtheilung mit Lanzen bewappneter Ritter voranritten; diese stellten sich in zwei Reihen zu jeder Seite des Hügels auf.

Dann folgten vier reitende Herolde, um deren Schultern amaranthrothe Mäntel hingen und die in jeder Hand einen glänzenden Stab trugen. Nun erschien der Landesfürst, erkenntlich an seinem mit einem Diadem umgebenen goldenen Helm und seinem mit glänzenden Steinen besetzten Brustharnisch von feinem Silber. Er trug einen Waffenrock von Goldtuch und einen purpurfarbigen Mantel, der vorne durch einen aus einem Löwenrachen hervorkommenden goldenen Ring zusammengehalten wurde. Er ritt auf einem stolzen Rosse mit einem Sattel von blauem Sammet und einer breiten rothseidenen, bis auf die Kniee herunterhangenden Decke; auf dem Kopfe trug es einen breiten Büschel von Reiherfedern.

Es war der seit Kurzem von Heinrich dem Vierten zum König von Böhmen ernannte Herzog Wratislaus, der nach dem damaligen Gebrauch kam, um Gericht zu halten und die Klagen seiner Unterthanen anzuhören und Recht darüber zu sprechen. Hinter ihm kamen Pagen, die auf Sammetkissen die königliche Krone und das Szepter trugen, dann der Stallmeister mit des Königs Schwert, Lanze, Streitkolben und Schild; nach denselben ritten die Großen des Reichs in reichem Waffenschmuck auf prächtigen Rossen einher, jeder begleitet von Knappen und Reisigen mit dem Panier seiner Herrschaft. Den Zug beschlossen die Schöffen, Richter und Marschälle der Krone und am Ende die Büttel mit den zur Vollziehung der ausgesprochenen Strafen bestimmten Werkzeuge.

Nachdem der König den Thronsitz eingenommen, ertheilte der Erzbischof von Prag der versammelten

Menge den Segen, worauf die Herolde unter dem Klange der Drommeten umherritten und mit lauter Stimme ausriefen: Wer eine Streitsache, Beschwerde, Anklage, Beeinträchtigung in seinen Vorrechten vorzubringen hat, komme heran vor des Königs Richterstuhl. — Bei diesen Worten ließ das ganze Volk wie aus Einem Munde den Ruf erschallen: Es lebe der König! — Dann trat eine allgemeine Stille ein. — Zuerst traten nun vor den Thron die Bischöfe und Aebte, Markgrafen, Grafen und Ritter, die dem neuen Könige den Lehnseid ablegten und zum Zeichen ihrer Abhängigkeit ihr Panier vor ihm senkten. Hierauf begann das Gericht. Die ersten, welche ihre Streitsache vorbrachten, waren zwei Burgherren, von denen jeder das Eigenthum eines an ihr Gebiet anschießenden Waldes in Anspruch nahm. Da der Streit nicht anders zu schlichten war, so erlaubte der König, daß er durch die Waffen entschieden werden sollte. Die Gerichtsknechte bildeten nun sofort einen leeren Raum, an dessen einer Seite die Kampfrichter und Grieswärtel sich aufstellten, worauf die beiden Ritter in den Kampfplatz ritten und auf ein gegebenes Zeichen mit äußerster Heftigkeit auf einander rennten. Da nach einigen Gängen die Lanzen zersplitterten, so warfen die Kämpfenden den zerbrochenen Schaft weg und griffen sich mit den Schwertern an: Bald war einer besiegt, und nachdem die Richter die Ehrlichkeit des Kampfes bekundet, wurde das Urtheil gesprochen, daß der Sieger Recht habe.

Ein Klostervogt wurde angeklagt, den Sohn eines Burgherrn verrätherisch um's Leben gebracht zu haben. Er leugnete die That in Gegenwart des Königs und

erbot sich, einem Gottesurtheil mit glühendem Wasser sich zu unterwerfen. Der König sprach: Zwei Credo lang. Es wurde ein Kessel mit siedendem Wasser gebracht. Der Kaplan des Königs stimmte das Credo an, worauf der Angeklagte die Hand in das Gefäß tauchte. Als die beiden Credo zu Ende waren, zog er sie heraus und hielt sie in der Luft: sie war unversehrt und die Richter erklärten ihn frei von der gegen ihn erhobenen Anklage.

Dann wurde der Falkenjäger eines Grafen vorgeführt, der aus Rache seinem Feinde ein Auge ausgeschlagen hatte. Die Verwandten des Beschädigten wollten das Sühngeld für die Unthat nicht annehmen, worauf der König dem Gesetze gemäß die Wiedervergeltungsstrafe aussprach. Da nahm der Büttel ein glühendes Eisen und brannte dem Falkner ein Auge aus.

Ein Wirth stand unter der Anklage, auf das Evangelium einen Meineid geschworen zu haben. Er ward des Verbrechens durch Zeugenaussagen überwiesen und der König verurtheilte ihn nach dem Gesetze. Der Nachrichter legte die rechte Hand des Verurtheilten auf einen Block und hieb sie ihm mit einem Beil in einem Schlage ab, fuhr dann mit einem glühenden Eisen über den blutenden Stumpf, um das Blut zu stillen, und wickelte mit Heilsalbe bestrichene Leinwand darum.

Nach einem bei den Lombarden und auch in Deutschland geltenden Gesetze durfte der Gläubiger bei der Auspfändung seines Schuldners ihn nicht seiner Sense

oder seines Schwertes berauben: Ein Jude, der einen armen Krieger desselben beraubt hatte, wurde vor den König geführt und zu einer großen Geldstrafe verurtheilt, die er trotz alles Jammerns und Schreiens in blanker Münze erlegen mußte, wenn er nicht in den Kerker wandern wollte. Bei diesem Urtheilsspruch schrieen alle Anwesenden: Ihm ist Recht geschehen! Man sollte den Bösewicht, der Christus gekreuzigt hat, lebendig verbrennen!

Ein Wegelagerer wurde überwiesen, einen Wanderer überfallen und beraubt zu haben. Da er einäugig war, so lautete das Urtheil, daß ihm die Nase abgeschnitten werden sollte, welche Strafe auch sofort vom Henker vollzogen wurde. Einem Räuber wurde das erste Mal ein Auge ausgerissen, das zweite Mal die Nase abgeschnitten und das dritte Mal verlor er die Ohren.

Der König Wratislaus verurtheilte noch zwei Zauberer zum Feuertode und sie erlitten die Strafe noch während der Sitzung, da man mitten auf der Wiese einen Scheiterhaufen errichtete und sie verbrannte. Einem Gottesschänder wurde die Zunge abgeschnitten und einen Hexenmeister, der ein Kind ermordet hatte, um sich des Blutes desselben zu seinen scheußlichen Zaubereien zu bedienen, traf die Strafe, mit Zangen zerrissen und dann dem Feuer übergeben zu werden. Der königliche Richter schlichtete noch mehrere Streithändel über Besitzthum, Erbschaftsangelegenheiten und Verträge, und in Allem leuchtete seine Weisheit und Gerechtigkeit so sehr hervor, daß, als das Gericht zu

Ende war, das versammelte Volk ausrief: Hoch lebe des Königs Gerechtigkeit!

Yolanda und Fredulf hatten sich unter das Volk gemischt und etwas seitwärts gehalten. Mehr als ein Mal war die Jungfrau, die zum ersten Mal Zeugin so grausamer Strafen war, zusammengeschaudert, allein sie suchte sich zu fassen, um ihr Geschlecht nicht zu verrathen und etwa Argwohn zu erregen. Da wurde ihre Aufmerksamkeit dadurch gespannt, daß ein Marschall vor den König trat und ihm die Ankunft einer Gesandtschaft des Markgrafen von Brünn meldete. Vier reich gekleidete Edelleute traten heran und nachdem der König sie huldvoll empfangen, trugen sie ihm vor, aus einem Kloster nahe bei Brünn sei eine Jungfrau geraubt worden, weshalb der Markgraf an den böhmischen König die Bitte stellen lasse, dem Räuber, der sich wahrscheinlich nach Böhmen geflüchtet, überall nachspüren und, wenn er betroffen würde, ihn nebst der Jungfrau nach Mähren abzuliefern. Der König versprach, dem Gesuche des Markgrafen nachzukommen, wünschte aber eine Beschreibung der Personen zu erhalten, worauf einer der Abgesandten sprach: „Königlicher Herr! die Jungfrau ist kaum sechszehn Jahre alt, aber groß und stark; sie hat langes und wundersam schönes goldgelbes Haar, blaue Augen, einen offenen Blick, eine breite Stirne, ein etwas längliches Gesicht, eine sehr weiße Haut und rothe Wangen."

Bei diesen Worten fühlte Yolanda, die von ihrer Krankheit noch immer eine starke Blässe behalten hatte, daß sie erröthete; hohe Gluth überzog ihr Angesicht und sie fing an zu zittern, da sie glaubte, Aller Blicke

müßten mit einem Mal auf sie gerichtet sein. Fredulf, der es bemerkte, flößte ihr leise Muth ein und zog sie dann mit sich durch das dichteste Volksgedränge. Statt aber seinen Weg nach dem Innern von Böhmen fortzusetzen, schlug er den nach der nicht weit entfernten Grenze von Deutschland ein, welche sie auch ohne weiteres Abenteuer nach einigen Tagen glücklich erreichten. Schon hatten sie eine große Anzahl deutscher Dörfer und Weiler durchzogen, als sie eines Tages an den Thoren einer großen Stadt ankamen. Der Zusammenfluß von Menschen in den Straßen schien auf etwas Ungewöhnliches zu deuten, und wirklich vernahmen unsere Reisenden, König Heinrich sei nach der Stadt gekommen, um eine Reichsversammlung abzuhalten, weßhalb denn auch eine Menge Fürsten und Großen daselbst anwesend seien. Bald erreichten Yolanda und ihr Begleiter einen sehr geräumigen Platz, wo man damit beschäftigt war, Gerüste aufzuschlagen und Vorkehrungen wie zu einem Turnier zu treffen. Auf Fredulfs Frage, ob irgend eine Festlichkeit oder ein Ritterspiel stattfinden werde, äußerte ein neben ihnen stehender Mann: „Ihr müßt wohl ganz fremd im Lande sein, daß Ihr nicht wisset, was das bedeutet? Wollte Gott, es wäre ein Fest, wozu man diese Vorbereitungen trifft! Man könnte es eher eine Schlächterei nennen. Ich bin eben auf einen Augenblick hieher gekommen, um, was man hier baut, mir auch einmal anzusehen. Hier auf der öffentlichen Straße ist's aber nicht ganz geheuer, um sich von solchen Dingen, wie sie in unsern Tagen vorgehen, zu unterhalten. In der Nähe des Königs ist es nicht rathsam, über ihn zu sprechen. Wollt Ihr mir daher in mein Haus dort in der nächsten

Straße folgen, so will ich euch die Veranlassung zu dem, was Ihr für ein Fest hieltet, mittheilen."

„Gerne," erwiederte Fredulf, „aber da wir müde sind, so möchten wir zuerst ein Obdach finden, wo wir die Nacht zubringen können."

„Ei, so habt Ihr's ja getroffen," entgegnete der Bürger; „ich bin selbst Wirth und kann euch und den jungen Menschen, der euch begleitet, noch bei mir unterbringen."

Als Abends die Gäste aus der kleinen Wirthsstube sich zurückgezogen hatten und es ruhiger geworden, setzte sich der Wirth zu unsern Reisenden, die hinter einem Tisch am äußersten Ende Platz genommen hatten, und nahm dann folgendermaßen das Wort:

„Endlich kann ich euch ruhig mittheilen, wovon ich euch diesen Nachmittag sprach:

„Ich bin aus Sachsen und habe mich hier erst seit ein paar Jahren niedergelassen, weil ich aus meinem armen Vaterlande flüchten mußte. Ihr werdet wohl wissen, wie arg uns König Heinrich mitgespielt hat? Nachdem er Sachsen verheert und seinen Rachedurst an dessen unglücklichen Bewohnern gekühlt, scheint er es auch mit seinen übrigen Unterthanen nicht besser machen zu wollen. Hört nur! Vor einiger Zeit ließ er einen Reichstag ausschreiben und alle Bischöfe, Aebte, Herzöge, Grafen und Lehnsherren einladen, darauf zu erscheinen. Die meisten kamen, aus Furcht, sich durch

ihr Ausbleiben seinen Haß zuzuziehen oder ihm einen Vorwand zur Verfolgung zu liefern. Nur Wenige blieben aus und zu diesen gehörte auch der Graf Huno von Oldenburg, der älteste von allen gegenwärtigen Reichsvasallen. Der würdige Greis hatte schon seit längerer Zeit wegen Altersschwäche sein Schloß Rastäde nicht mehr verlassen und benutzte, von allen weltlichen Angelegenheiten zurückgezogen, den Rest seiner Tage nur dazu, sich mit Gott zu unterhalten und sich auf einen glückseligen Tod vorzubereiten. Er ließ sich deshalb wegen seines Nichterscheinens bei dem König entschuldigen. Dieser hatte aber schon lange auf eine Gelegenheit gelauert, irgend einen Grund zur Verfolgung des alten Grafen zu finden, dessen Biedersinn, Freimuth und Parteinahme für den Papst ihm des Königs Haß zugezogen hatten. Heinrich klagte ihn also der Treulosigkeit und Verletzung seines Lehnseides an und gab ihm auf, um sich von dieser Anklage zu reinigen, einen Kämpfer zu stellen, der nach Landessitte seine Sache verfechten sollte. Der edle Graf begab sich trotz seiner Altersschwäche und obgleich er sich keiner Schuld bewußt war, auf den Weg, begleitet von einer Schaar auserlesener Krieger und seinem Sohne Friedrich, einem hochherzigen Jüngling, der, wiewohl er kaum zwanzig Jahre zählt, zu Deutschlands tapfersten Rittern gehört und von seinem Vater auf's innigste geliebt wird. Vorgestern nun fand sich Graf Huno vor dem Könige ein und betheuerte ihm, er sei nicht aus Ungehorsam gegen seines Lehnsherrn Befehle ausgeblieben, sondern wegen seines vorgerückten Alters und seiner Gebrechlichkeit; er habe nur mit größter Anstrengung die Reise hieher machen können und fühle sich in Folge der er-

littenen Mühseligkeiten ganz entkräftet. Nichtsdestoweniger sei er dem erneuerten Befehle seines Herrn und Königs nachgekommen, um ihm zu beweisen, daß er ihm noch immer treu und dienstbeflissen sei, wie er es auch Heinrichs Großvater, Konrad, und dessen Vater, dem Kaiser Heinrich gewesen; zu noch größerer Bestätigung des Gesagten habe er seinen Sohn Friedrich mitgebracht, damit dieser dem Könige schon jetzt seine Huldigung darbringe und sich ihm als tapfern Kriegsmann zu Diensten stelle.

„Des Greises edelmüthige Sprache und unverkennbarer Biedersinn erregte bei den anwesenden Bischöfen, Fürsten und Herren die größte Theilnahme und eine Art Bewunderung. Nur der Tyrann sah ihn mit scheelen Blicken an und gab ihm kalt zur Antwort:

„Ich halte euch für pflichtvergessen, und das Urtheil durch Zweikampf kann euch allein von dieser Schmach reinigen. Euer Kämpe soll euer Sohn Friedrich sein; der meinige ist ein afrikanischer Löwe!"

„Bei dieser schnöden Antwort schauderte der Greis hoch auf, allein voll Vertrauen zu Gottes Gerechtigkeit, überließ er sich im Geiste dessen väterlicher Huld und entgegnete mit wunderbarer Fassung: Wohlan denn, König Heinrich, so sei Jesus Christus Richter zwischen euch und mir; ich überlasse Ihm, meine Unschuld darzuthun."

„Morgen früh," fuhr der Sachse fort, „soll nun der unnatürliche Kampf zwischen dem jungen Ritter und dem reißenden Thiere stattfinden. Deshalb, Fremd-

linge, betet für den edlen jungen Ritter, damit Gott ihm Stärke verleihe und zum Siege verhelfe."

Yolanda war von Mitleid für den Jüngling und von Abscheu gegen den Tyrannen durchdrungen; einen Theil der Nacht verbrachte sie in inbrünstigem Gebete, Gottes Beistand für die Unschuld anflehend.

Andern Tags war in den Straßen schon in aller Frühe ein großes Gedränge. Eine zahllose Menge bewegte sich nach dem Kampfplatze hin, denn Keiner wollte der letzte sein. An einer Seite des weit ausgedehnten Raumes erhob sich ein hohes Gerüst mit einem Baldachin darüber, unter welchem sich der mit reichen Teppichen belegte Sitz für den König befand. Neben demselben zogen sich lange, mit Draperien in Sammet und Seide behangene Gallerieen hin, welche für die Großen des Reichs und die Hofleute bestimmt waren. An der andern Seite waren ebenfalls Sitze für die Kampfrichter und den Grafen Huno eingerichtet und daneben für die Zuschauer, die aber nicht alle Platz finden konnten, weßhalb die Fenster, Altane, ja die Dächer der nicht zu entfernt liegenden Häuser, von denen aus der Schauplatz eines vielleicht von den Meisten noch nie gesehenen Kampfes nur einigermaßen überblickt werden konnte, mit Menschen angefüllt waren. Rings um die Schranken stand eine dreifache Reihe von Lanzenknechten. Durch die Bemühung ihres Wirthes hatten Yolanda und ihr getreuer Gefährte einen Platz auf dem Zuschauerraum erhalten. Hoch pochte der Jungfrau Herz in der Erwartung des Ausgangs des sich vor ihren Augen vorbereitenden Kampfes.

Sie, die von zartester Kindheit an sich nur von friedfertigen Wesen ohne Arglist, Tücke und Haß umgeben gesehen; die ihre Seele nur aus dem reinen Born der Religion der Liebe, Selbstverläugnung, Milde und Barmherzigkeit gelabt; die keine Ahnung davon hatte, welche wilde Leidenschaften des Menschen Brust durchwühlen, — ach, sie sah sich seit Kurzem in eine Welt hinausgestoßen, wo sich ihren erstaunten Blicken mit Einem Mal die schnödeste Bosheit, Verfolgungssucht und Mordlust offenbarte! Schon so früh mußte sie sich in ihrer Erwartung, daß der Menschen Herzen, von Christi Lehre gerührt, sich nur der Tugend weihen könnten, getäuscht sehen; nur zu bald hatte der Baum ihrer Hoffnungen, an dessen Blüthenduft ihr Sinn sich so lange erquickt, sich zu entblättern begonnen!

Endlich erschien nach langem Harren der König, und von der Bühne, wo die Hofschranzen saßen, und hier und dort von einzelnen Stimmen aus dem zusammengedrängten Haufen erscholl ein Lebehoch, aber die Menge, das Volk selbst blieb stumm. O wie gerne, wie aus vollster Brust jauchzt das Volk dem Fürsten seinen Beifall zu, der auf seinem Standpunkte, wo es so leicht ist, die Liebe der Seinigen zu gewinnen, sein Herz nicht verschließt vor den Gefühlen der Gerechtigkeit und Milde; der den Tausenden, die in ihm nur einen Vater erkennen möchten, auch ein Vater sein will! Aber wenn dasselbe Volk, das so gerne sein Wohlwollen kundgeben möchte, sich in seinen theuersten Angelegenheiten gekränkt, seine Rechte mit Füßen getreten sieht, dann macht es von dem vielleicht einzigen ihm noch gebliebenen Rechte Gebrauch — es schweigt und dieses Schweigen ist bedeutungsvoller, als Worte.

Aller Blicke waren auf des Grafen Huno ehrwürdiges Antlitz gerichtet, auf welchem ritterlicher Starkmuth vergebens mit nagendem Schmerz kämpfte, denn seine Blässe, die trüben, auf seiner Stirne lagernden Wolken und seine kummervollen Augen bewiesen nur zu sehr, daß sein hohes Alter nicht mehr die Kraft besaß, einem solchen Mißgeschick den gewohnten Mannesmuth entgegenzusetzen. Der Gedanke, den kühnen Jüngling, das Muster der Ritterschaft, an dem sein ganzes Herz mit unaussprechlicher Liebe hing, so untergehen zu sehen, schien sein Inneres zu zerfleischen.

Zwei Herolde, von einer Abtheilung Reisiger begleitet, erschienen nun innerhalb des Kampfzwingers und nachdem sie unter dem Schmettern der Drommeten ringsum längs den Schranken geritten waren, hielten sie vor dem Throne des Königs still, dessen Wink gewärtigend. Heinrich neigte das Haupt, die Drommeten erschollen von neuem, worauf die Herolde mit lauter Stimme ausriefen: „Friedrich von Rastäde erklärt die seinem Vater, dem Grafen von Oldenburg, gemachte Beschuldigung der Treulosigkeit gegen die Krone für falsch und ist bereit, zur Bewahrheitung seiner Aussage einen Gotteskampf wider einen Löwen zu bestehen.“

Zu gleicher Zeit erschien Friedrich; er nahete sich seinem Vater, ließ sich auf ein Knie nieder und bat ihn um seinen Segen. Der von zwei Leibknappen unterstützte greise Graf erhob sich und sprach mit vernehmlicher Stimme: „Ich schwöre vor Gott, dem Könige und allen Fürsten des Reichs, daß ich mich der Verletzung meiner Lehnspflicht gegen die Krone nicht be-

wußt bin. Möge Gott, der Retter der Unschuld, dir, mein Sohn, seinen allmächtigen Beistand verleihen! Ich segne dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und thue hiermit das Gelübde, daß, wenn du als Sieger aus dem bevorstehenden Kampfe hervorgehst, ich zur Ehre der allerseligsten Jungfrau, der Mutter unseres Heilandes, eine Kirche und ein Kloster im Gebiete meiner Grafschaft erbauen will." Nachdem er dies gesagt, sank er wieder auf seinen Stuhl zurück und neigte sein Haupt auf die Brust.

Hierauf stieg Friedrich, von seinen Waffenträgern begleitet, in das Innere der Schranken. Nachdem er seinen Helm aufgesetzt, den Schild angelegt und sein Schwert ergriffen, befahl er den Seinigen, den Kampfplatz zu verlassen. Es war ein Jüngling von edler und hoher Gestalt; bei seinem Eintritt erscholl von allen Seiten Beifallrufen und die auf den hohen Altanen sitzenden Edelfrauen warfen Blumen auf ihn herab und ließen nach der Sitte der Zeit ihre farbigen Schärpen zu seiner Aufmunterung in der Luft flattern. Wiederum schmetterten Drommeten, worauf sechs prächtig geschirrte Rosse den auf Rädern ruhenden eisernen Käfig, worin sich das fürchterliche Thier befand, heranzogen. Die Rosse wurden ausgespannt und weggeführt; ein Wärter stieg auf den Käfig, zog vermittels einer Winde die Gitteröffnung in die Höhe und entfernte sich dann eiligst. Der Löwe trat heraus, that einige Schritte, blickte um sich, gleichsam als sei er verwundert über die ihn umgebende Menge, und stieß dann ein Gebrüll aus, das weithin ertönte und Aller Herzen mit Schrecken erfüllte.

Friedrich trug in seinen Armen eine Art Strohpuppe, die ganz mit feuerrothem Stoff umkleidet war, und sein Schwert zwischen den Zähnen haltend, trat er ruhig und kaltblütig dem stolzen König der Wüste entgegen. Als dieser den jungen Krieger wahrnahm, blieb er stehen, schüttelte die langen Mähnen, schlug sich mit dem Schweif in die Flanken, trat dann, während seine Augen Feuer sprüheten, mit geöffnetem Rachen noch einige Schritte vor und blieb wieder stehen.

Todtenstille herrschte ringsumher und alle Anwesenden hielten vor gespannter Angst und Erwartung den Athem an sich.

Als der Löwe Friedrich festen und entschlossenen Schritts immer näher auf sich zukommen sah, warf er ihm einen grimmigen Blick zu, kratzte mit seinen breiten Hintertatzen den Boden und kauerte sich dann, seinen Körper zusammenziehend, nieder, um mit einem Sprunge auf seinen Gegner loszustürzen. Da warf dieser ihm seine Strohpuppe hin, welche das Thier hastig mit den Zähnen ergriff und voller Wuth, ein dumpfes Geheul ausstoßend, zu zerfetzen begann. In demselben Augenblick aber that der Jüngling einen Seitensprung, griff das grimmige Thier in der Flanke an und stieß ihm mit kräftiger Faust das Schwert in den Leib, daß es aufsprang und dann taumelnd niedersank, den Boden mit seinem Blute färbend.

Da brach von allen Seiten ein allgemeines Jauchzen und Jubelgeschrei aus. Als der alte Huno, der die Augen geschlossen hatte und mit Inbrunst betete, dies

vernahm, richtete er das Haupt in die Höhe und beim Anblick des zu Friedrichs Füßen hingestreckten ungeheuren Thieres sprach er mit den Worten des Psalmisten: Der Arme hat gerufen und der Herr ihn erhört und von allen seinen Trübsalen ihn befreit. In demselben Augenblick eilten die Herolde in die Schranken, umgaben Friedrich und führten ihn unter dem Beifallrufen der Menge vor den König. Auf Heinrich mochte die dem jungen Ritter bewiesene Theilnahme des Volks nicht ohne Eindruck geblieben sein. Um daher das Andenken an sein ungerechtes Verfahren, so viel als es noch Zeit war, in etwa zu verwischen, bewies er, der ein Meister in der Verstellungskunst war, sich dem jungen Kämpfer freundlich und wohlwollend, lobte seine Tapferkeit, umarmte ihn vor Aller Augen und beschenkte ihn mit einem kostbaren Ringe. Außerdem belohnte er ihn mit weitläufigen Ländereien im Soester Lande und erklärte die Grafschaft seines Vaters auf ewige Zeiten von aller Lehnspflicht frei.

Es wäre überflüssig zu sagen, welche innige Theilnahme Yolanda in ihrem Herzen an Friedrichs Sieg nahm, und wie sehr sie Gott dafür dankte. Hatte ihre eigene Lage nicht mit der dieses Jünglings einige Aehnlichkeit? Ihr Vater, der sonst auch seinen Platz unter den Großen des Reiches einnahm, war durch Heinrichs Tyrannei flüchtig und alles Trostes beraubt; darum bat sie den Himmel, er möge auch seine Unschuld offenbar werden lassen, wie er die Huno's so herrlich an den Tag gebracht.

Allmälig zog sich die Menge der Neugierigen, die das seltene Schauspiel angezogen, zurück und auch

Yolanda begab sich mit Fredulf wieder in ihre Herberge. Als beide sich über die Fortsetzung ihrer Reise unterhielten, sprach der treue Diener: „Wir sind, hochedles Fräulein, freilich vor den Nachspürungen der Böhmen und den Verfolgungen Ottokars hier sicher; aber wer weiß, ob nicht der wegen eurer Flucht wahrscheinlich ergrimmte junge Markgraf noch auf Weiteres sinnt und die Hülfe König Heinrichs in Anspruch nimmt, um sich eurer zu bemächtigen. Wäre das der Fall, dann würdet Ihr einer doppelten Gefahr preisgegeben sein. So viel ich von dem hochwürdigsten Abt Dauffer und Vater Manfred erfahren, soll mein Gebieter, euer edler Herr Vater, nur eine kurze Zeit sich in der Abtei von Opatowir aufhalten, und es in der Absicht seiner Beschützer liegen, daß er nach Rom sich begebe, um durch die Vermittlung des heiligen Vaters wieder in den Besitz seiner Güter eingesetzt zu werden. Da wir also nicht mehr nach Böhmen zurückkehren dürfen, auch der Aufenthalt in Deutschland für euch nicht ohne Gefahr ist — wie wär's denn, edles Fräulein, wenn auch wir den Weg nach Italien und Rom einschlügen? Dort wird euch der Papst, der Vater der Gläubigen und Beschützer der Schwachen, jedenfalls seinen Schutz angedeihen lassen."

Yolanda konnte sich bei dem Gedanken an eine so lange Reise und die damit verbundenen Schwierigkeiten und Nachstellungen, welche sie von den Feinden der Kirche überall zu befürchten hatte, einer großen Besorgniß nicht erwehren. Allein die, wiewohl nur noch schwache Hoffnung, ihre theuern Eltern wiederzusehen, und ihre Zuversicht zu Gott und seinem Stellvertreter bewirkten, daß sie in Fredulfs Vorschlag ein-

willigte, und so traten sie den Weg nach Niederbaiern und Tyrol an. Kaum hatten sie einige Tagereisen zurückgelegt, als sie auf eine große Anzahl Reiter trafen, welche die nämliche Richtung wie sie einzuschlagen schienen. Es war die Begleitung der beiden Erzbischöfe von Prag und Olmütz, die sich nach Rom begaben, wohin Papst Gregor sie berufen hatte, um ihre gegenseitigen Beschwerden vor dem heiligen Stuhle zu verfechten und sich wegen ihrer Mißhelligkeiten zu verantworten. Jaromir von Prag war ein Bruder König Wratislaus'; er hatte Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit des bischöflichen Sitzes von Olmütz erhoben, die der Bischof Johann ihm mit vieler Hartnäckigkeit streitig machte. Jaromir hatte ihm endlich erklärt, er würde sich sein Recht durch Gewalt der Waffen verschaffen, und als das Gregor zu Ohren kam, sprach er das Interdikt gegen ihn aus und befahl ihm, mit seinem Gegner nach Rom zu kommen, wo nach Anhörung ihrer Gründe ein Urtheil in ihrer Angelegenheit gesprochen werden sollte.

Die beiden Kirchenfürsten reisten mit einem zahlreichen Gefolge von Klerikern, Rittern, Knappen und Dienern mit einem Prachtaufwand, wie es ihre Würde, ihr Stand und Reichthum erlaubten. Bei dem Böhmen zeugte Alles von seiner königlichen Herkunft, und obgleich der Mährer nicht von so erlauchtem Geblüte war, so gab er ihm doch in der Kostbarkeit seines Aufzugs nichts nach. Beide ritten aufs reichste verzierte Rosse; alles Reitzeug glänzte von Gold und Edelsteinen; sie trugen einen weiten, mit Hermelin besetzten purpurfarbigen Mantel und zu eines Jeden beiden

Seiten ritten zwei Stallmeister, während ein weißes Maulthier, auf dessen mit einer kostbaren Decke geschmücktem Rücken der Bischofsstab lag, einem Jeden vorausging. Hinter ihnen kamen eine Menge Leibpagen und Diener, in der Farbe ihrer Gebieter gekleidet, dann folgten die Kleriker in der Ordnung ihrer Würden auf schönen und reichlich ausgestatteten Zeltern. Endlich kam das Gepäck mit den Schätzen der bischöflichen Kapelle. Den Zug schloß eine Abtheilung Ritter und Reisiger, Alle auf starken Schlachtrossen einherreitend.

Fredulf erkannte in dem Gefolge des mährischen Bischofs mehrere Bekannte, und da er befürchtete, es möchte daraus für Yolanda irgend eine Unannehmlichkeit entstehen, so beeilte er sich, von dem Zuge wegzukommen und einen andern Weg einzuschlagen. Nach genommener Rücksprache mit seiner jungen Herrin beschlossen sie, sich nach Augsburg zu begeben und von da aus ihr Reiseziel zu verfolgen. So vernünftig und vorsichtig dieses auch war, so ergab es sich doch in der Folge, daß, während sie einer Gefahr auszuweichen suchten, sie andern, vielleicht noch größern, entgegen gingen, was sie freilich nicht ahnen konnten.

Sie durchzogen viele öde Landstriche und dichte Waldungen, wo sie mehr als einmal sich der Gefahr ausgesetzt sahen, von den Wölfen, deren es dort eine große Menge gab, verzehrt zu werden.

Nachdem sie eines Tages einen weiten Weg durch einsame, vom Kriege ganz verwüstete Gegenden zurück-

gelegt, gelangten sie bei Sonnenuntergang ganz ermüdet an eine halbverfallene Burg, deren Trümmer sich auf einem ringsum mit Bäumen umgebenen felsigen Hügel erhoben. In dem daran stoßenden Garten wucherten statt der Blumen und Pflanzen, die ehemals hier zur Lust und Annehmlichkeit gedient, Unkraut und wildes Gestrüpp, unter welchem man das Geplätscher eines von Anhöhe zu Anhöhe dahinfließenden Bächleins vernahm. Von den dort angebrachten Lauben und Grotten waren nur noch schwache Spuren zu sehen, denn was die Wuth feindlicher Krieger verschont hatte, war dem zerstörenden Zahn der Zeit verfallen, und aus einer friedlichen Wohnung war eine Stätte der Verwüstung geworden.

Fredulf trat in die halbzerstörte Vorderhalle und von da in alle untern Räume, die sich in keinem bessern Zustande befanden. Endlich entdeckte er ein ziemlich geräumiges, mit einem Kamin versehenes Gewölbe, das ihm in der Noth geeignet genug schien, die Nacht darin zuzubringen. Er führte daher die beiden Maulthiere an einen von Mauern eingeschlossenen Platz, auf welchem üppiges Gras wuchs, nahm ihnen Sattel und Gepäck ab und betrat dann mit Yolanda, nachdem er einiges Reisholz zusammengerafft, die Kammer, wo er ein Feuer anzündete. Bald waren auch Laub und trockenes Moos herbeigeschafft, um daraus für Yolanda eine Lagerstätte zu bereiten, und nachdem sie aus dem mitgeführten Mundvorrath ein sparsames Mahl genossen, begaben sie sich zur Ruhe. Der alte Diener hatte sich ganz in der Nähe des Eingangs, der nicht einmal mit einer Thüre versehen war, niedergestreckt und schlief

bald ein. Yolanda aber vermochte kein Auge zu schließen. Die Einsamkeit und das Düstere und Schauerliche des Ortes erfüllten sie mit einer unbestimmten Angst, die sie wach hielt und eine Aufregung bei ihr bewirkte, deren sie sich nicht erwehren konnte. So lange das Feuer im Kamin zu brennen fortfuhr, hielt sie unaufhörlich ihre Blicke darauf gerichtet, denn es kam ihr vor, als sei die flackernde Flamme eine Art Schildwache, die ihre Ruhe beschützen sollte. Allmälig sanken die Kohlen zusammen, der letzte Funken verlosch und bald war Alles in tiefe Dunkelheit gehüllt. Da endlich fiel die Jungfrau, von der Müdigkeit überwältigt, das Marienbildchen an ihr Herz drückend und sich dem Schutze der Himmelskönigin anempfehlend, in einen leisen Schlummer.

Schon war die Nacht weit vorgerückt, als Yolanda plötzlich zitternd aufwachte und, die Augen öffnend, durch die offene Thüre einen Lichtschimmer vorübereilen und dann wieder verschwinden sah. All ihr Blut flog ihr nach dem Herzen, das mächtig pochte. Sie erhob sich ein wenig und horchte, den Athem aufhaltend; da glaubte sie in der Ferne ein dumpfes Geräusch zu vernehmen. Sie rief mit gedämpfter Stimme Fredulf und fragte ihn, ob er nichts höre. „Was gibt's denn?" „Ich glaube Schritte zu vernehmen und sah draußen einen vorübereilenden Lichtschimmer." — Kaum hatte sie dies gesagt, als ein neuer Schein durch die Dunkelheit zog und dann wieder verschwand, einen Augenblick nachher aber wieder von neuem sich zeigte, diesmal aber die Kammer mit vollem Licht beleuchtete. Die Reisenden waren wie verstummt vor Staunen und Schrecken, als vier

wild aussehende Männer eintraten, die sie mit rauher und barscher Stimme fragten: „Wer seid Ihr?“ — „Wir sind arme Reisende, die sich nach Augsburg begeben wollen,“ antwortete Fredulf.

Yolanda hatte, um sich schlafen zu legen, die sonst ihr Gesicht bedeckende Hülle abgelegt und wurde ungeachtet ihrer Männerkleidung sogleich für eine Frauensperson erkannt. Ihr auf die Schultern herabhangendes langes Haar hatte sie verrathen, noch bevor sie es bemerkte. Einer der Ankömmlinge faßte sie beim Arme und hieß sie mit den Worten aufstehen: „Kommt und folgt uns, mein Kind.“ — An allen Gliedern zitternd warf sich Yolanda zu den Füßen dieses Menschen nieder und bat ihn flehentlich, ihr kein Leid anzuthun. — „Seid ruhig,“ antwortete er. „Niemand wird euch anrühren, aber wir bedürfen euer zur Pflege einer armen Kranken, die bei uns ist.“

„So lasset wenigstens meinen Gefährten mit mir gehen,“ entgegnete die Jungfrau voller Angst.

„Nein, nein!“ schrieen die Andern,“ er geht mit uns.“

„Die Unglückliche wurde bei der Hand gefaßt und allein fortgeführt, ungeachtet aller Anstrengungen Fredulfs, der sie nicht gehen lassen wollte und den Männern kühn entgegen trat.

An der südlichen Seite der Burg bildete die Anhöhe, auf welcher sie stand, einen schroffen und tiefen

Felsenabhang, an dessen Fuß ein Waldbach vorbeifloß, der hier eine ziemliche Breite hatte und durch sein starkes Gefälle über Steingeklüft dahin brauste. Durch eine kleine Thüre in einer Art halbzerfallenen Thurms, den Fredulf früher nicht bemerkt hatte, stieg man eine tiefe Wendeltreppe hinunter und gelangte dann in sich weit ausdehnende Gänge, an deren Ende sich mehrere unterirdische, wie es schien, in den Felsen ausgehauene und von breiten Pfeilern unterstützte geräumige Gewölbe befanden. An einer Seite derselben waren in einiger Entfernung von einander, um Luft und Licht durchdringen zu lassen, Luken angebracht, die auf die schroffe Felsenwand, wo der Waldstrom vorbeifloß, ausgingen. In einer dieser unterirdischen Kammern befanden sich eine Esse, Schmelztiegel, Ambosse, Hämmer, Formen und sonstige ähnliche Geräthschaften; in einer Ecke waren allerlei metallene Geschirre, Leuchter, Gefäße, Kreuze, Kelche, silberne Schmuckkästchen und dergleichen aufgehäuft und daneben lagen zusammengeschmolzene Stangen und Klumpen Zinn und Kupfer. Halb nackte Männer mit rußigem Gesicht und von scheußlichem Ansehen gingen schweigend hin und her oder waren mit Arbeiten beschäftigt, indem sie, ohne ein Wort zu sprechen, sich einander durch stumme Geberden verständlich machten. Hier und da lagen auch Leute auf einem Bündel Stroh hingestreckt und schliefen.

Als Yolanda durch alle diese schauerlichen Räume hindurch geführt wurde, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl der Furcht und Bangigkeit, denn es konnte ihr nicht entgehen, daß sie in den Schlupfwinkel einer Falschmünzerbande gerathen war. Endlich trat ihr

Begleiter mit ihr in ein kleines, etwas besser aussehendes Behältniß, worin eine Lampe brannte. Hier gewahrte Yolanda eine auf einem Lager ausgestreckte weibliche Person, die noch jung zu sein schien.

„Seht hier meine Frau,“ sprach der Falschmünzer; „sie ist sehr schwach und bedarf eurer sorgfältigen Pflege, die ihr hier Niemand leisten kann. Darum empfehle ich sie euch an; wartet ihrer, als wäre sie eure Schwester.“ Bei diesen Worten warf er einen Blick voll Mitleids auf die Kranke, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und verließ dann, ohne weiter etwas zu sagen, das Gemach. Yolanda näherte sich dem Lager, grüßte die Kranke und bot ihr ihre Dienste an. Die junge Frau faßte sie bei der Hand und sprach mit einem schwermüthigen Lächeln: „Wie froh bin ich, nicht mehr so verlassen und hülflos zu sein! Ein Mann kann ja auch eine weibliche Pflege nicht ersetzen! Wie heißt du, mein Kind?“ — „Mein Name ist Yolanda, aber saget nun auch, wie ich euch nennen soll.“ — „Ich heiße Ida.“

Yolanda bewies der Kranken die größte Sorgfalt und pflegte sie mit der liebevollsten Hingebung. Wenn ihr Dienst als Wärterin sie an den rauhen Männern vorüber führte, bewiesen diese ihr nur Ehrerbietigkeit. Sie dankte Gott im Stillen dafür und empfahl sich ohne Unterlaß seinem Schutze. Jeden Morgen kniete sie am Fuße des Krankenlagers, zog aus ihrer ledernen Seitentasche ihr Muttergottesbildchen und verrichtete andächtig ihr Gebet. Ida blickte sie dann schweigend an und die Frömmigkeit und Inbrunst, mit welcher sie die

Jungfrau beten sah, erfüllte ihr Herz mit Gefühlen, die sie nie zuvor gekannt. Die über diese holdseligen Züge verbreitete Sanftmuth und Milde, der Aufschwung einer reinen Seele zu einem höhern Wesen, die Demuth und Hingebung, die sich in diesen Augen abspiegelten, alles Dieses erweckte in dem Gemüth der armen Kranken eine Welt neuer Empfindungen. Eines Tages, als Yolanda eben ihr Gebet vollendet hatte, sprach sie zu der Kranken, indem sie ihr das Muttergottesbildchen vorhielt:

„Liebe Ida, küsset das Bildniß der heiligen Jungfrau und setzet euer Vertrauen in ihre Güte.“

Ida that es und richtete dann an Yolanda die Frage: „Wer ist denn die schöne Frau, die dieses Bildchen vorstellt? Ist's vielleicht die Königin deines Landes? Sie sieht so mild und gütig aus! Und das liebliche Kindchen, das sie auf den Armen trägt, es ist ohne Zweifel das Söhnchen eures Königs?“

Bei diesen Fragen konnte Yolanda von ihrem Erstaunen kaum zurückkommen und brach in die Worte aus: „Wie, seid Ihr denn keine Christin, arme Ida? Ihr kennet nicht die Mutter Gottes und den Erlöser unserer Seelen, der vom Himmel herabgestiegen, sich zu einem Kindlein gemacht und, Gott und Mensch zugleich, am Kreuze gestorben ist?“

„Ich kenne keinen andern Gott als Odin, der herrschet über Himmel und Erde.“

Als Yolanda dies vernahm, erstaunte sie immer mehr, sah die Kranke mit einem besorgten und unbestimmten Blicke an und fragte sie dann:

„Seid Ihr nicht eine Deutsche?"

„Ich bin an dem Eldefluß, nicht weit vom Plauesee, geboren und wir sind keine Christen, im Gegentheil liegen meine Landsleute fortwährend mit den Sachsen und Dänen, die Christen geworden sind, im Kriege. Aber eben weil ich einen Christen gerettet, befinde ich mich hier von meiner Heimath verbannt mit Duno, meinem Gatten. Einst nach einem mörderischen Kampfe mit den Sachsen zog sich mein Volk auf sein Gebiet zurück und nahm die verwundeten Brüder, sowie die gefangenen Feinde mit sich; unter den letztern befand sich auch der Sohn eines sächsischen Fürsten, ein schöner Jüngling von nicht mehr als achtzehn Jahren, dessen Tapferkeit, wie ich von den Meinigen hörte, nichts zu widerstehen vermocht und der mit eigener Hand drei unserer angesehensten Anführer erlegt hatte. Nachdem sein Roß unter ihm getödtet worden, schlug er sich noch immer wie ein Löwe, bis er, von einem großen Haufen der Unsrigen umringt, gefangen genommen und in unsere Wälder geschleppt wurde. Die Angehörigen und Untergebenen der durch ihn erschlagenen drei Anführer verlangten mit lautem Geschrei, daß der stolze Sachse zur Sühne der durch ihn Gefallenen auf Odins Altar geopfert werden sollte. Ich bin die Tochter des Oberpriesters. Der Gefangene wurde meinem Vater in Verwahrung gegeben und in unserer Hütte bis zur Vollstreckung des Urtheils an einen Pfahl gebunden. Da ich einzige Tochter war, so wohnte ich mit meinem Gatten unter dem väterlichen Dache und mußte mit auf den Gefangenen wachen, der übrigens kein Zeichen von Furcht zu erkennen gab und sich über sein

Unglück nicht zu betrüben schien. Es wurde im ganzen Lande bekannt gemacht, daß in drei Tagen der gefürchtete Sachse auf Odins Altar unter der großen Eiche als Schlachtopfer fallen sollte. Aus allen Stämmen eilten die Männer herbei und lagerten sich in der Nähe der Opferstätte. In der Nacht vor dem dritten Tage versammelten sie sich auf einer Wiese nahe an dem heiligen Hain und führten beim Scheine der Kienfackeln die bei solchen Gelegenheiten üblichen feierlichen Todtentänze aus. Ich war allein in meines Vaters Wohnung. Der Gefangene betete, auf den Knieen liegend, so wie du eben gethan. Er hob die Hände in die Höhe und rief oft eine Jungfrau an, die auch er Gottesmutter nannte. Ich war bewegt und ganz gerührt bei dem Gedanken, daß dieser schöne Jüngling bei Anbruch des Tages sollte hingeschlachtet werden. Als ich ihn aber ausrufen hörte: Emma, geliebte Schwester, leb' wohl! Wenn du mein trauriges Ende vernimmst, so bete für mich! — da vermochte ich mich der Thränen nicht mehr zu erwehren, denn ich gedachte meines heißgeliebten Bruders, wie man ihn erschlagen aus der Schlacht brachte, und den ich noch immer unaufhörlich beweinte — und ich fragte ihn: Gefangener, hast du eine Schwester? — Ja, entgegnete er, und ich liebe sie so sehr! — Bei diesen Worten fühlte ich mein ganzes Wesen von Mitleid durchdrungen; ich raffte mich auf, ergriff ein Beil und durchhieb seine Bande, indem ich sprach: Wohlan, edler Jüngling, so entfliehe und tröste deine Schwester! — Ich nahm ihn bei der Hand, führte ihn auf einen hinter unserer Wohnung gelegenen Waldpfad und gab ihm die Weisung, denselben bis jenseits der Anhöhe zu verfolgen, dann etwas abwärts

über den dort seichten Fluß zu setzen, um noch vor Tagesanbruch der sächsischen Grenze so nahe zu kommen, daß man ihn nicht mehr einzuholen vermöchte; vielleicht würde er auch Gelegenheit finden, sich zur Fortsetzung seiner Flucht irgend ein Pferd zu verschaffen.

„Ich vermochte die ganze Nacht kein Auge zu schließen. Nach vier Stunden ward es Tag und ich hörte die nahenden Schritte der Krieger. Ich stellte mich tief schlafend. Mein Vater trat mit Duno herein, und da sie den Gefangenen nicht mehr sahen, stürzten sie auf mich zu und rüttelten mich mit dem furchtbaren Geschrei auf: Wo ist der Sachse? — Ich that, als wisse ich um nichts, und sprach in einem Tone höchster Verwunderung: Was saget Ihr? — worauf die Frage: Wo ist der Gefangene? nochmals wiederholt wurde. Als mein Vater das am Pfahle liegende Beil wahrnahm, schrie er: Warum hast du Thörin das Beil so nahe liegen gelassen? Ich erwiederte, ich hätte damit ein wenig Holz für's Feuer gespaltet und es wahrscheinlich halb schlaftrunken dort hinfallen lassen. Da entstand eine allgemeine Entrüstung, die Krieger warfen sich auf ihre Rosse und jagten in der Richtung des Sachsenlandes fort. Als sie aber an die Elbe kamen, war der Fluß durch die mittlerweile eingetroffenen starken Regengüsse so angeschwollen, daß sie nicht überzusetzen wagten und unverrichteter Sache zurückkehrten. Ihre Wuth war unbeschreiblich und sie wollten mich selbst auf Odins Altar opfern. Da nahm mein Vater das Wort und sprach: Die Götter verlangen ein Opfer von sächsischem Blut, deshalb wollen wir einen andern Sachsen hinschlachten; meine Tochter aber soll fortan von Thür

und Heerd verbannt sein. Duno vermochte auch nicht mein Leben in anderer Weise zu retten. Obgleich er meine Schuld erkannte, so folgte er mir doch in die Verbannung, und so sind wir nach langem Umherirren und mancherlei Leiden und Nöthen fern von der Heimath unter diese Falschmünzer gerathen. Während wir hier Reichthümer für die Zukunft aufhäufen, verschmachte ich in diesem dunkeln Aufenthalt trostlos und verlassen. Krankheit nagt an meinem jungen Leben und vergeblich scheint für mich das helle und freundliche Licht des Tages." Hier sank die Kranke ermattet auf's Lager zurück und ein Strom von Thränen netzte ihre Wangen.

Yolanda hatte Ida's Erzählung mit liebender Theilnahme zugehört und sie sprach mit sanftem Ernst:

„Wenn du dich auch krank und verlassen fühlst, theure Ida, so weiß ich ein Mittel, das dich stärken wird und selbst kummervolle Seelen mit Trost und Erquickung zu erfüllen vermag. Entsage deiner Blutreligion und wirf dich dem Gott der Christen in die Arme. Euer Odin verlangt, daß man ihm Menschen schlachtet, unser Gott hingegen ist ein Gott der Liebe, Güte und Sanfmuth. Er allein ist Gott, er allein ist allmächtig, ohne Anfang und Ende, der Inbegriff Alles, was gut, schön, wahr und weise ist — kurz er ist das vollkommenste Wesen, der Herr des Weltalls, der die Sonne und Gestirne am Himmelsbogen lenkt und ohne dessen Willen kein Haar von des Menschen Haupt fällt. Um uns dereinst mit ihm zu vereinigen und uns das unaussprechliche Glück Seiner Anschauung zu Theil werden zu lassen, ist sein vielgeliebter Sohn,

Jesus Christus, Gott wie er von Ewigkeit her, Mensch geworden, hat gelitten und ist in Qualen am Kreuze gestorben. Dieser Gottessohn und menschgewordene Gott hat uns Menschen den einzigen und wahren Gott kennen gelehrt und uns die Verheißung gegeben, daß, wenn wir an ihn glauben, ihn aus ganzer Seele lieben und seine Werke thun, er uns ewig belohnen wird, aber er hat uns auch gedroht, uns ewigen Qualen preiszugeben, wofern wir nicht an ihn glauben wollen und seine Lehre nicht befolgen."

„Was du mir da sagst, liebe Yolanda, setzt mich in Erstaunen. Man hat mir von der christlichen Religion ganz andere Dinge gesagt. Mein Vater flößte mir von Jugend auf den größten Abscheu gegen sie ein und verbot mir auf's strengste, jemals auch nur ein Wort über dieselbe anzuhören. Dennoch kann ich dem Wunsche, mehr über deinen Gott aus deinem Munde zu vernehmen, nicht widerstehen. Du bist so gut und sanft, daß ich glauben muß, du könnest das nicht in Schutz nehmen, was verabscheuungswürdig ist. Doch sage mir vor Allem, was sind denn das für Werke, die zu thun dein Gott euch gelehrt?"

„Gott verlangt, liebe Ida, daß wir ihn über Alles und unsere Mitmenschen wie uns selbst lieben; wir sollen aber diese Liebe zu ihm dadurch beweisen, daß wir nicht blos Alles, was böse und der Liebe entgegen ist, nicht thun, sondern auch nicht thun wollen oder zu thun wünschen. Die Liebe zu unsern Mitmenschen sollen wir dadurch zu erkennen geben, daß wir nichts thun, sagen, veranlassen, ja wünschen, was ihnen an Leib oder

Seele nachtheilig sein könnte; wir sollen ihnen beistehen in der Noth, ihnen helfen, sie vor Schaden hüten, sie belehren und zum Guten führen. Haß, Verfolgung Neid darf der Christ gegen seinen Nächsten nicht hegen; werden wir aber selbst gehaßt, verfolgt, angefeindet, verläumdet, verletzt oder sogar getödtet, so sollen wir unsern Feinden verzeihen, und statt Gleiches mit Gleichem zu vergelten, für sie zu Gott bitten, daß er ihnen Barmherzigkeit erweise und sie zur Erkenntniß ihrer Fehler kommen lasse."

„Aber sage mir doch, mein Kind, wie ist das möglich, daß der Mensch so sei, wie euer Gott verlangt, daß er sein soll?"

„Freilich ist es nicht leicht, das zu unterlassen, wozu ihn seine ursprünglich bösen Triebe und Neigungen hinreißen, und das zu thun, wogegen er häufig einen Widerwillen, eine Abneigung und Trägheit in sich spürt; aber aus Liebe zu Gott vermag der Mensch Alles, und wer Gott wahrhaft liebt, dem verleiht er die Kraft, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Das ist's eben, weshalb die Religion Jesu Christi nur die einzig wahre Religion sein kann, da sie aus den von Natur zum Bösen geneigten Menschen ganz andere, Gott selbst ähnliche Wesen macht. Das vermag nur eine göttliche — eine von Gott selbst gestiftete Religion. O kenntest du, liebe Ida, diesen Gott Jesus Christus, unsern Heiligmacher, die ewige, unwandelbare Liebe, du würdest ihn auch lieben und das leicht finden, was dir jetzt noch schwierig vorkommen mag."

Die Kranke sank in Nachdenken. Plötzlich richtete sie die Frage an Yolanda:

„Sagtest du nicht, das Bild, welches dir so werth zu sein scheint, sei die Mutter Gottes? Gott hat also eine Mutter?"

„Ja, Gott wollte zu unserer Erlösung auf diese Erde herabsteigen und von einer reinen, von keiner Sünde jemals befleckten Jungfrau als Mensch geboren werden. Diese vor allen Menschen auserkorene, hochbegnadigte Jungfrau und Gottesmutter Maria ist unsere Fürsprecherin im Himmel; durch ihre Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne erwirket sie uns dessen Gnade und Barmherzigkeit. Versuche es nur einmal, dich mit aufrichtigem Herzen an sie zu wenden, und sie wird sich auch für dich als die liebevollste Mutter erweisen. Ohne Zweifel ist sie deiner schönen That, einem Christen das Leben gerettet zu haben, eingedenk und will dich dafür belohnen. Vielleicht hat Gott sogar in seiner unergründlichen Barmherzigkeit auf ihre Fürbitte es so gefügt, daß du durch mich ihren Sohn Jesus Christus, unsern Heiland, kennen lernest, ihn liebest und dadurch in's ewige Himmelreich eingehest."

„So hilf mir, meine liebe Yolanda, die Mutter Gottes bitten, daß sie auch mich als Kind annehme."

„So sprich mir nach, Ida," sagte Yolanda, sank auf die Kniee und richtete im Namen der Kranken ein so inniges, aus der ganzen Fülle ihrer schönen Seele

hervorströmendes Gebet an die allerseligste Jungfrau, daß, während Ida ihre Worte wiederholte, die Rührung und Inbrunst derselben immer mehr stieg und sie am Ende mit verklärten Blicken und krampfhaft gefaltenen Händen, ein Bild wahrster Andacht, auf ihrem Lager saß.

„Was muß ich thun," sprach sie alsdann, „um in's ewige Himmelreich zu kommen, wo unsere Mutter Maria ist?"

„Du mußt," entgegnete Yolanda, „an Jesus Christus glauben, getauft werden und sein Gesetz beobachten, das mit seiner Gnade sanft und leicht ist."

In diesem Augenblick trat Duno herein, und als er sein junges Weib mit glänzenden Augen und strahlendem Angesicht sah, rief er hocherfreut: „Es scheint dir viel besser zu gehen, liebe Ida! Du hast aber auch eine sorgsame und geschickte Wärterin, nicht wahr?"

„O gewiß!" erwiderte sie, „ich habe ihr Alles zu verdanken und fühle mich in diesem Augenblick wunderbar freudig und wohl. Ich habe dir später gar Vieles zu sagen, lieber Duno, worüber du erstaunen wirst."

Der stolze Heide schüttelte mit dem Kopf und sagte dann, fortgehend, in frostigem Tone: „Laß das nur all gut sein und sorge, daß du bald wieder ganz gesund werdest."

Aber in Ida's Gliedern glühte ein verheerendes Fieber, das sie allmälig aufrieb und mit unwiderstehlicher Hast ihr nahes Ende immer mehr herbeiführte. Yolanda wich nicht von ihrem Lager, trocknete ihr den kalten Schweiß von der Stirne und reichte ihr von Zeit zu Zeit einen labenden Trank — kurz, sie pflegte sie mit solcher Aufmerksamkeit, Ausdauer und unermüdlichen Liebe, daß das arme Weib eines Tages nicht umhin konnte, auszurufen:

„O wie gut bist du, edles und schönes Mädchen! Du bist mir mehr als eine Freundin und Schwester! Sind denn alle Christen so? Würde ich denn, wenn ich eine Christin wäre, auch so gut werden?"

„Du würdest," entgegnete Yolanda demüthig, „weit besser als ich werden, weil die Taufe deine Seele weißer als Schnee, fleckenloser als das hellste Wasser und glänzender als die Sonne machen würde."

„Wohlan, so taufe mich," versetzte die Kranke, „und mache mich so schön, gut und liebevoll, wie du bist."

„Ich kann dich nur taufen, wenn du an Jesus Christus und den dreieinigen Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist fest glaubest."

„Wie sollte ich nicht Alles glauben, was du mir seit einigen Tagen gesagt!" versetzte Ida. „Ich fühle es hier," fuhr sie, die Hand auf's Herz legend, fort, „daß ich recht unglücklich wäre, wenn ich es nicht glau-

ben dürfte. Du weißt ja schon, daß ich deinen Jesus, der so viel für uns Menschen gethan, liebe und auch seine göttliche Mutter. Darum taufe mich, liebe Jolanda, denn ich werde bald sterben."

Da nahm Jolanda Wasser, hob die Kranke ein wenig in die Höhe und taufte sie. Ida war nach dieser heiligen Handlung wie verklärt; ihr matter Blick leuchtete auf vor frohem Entzücken. Bald sank sie wie ermattet auf ihr Lager zurück und lange lag sie da mit gefalteten Händen und die Lippen bewegend wie im Gebete. Währenddeß war die fromme Jungfrau am Krankenlager niedergekniet und ließ ihren heißen Dank zu Gott für die Rettung dieser Seele emporsteigen. Endlich rührte sich Ida wieder und, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, sprach sie:

„Hast du mir nicht gesagt, liebe Jolanda, Jesus Christus, der Sohn Gottes, sei nicht allein für uns Mensch geworden und nach Ertragung der bittersten Leiden in Qualen gestorben, sondern er sei auch auf Erden bei uns geblieben und wolle bis an das Ende der Zeiten bei uns weilen, um uns noch mehr seine unaussprechliche Liebe zu beweisen? Lehrtest du mich nicht, er sei in unansehnlicher Brodesgestalt wirklich vorhanden und theile sich den Menschen als Nahrung zur Stärkung und Beglückung ihrer Seelen mit? Ich begreife zwar dieses nicht; es ist mir zu geheimnißvoll, aber ich glaube es, ich glaube es ganz fest, nachdem was ich jetzt von Jesus weiß — denn was vermag die Liebe nicht — die Liebe eines Gottes, der, wie du sagst, ganz Liebe ist?"

Hier hielt die Kranke einige Augenblicke ein, da sie wie erschöpft schien. Yolanda hielt ihren Blick voll innigster Zärtlichkeit auf die ehemalige Heidin gerichtet und antwortete ihr nicht gleich, um sie zu schonen. Bald aber fuhr Ida fort:

„Sage mir, Yolanda, hast du schon dich in solcher Weise mit Jesus vereinigt?"

„Ich habe schon oft des hohen Glückes mich zu erfreuen gehabt, Jesum in der heiligen Kommunion zu empfangen," lautete die Antwort.

„O daß auch mir dieses Glück zu Theil würde!" rief die Kranke, die Arme emporstreckend und die Hände in einander kreuzend. „Du, o liebe Yolanda, hast mir ja die heilige Taufe ertheilt und mich zur Christin gemacht. So laß mich auch aus deiner Hand den Leib des Herrn Jesus genießen, denn mein Herz bebt vor Verlangen, ihn in meiner Seele zu empfangen."

„Theuerste Ida, nur die geweihten Hände unserer von Gott dazu berufenen Priester dürfen den Leib des Heilandes den Christen spenden. Aber tröste dich, meine Schwester in Christo, denn deine Sehnsucht nach dem Empfange desselben ersetzt in der Unmöglichkeit, die heilige Kommunion wirklich zu empfangen, dieselbe, und Gott läßt dir die mit dem Empfange dieses hochheiligen Geheimnisses verknüpften Gnaden zu Theil werden."

„Ach, warum habe ich diesen Christengott nicht früher gekannt!" seufzte die Kranke. „Wie gerne würde

ich die mühseligste Wanderung anstellen, damit der Durst meiner Seele durch ihn gestillt würde! Nun aber bin ich durch meine Krankheit an dieses Lager gefesselt. Jetzt wünsche ich zu sterben und zu Jesus und der liebreichen Mutter Maria recht bald zu gelangen."

Es schien, als wenn der Seelenzustand der Kranken auf ihren Körper wohlthätig wirkte, denn sie erholte sich sichtlich und ihre bleichen Wangen begannen wieder mit der Röthe der Gesundheit sich zu färben. Ihr Mann besuchte sie häufig und freute sich über ihr besseres Aussehen, indem er sprach: „Ida, du bist noch schöner, als vor deiner Krankheit. Hat das deine treue Pflegerin bewirkt? Man sollte sagen, sie sei kein irdisches Wesen —"

Zwei Tage später zeigte sich indessen plötzlich in Ida's Zustand eine große Veränderung; ihre noch übrigen Kräfte schwanden schnell dahin und sie schien ihrem Ende nahe zu sein. Yolanda rief sogleich Duno und dieser eilte mit mehrern seiner Gefährten rasch herbei. Ueber der Sterbenden Antlitz war Ruhe und selige Wonne verbreitet, worüber die Männer in Erstaunen geriethen. Sie bewegte leise die Lippen und hauchte kaum vernehmbar die Namen Jesus und Maria. Bald darauf öffnete sie die Augen und als sie Duno erblickte, der unter dem heftigsten Schluchzen eine ihrer Hände ergriffen hatte, sprach sie mit matter Stimme und unter häufigen Unterbrechungen: „O Duno, wenn du mich — geliebt hast, — so werde ein Christ! — Christ sein allein — ist leben — ewig leben." Mehr vermochte sie nicht hervorzubringen. Dann noch einmal wie eine verlöschende Lampe zum letzten Male aufflackernd,

sprach sie den Namen Jesus aus und ihre Seele entfloh einer sanften Taube gleich hinauf zu des Himmels Höhen.

Die Männer mußten Duno gewaltsam von dem Todtenlager wegreißen, denn er rang vor Verzweiflung die Hände und wollte sich von der Hingeschiedenen nicht trennen. Yolanda wachte bei der Leiche der ihr so theuer gewordenen Freundin. Andern Tags wurden die Ueberreste der Verstorbenen von den Männern abgeholt und in dem verwüsteten Garten begraben. O wie gerne hätte Yolanda auf der Grabstätte ein Kreuz aufgepflanzt als Zeichen, daß dort eine Christin ruhte, allein die Männer erlaubten ihr nicht, die unterirdischen Gewölbe zu verlassen.

Es mochten zehn Tage nach diesem traurigen Ereigniß verflossen sein. Yolanda sah sich in der dunkeln Kammer, worin Ida gestorben war, als eine Gefangene behandelt; ihre Thränen flossen unaufhörlich, da sie nicht wußte, was diese rauhen Männer über sie beschließen würden. Vergebens beschwor sie dieselben, nie irgend einem Menschen etwas von dem, was sie an diesem verborgenen Orte gesehen, zu verrathen. Sie gaben ihr zur Antwort, wer sich einmal an diesen Aufenthalt verirre und nicht geeignet sei, sich zu ihnen in ihren Arbeiten zu gesellen, den Rückweg nicht mehr finden dürfe; ihre Sicherheit und ihr eigenes Leben hange davon ab. Sie hatte noch immer gehofft, Duno, der zu den Anführern der Bande zu gehören schien, werde ihrer Bitte, ihr die Freiheit wieder zu verschaffen, nicht widerstehen. Allein seit dem Tode seiner Frau war er selbst krank geworden und nicht mehr zum Vorschein gekommen. Auf ihre

wiederholten Erkundigungen nach dem Schicksal ihres getreuen Dieners brach endlich einer der Häuptlinge das bisher in Betreff desselben beobachtete Stillschweigen, indem er ausrief: „Der alte Schurke ist uns entkommen! Aber weh ihm!" fügte er mit fürchterlicher Stimme und einen gräßlichen Fluch ausstoßend hinzu, „weh ihm, wenn er sich von unsern Leuten, die ihm in der ganzen Gegend auflauern, betreten läßt! Wir sind diesmal, ich weiß nicht warum, Dummköpfe gewesen, daß wir es auch mit ihm nicht kurz abgemacht haben." — So groß auch Yolanda's Freude war, Fredulfs Rettung zu vernehmen, so schauderte sie doch bei den eben vernommenen Worten zusammen, denn sie hatte nun die Ueberzeugung erlangt, daß sie unter Bösewichter gerathen war, die, um ihr Treiben verborgen zu halten, sich aus einer Mordthat nichts zu machen schienen.

In einer Nacht, wo sie, wie gewöhnlich, ihr bekümmertes Herz im Gebete vor Gott ausgoß, vernahm sie in dem nahen Gange ein lautes Gespräch von Männern und darunter auch eine weibliche Stimme. Bald hörte sie, wie einer derselben in rauhem Tone sagte: „Du kannst diesmal wieder die kleine Kammer beziehen, du wirst aber auch noch ein anderes Weibsbild darin antreffen." Einen Augenblick nachher sah sie wirklich eine ziemlich große Frauengestalt mit einer Laterne in der Hand in ihr Schlafgemach treten und die Thüre hinter sich verschließen. Yolanda gerieth Anfangs in ein heftiges Zittern, als sie aber die Eingetretene ansah, erkannte sie dieselbe auf der Stelle, stürzte auf sie zu und sprach mit leiser, aber eindringender Stimme? „Swatiza, seid Ihr's! O um Gotteswillen,

steht mir bei!" — Die Zigeunerin hob die Laterne in die Höhe, sah der Jungfrau in's Gesicht und rief: „Was! Ihr seid hier, Yolanda?" — Beide setzten sich dann auf das niedrige Lager und Yolanda erzählte der Zigeunerin unter häufigen Thränen ihre Leiden. — Das sonst bei fremdem Unglück gefühllose Weib schien diesmal gerührt zu sein und aufrichtiges Mitleid gegen dieses unschuldige Geschöpf zu empfinden. Sie faßte Yolanda bei der Hand und sprach: „Wer hätte gedacht, euch, edles Fräulein, hier anzutreffen! Aber beruhigt euch! Ihr möget vielleicht, seitdem wir uns nicht gesehen, manches Böse über mich vernommen haben, aber es soll Niemand sagen, daß Swatiza gegen die, die sich stets nur gütig gegen sie bewiesen, undankbar gewesen sei. In meinem umherirrenden Leben habe ich beinahe nur solche Menschen angetroffen, die mich von sich stießen und selbst, wenn ich ihnen Dienste geleistet, am Ende mich nur mißhandelten. Noch jetzt habe ich es erfahren, denn diese Männer, denen ich behülflich war, ihr falsches Geld unterzubringen und gegen gute Münze umzutauschen, wollen mich nun nicht allein um meinen kargen Lohn bringen, sondern sie glauben mich auch wie das schlechteste Vieh behandeln zu dürfen. Habe ich so oft meine Hand zu bösen Dingen geliehen, so will ich für euch auch einmal ein gutes Werk thun und euch den Klauen dieser Schurken entreißen. Es ist aber keine Zeit zu verlieren, denn gerade in dieser Nacht ziehen die meisten derselben aus, um eine Kirche zu berauben. Ich kenne alle verborgenen Winkel dieses verfallenen Schlosses und es hat mehrere geheime Ausgänge, die man angebracht hat, um im Falle eines plötzlichen Ueberfalles daraus entschlüpfen zu können. Hier unter diesem Bette be-

findet sich ein solcher, und wenn Ihr noch etwas mitzunehmen habt, so rafft es nur zusammen, denn wir werden bald fertig sein."

Als die Zigeunerin dies gesagt, ging sie zur Thüre, öffnete dieselbe leise und lauschte alsdann mit aufmerksamem Ohr. Bald darauf verriegelte sie dieselbe wieder sorgfältig und sprach: „Sie sind schon fort; wir haben jetzt nichts mehr zu befürchten, denn sie ziehen nach einer ganz andern Richtung hin, als die wir einzuschlagen haben. Darum rasch ans Werk!" Bei diesen Worten begann sie das Bett auf die Seite zu schieben und es zeigte sich an der Stelle, wo es gestanden, ein Viereck von nebeneinander gelegten Ziegelsteinen, die aber nicht mit Kalk zusammengefügt waren. Sobald einer derselben aus seiner Lage gebracht war, was Anfangs wegen Mangels an allen andern Werkzeugen, als eines starken Taschenmessers, nicht ohne Schwierigkeit ging, ließen sich die übrigen bald beseitigen, worauf eine Fallthüre zum Vorschein kam. Durch Beider vereinigte Anstrengungen wurde dieselbe aufgezogen, worauf Swatiza die Laterne nahm und, die Jungfrau bei der Hand fassend, stiegen sie eine Windeltreppe hinunter, die sie unten an das Ufer des vorbeifließenden Waldbachs führte.

Dreizehntes Kapitel.

Manfred von Travemünde.

Als die beiden Flüchtlinge am Fuße des Felsens angekommen waren, legte Swatiza die Schuhe ab, nahm Yolanda auf ihre Schultern und trug sie, über die hier und dort hervorragenden Felsenstücke, zwischen denen das Wasser schäumend hindurchbrauste, schreitend, an's jenseitige Ufer. Von hier aus zogen sie Anfangs durch niedriges Gesträuch, bis sie den Wald erreichten, wo sie einen schmalen Pfad einschlugen, auf dem sie schweigend und eilig, so viel als es die Unebenheit und Rauhheit des Bodens, sowie die Dunkelheit zuließ, fortwanderten. Swatiza hatte die Vorsicht gehabt, um die Laterne ein Tuch zu wickeln, damit der Schein derselben sie nicht verriethe.

Als der Morgen schon zu grauen begann und der Wald seit geraumer Zeit zurückgelegt war, sprach Swatiza:

„Dort unten im Thal, jenseits dieser Trift, liegt die Hütte eines Hirten, der euch als Führer dienen

und euch bis zur offenen Landstraße bringen wird. Ich muß euch also, liebes Fräulein, bald verlassen, möchte euch aber zuvor noch einige Rathschläge geben. Setzet euren Weg nach Italien in dieser Pilgertracht so lange allein fort, bis Ihr unterwegs irgend einen hohen Geistlichen oder eine angesehene Dame, die sich unter Begleitung nach Rom begeben, antreffet und deren Schutz Ihr euch anvertrauen könnet. Sucht euch immer auf einen Tag mit Nahrungsmitteln zu versehen; Ihr werdet nicht schwer daran zu tragen haben. Hier in diesem alten ledernen Beutel findet Ihr Geld."

Als Yolanda sich sträuben wollte, das Geld von der, die sie nur als arme Krämerin kannte, anzunehmen, fuhr Swatiza fort:

„Macht euch deshalb nur keine Unruhe. Ihr könnt es mir zurückerstatten, wenn Ihr in eine andere Lage kommt. Auch braucht Ihr nicht bange zu sein, daß es falsches Geld sei; es sind reine Goldgülden. Haltet die Kapuze immer um euren Kopf gehüllt; auch thut Ihr gut daran, euch von mir euer Gesicht mit Kräutersaft grün und gelb färben zu lassen. Ihr werdet eure feine Haut nicht dadurch verderben. Braucht die Vorsicht, euch unterwegs mit Niemanden ohne Noth in ein Gespräch einzulassen. Werdet Ihr angeredet, so sprecht lieber slavisch wie das Volk in Mähren. Ihr habt ja ohne Zweifel im Kloster lateinisch gelernt. Ihr könnet euch also auch in dieser Sprache verständlich machen, wenn Ihr euch auf eurem Wege mit Geistlichen und Mönchen unterhalten müsset. Traut aber denselben nicht allen, denn viele sind Gegner des Papstes

Gregor, weil er ihnen nicht gestattet, Stellen und Pfründen von des Königs Beamten für Geld zu kaufen, oder wie verheirathete Leute zu leben. Weder das Eine noch das Andere dürfe sich ein Diener der Kirche zu Schulden kommen lassen, behauptet der Papst, und ich glaube, er hat Recht."

„Ich danke euch, Swatiza," entgegnete Yolanda, „für euren Beistand und guten Rath. Ich werde es nicht vergessen, was Ihr für mich gethan, und wenn ich zum Grabe der heiligen Apostel komme, will ich für euch beten, daß Ihr dieses herumziehende Leben verlasset, Gott euch auf den Weg des Guten führe und euch die Gnade erzeige, eure Seele zu retten."

„Ach, mein edles Fräulein," entgegnete die Zigeunerin, „Ihr könnet Gott nicht genug danken, daß Ihr von braven Eltern und Lehrerinnen zur Tugend erzogen worden seid. Meine Eltern waren herumziehende Diebe, die mich unbarmherzig schlugen, wenn ich eine Ungeschicklichkeit im Stehlen begangen, und, so oft ich Abends mit leeren Händen nach Hause kam, mich hungernd in die dunkle Nacht hinausstießen. Dadurch bin ich eine Elende geworden und sehe mich von allen Menschen gehaßt."

„Laß den Muth nicht sinken, Swatiza; es ist nie zu spät, um sich von bösen Wegen abzuwenden. Ich hoffe, der Herr, der kein Glas Wasser unbelohnt läßt, wird euch auch den mir geleisteten Dienst belohnen."

Während dieses Gespräches hatten sie die Hütte des Hirten erreicht. Derselbe schien schon rührig zu sein;

es war ein aufgeschossener, rothhaariger Bursche, dem Pfiffigkeit aus den Augen leuchtetete und der, als er der Zigeunerin ansichtig wurde, sogleich rief: „Ei, wo kommst du her, Swatiza? Du wirst mir doch nicht mein Vieh behexen wollen?"

„Halt dein breites Maul, Ulpo!" entgegnete ihm halb lächelnd die Angeredete; „es ist jetzt keine Zeit zu unnützem Geschwätz! Hier hast du eine halbe Mark Silbers. Du führst diesen jungen Pilger, ohne dich unterwegs aufzuhalten, bis zur Landstraße. Gib ihm aber zuvor einen Stab, denn er hat den seinigen verloren."

„Trägt vielleicht dieser Pilger," versetzte Ulpo mit den Augen blinzelnd und den Mund verziehend, „deine Sünden nach Rom, um Verzeihung dafür zu erlangen, dann kann ihm der Stab nichts helfen, denn er wird unter der Last erliegen!"

„Plaudere, soviel du willst, närrischer Schalk, nur mach' rasch voran, damit ihr auf den Weg kommet. Ich empfehle dir den Pilger an; sorge, daß ihm nichts Leids widerfährt! Und nun, lieber Lando, gehab' dich wohl, sei guten Muths und vergiß nicht, was ich dir gesagt."

Unser angeblicher Lando begab sich also mit dem Hirten auf den Weg. Als sie die Landstraße erreicht hatten, zeigte Ulpo dem jungen Pilger, in welcher Richtung Augsburg liege, worauf er Abschied von ihm nahm und nach seiner Hütte zurückkehrte.

Sich dem Schutze Gottes empfehlend, setzte nun Yolanda ihre Wanderung allein fort. Das Gefühl der wiedererlangten Freiheit verlieh ihr neuen Muth. Am dritten Tage, schon als sich die Sonne zum Untergange neigte, gelangte sie, ohne durch irgend ein besonderes Abenteuer aufgehalten worden zu sein, in eine freundliche und, wie es schien, sorgfältig angebaute Gegend, in deren Mitte die weißen Mauern eines Klosters zwischen hohen Bäumen hervorschimmerten. Yolanda, auf welche die starke Sonnenhitze des Tags bereits ermüdend eingewirkt hatte, entschloß sich, dort ein Obdach für die Nacht zu suchen, denn sie wußte es, daß solche heilige Stätten dem Wanderer stets offen stehen und er sich von den Bewohnern derselben einer gastfreundlichen Aufnahme versichert halten kann. Der Zustand der Landstraße, ein von derselben nach dem Kloster führender breiter Weg, der da, wo sich ein kleiner Fluß dahinschlängelte, über eine feste Brücke führte; die üppigen Saatfelder, Wiesen und Baumgärten; die freundlichen, in der Nähe sich zeigenden Häuschen und die frohen und lachenden Mienen der ihr begegnenden Landleute — alles dieses zeugte, daß hier eine wohlthätig waltende und schaffende Hand zur Versittlichung und Beglückung der ganzen Gegend thätig gewesen sein müsse. Ein Ackerer, der eben ein Gespann Ochsen, womit er sein Feld umgepflügt, nach Hause führte und den Pilgersmann unter dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" ansprach, erbot sich, ihm den kürzesten Pfad zum Kloster zu zeigen. Als Yolanda in ein paar Worten ihre Verwunderung darüber ausdrückte, daß diese Gegend sich so vortheilhaft vor vielen andern auszeichne, äußerte er: „Mit Recht mögt Ihr, frommer

Pilger, darüber erstaunen, was Ihr hier sehet. So sah es aber vor noch nicht sechszig Jahren nicht aus. Denn damals, wie mir mein Vater oft erzählt, war der ganze Landstrich ringsumher eine Wüste. Die frommen und fleißigen Mönche, die sich hier angesiedelt, haben sie aber zu einem gesegneten Boden umgestaltet. Wo sonst Haiden und Moorgründe waren, seht Ihr jetzt blühende Fluren, und die ehemalige Einöde ist zu einem angenehmen Aufenthalt glücklicher Menschen geworden. Die Klosterbrüder haben das Erdreich ringsum fruchtbar gemacht und ordentliche Wunder geschafft; sie haben uns Viehzucht und Landwirthschaft gelehrt, und wenn wir ihnen auch den zehnten Theil des Ertrags entrichten, so hat's damit keine besondere Noth, denn das drückt uns nicht, und trifft Mißernte ein, so erlassen sie uns nicht nur denselben, sondern geben uns noch von dem Ihrigen; sie helfen uns in jeder Noth und erweisen sich uns Allen als gütige Väter, die ihre Hörigen glücklich machen wollen. Sie selbst führen aber dabei ein strenges Leben, getheilt zwischen Arbeiten, Wohlthun und Beten; sie gleichen den fleißigen Bienen, die den Honig nicht für sich, sondern für Andere bereiten." So sprechend hatte der Landmann die Stelle erreicht, wo der kürzere Pfad nach dem Kloster einbog. Er zeigte ihn dem Wanderer und zog dann unter einem „Gott befohlen," weiter.

Als Yolanda andern Tags in aller Frühe wieder aufbrechen wollte, fragte sie der Klosterpförtner, wohin der junge Pilger zu reisen gedenke, und auf ihre Antwort, daß sie nach Rom wolle, versetzte er: „Ei, so habt Ihr's ja gut getroffen, denn gestern Abend spät ist

ein Pilgersmann in's Kloster gekommen, der auch nach Italien will. Ihr könnt euch also zu ihm gesellen, wenn euch das angenehm ist. Ihr scheint noch ein junges Blut zu sein und er ist ein Greis, dessen Aussehen zwar noch von großer Rüstigkeit zeugt. Das paßt recht zusammen: Starke Jugend und erfahrenes Alter mögen sich einander nützlich sein. Doch seht, da kommt er eben!"

Der fremde Pilger trat näher und bot seinen Morgengruß. Yolanda glaubte an seinem Anzuge einen mährischen Landsmann zu erkennen. Als sie ihn aber genauer ansah, erinnerte sie sich nicht, ihn früher jemals gesehen zu haben. Sie fügte ihrem Gegengruß einige Worte in mährischer Mundart hinzu und freute sich, aus seiner Antwort zu vernehmen, daß sie sich nicht getäuscht. Sein Alter, sowie der Ausdruck seiner Züge, auf denen zugleich Ernst und Sanftmuth lagen, flößten ihr Vertrauen ein. Nachdem er sie einen Augenblick angesehen, sprach er: „Ihr scheint ein Landsmann von mir zu sein, junger Pilger? Wenn Ihr nach Süden zieht und es euch lieb ist, so will ich euch so weit begleiten, als unsere Wege zusammengehen."

Yolanda gab ihre Zustimmung zu diesem Vorschlag zu erkennen und nachdem sie beide von dem alten Pförtner freundlichen Abschied genommen, setzten sie vereint ihre Wanderschaft fort.

Unterwegs fragte der fremde Pilger seinen Begleiter: „Sagt mir doch, junger Freund, aus welcher Gegend seid Ihr, denn ich entsinne mich nicht, euch jemals in Brünn, Znaym, Ollmütz und Iglaw gesehen zu haben."

„Meine Eltern wohnten im Gebirge an der Taya und nur selten bin ich in die größern Städte gekommen," entgegnete Yolanda.

„Wie ist denn euer Name und wohin wollt Ihr?"

„Man nennt mich Lando und ich begebe mich zum Grabe der heiligen Apostel Petrus und Paulus nach Rom, um durch ihre Fürbitte von Gott die Gnade zu erlangen, daß mein Vater, der sich durch die Bosheit seiner Feinde in unverschuldeter Verbannung befindet, befreit werde."

„Armer Junge!" rief der Pilger, „so jung noch und eine so weite und beschwerliche Reise zu unternehmen! Möge der Himmel eure fromme Bitte erhören! Ich thue auch eine Wallfahrt, aber nur bis Sankt Peterswald im Thale Lagarina, und biete mich an, euch bis dahin zu begleiten, denn Ihr seid noch jung. Mein Gelübde führt mich aber nicht weiter. Sankt Peterswald ist eine uralte Kirche im Alpengebirge an der lombardischen Grenze und von den Päpsten zur Zeit Pipins und Karls des Großen mit außerordentlichen Vorrechten und Gunstbezeugungen bereichert worden."

„Gerne nehme ich das Anerbieten, mich bis dahin zu begleiten, an," versetzte Yolanda, „und danke Gott, einen Mann wie Ihr gefunden zu haben, der meiner Unerfahrenheit auf einer so langen Reise zu Hülfe kommt: Der Herr wird euch in seiner Güte dafür belohnen."

Während der Wallfahrt beteten die beiden Gefährten Litaneien, Psalmen und andere fromme Uebungen und wechselten dann wieder mit freundlichen Gesprächen ab. So führte der Pilger auch die Unterhaltung auf die im deutschen Reiche entstandenen Wirrnisse, die durch König Heinrich über Sachsen und Thüringen gebrachten Leiden, wie er dem Herzog Otto Baiern entrissen, seine Rache an Rudolph von Schwaben, Berthold von Zähringen und andern Großen des Reichs ausgeübt, indem er sich nur von seiner Laune oder von Haß und Gunst leiten lasse, Herzogthümer und Grafschaften den rechtmäßigen Besitzern entreiße und seinen Günstlingen zutheile, bischöfliche Sitze und Abteien ohne Zustimmung des Papstes an Unwürdige und gleichsam an den Meistbietenden für Geld verkaufe und dadurch in ganz Deutschland eine allgemeine Aufregung und den unseligsten Zwiespalt hervorgerufen habe, da Viele, weil sie aus solchen ungerechten Handlungen und Mißbräuchen für sich Nutzen schöpfen, sich zu des Königs Partei geschlagen, Andere, denen nicht alles Gefühl für Recht, Wahrheit und Religion abhanden gekommen, solch frevelhaftes Treiben nicht dulden wollten und zur Vertheidigung der Freiheit des Vaterlandes zu den Waffen griffen, da sie nicht ruhig zusehen wollten, wenn die Feinde der Kirche die schönsten Länderstrecken durch Morden, Sengen und Plündern verheerten. Aus diesen Aeußerungen, in denen sich ein in die Angelegenheiten der Zeit eingeweihter Mann von klarem Verstande und frommer Denkungsart zu erkennen gab, konnte Yolanda entnehmen, daß ihr Begleiter nicht zum geringen Volke gehörte. Sie fragte ihn deshalb, wer er sei:

„Ich bin Theobald von Jamnitz," antwortete der Pilger. „In meinen jungen Jahren war ich Leibpage am Hofe des Markgrafen von Brünn. Später lernte ich das Waffenhandwerk und wurde dessen Schildknappe. Ich machte mit ihm alle Feldzüge unter Kaiser Heinrich, dem Vater des gegenwärtigen Königs, als er nach Italien zog, mit. Der Markgraf hatte einen Sohn, Namens Ottokar, den ich den Auftrag erhielt, in der Handhabung der Waffen zu unterrichten und ihm ritterliche Sitten beizubringen. Anfangs zeigte derselbe Folgsamkeit und Herzensgüte; er bewies Kühnheit, Muth und Unternehmungsgeist; nachher aber bemächtigte sich Dünkel und Selbstgenügsamkeit seiner; er verfiel in den größten Leichtsinn, wollte keine Rathschläge mehr anhören und lieh nur sein Ohr feilen Schmeichlern und Hofschranzen, die seine jugendlichen Thorheiten zu eigenem Vortheil ausbeuteten und ihn stets zu neuen aufmunterten. Sein von der Last der Jahre niedergedrückter Vater berief ihn, die Sorgen der Regierung mit ihm zu theilen, und nun kannte der junge Tollkopf keine Schranken mehr; er ließ sich zu Allem hinreißen. Auf meine Ermahnungen hörte er nicht mehr; im Gegentheil war ich ihm lästig geworden, seitdem er von meiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an den Vater der Christgläubigen sich überzeugt hatte. Nicht genug, daß er seinen Verführern ein williges Ohr lieh und aus seiner feindlichen Gesinnung gegen den Papst kein Hehl mehr machte, ja die Abtrünnigen zum größten Aergerniß der Gutgesinnten offenbar in Schutz nahm, sondern er trieb auch die Thorheit so weit, aus angeblicher Neigung zu einer Jungfrau im Adelgundiskloster bei Brünn dasselbe in der Nacht mit seinen Söldnern

zu überfallen und schmählichen Kirchenraub zu begehen."

Hohe Gluth überzog Yolanda's Wangen bei diesen Worten. Um ihre Verwirrung nicht zu verrathen, warf sie die Frage hin:

„War er denn nicht schon mit der Tochter des Herzogs von Kärnthen verlobt? Ich glaube wenigstens, dies gehört zu haben."

„Ja, so ist's auch. Das konnte ihn aber nicht abhalten, die fremde Jungfrau, deren Stand er nicht einmal kannte, mit seiner thörichten Leidenschaft zu verfolgen. Seine verbrecherische Absicht, sie gewaltsam dem Kloster zu entreißen, schlug ihm aber fehl, denn die Landleute, die von diesem verabscheuungswürdigen Plane Kunde erhalten zu haben schienen, bewaffneten sich und trieben die Angreifer in die Flucht, wobei viele von Ottokars Söldnern das Leben verloren. In Folge davon entstand auch ein Aufstand der Bürger von Brünn und Gott weiß, wohin das noch geführt hätte, wäre nicht ein frommer, von dem Volke geliebter Priester herbeigeeilt, der die Aufständigen zur Ruhe brachte. Einer von des jungen Markgrafen Leuten hatte in meiner Gegenwart einige Worte über den von seinem Herrn beabsichtigen Ueberfall des Klosters fallen lassen. Ich glaubte aber nicht, daß Ottokar so weit in seiner Verblendung gehen würde, und dachte gar nicht mehr daran. Da erfuhr ich, er habe mich in Verdacht, die Sache verrathen und so den Widerstand von Seiten der Landleute vorbereitet zu haben.

Vergebens betheuerte ich ihm der Wahrheit gemäß, daß kein Wort darüber aus meinem Munde gekommen, da ich die Sache gar nicht für Ernst gehalten. Er überhäufte mich mit Vorwürfen und Schmähungen, klagte mich des Verraths und der Treulosigkeit gegen seinen Vater an und würde mich unfehlbar seinem Zorne geopfert haben, hätte ich nicht Gelegenheit gefunden, mich seiner Wuth zu entziehen und zu entfliehen. Ich hielt mich eine Zeitlang bei einem frommen Einsiedler der Gegend, dem mir befreundeten Vater Manfred, verborgen und faßte den Entschluß, eine Welt zu verlassen, worin die Tugend so oft verhöhnt wird, das Laster triumphirt und man für treue Dienste nur Undank erntet. Ich that das Gelübde, nach Sankt Peterswald zu pilgern, um dann um Aufnahme in irgend ein Kloster zu bitten und dort meine letzten Tage in Abgeschiedenheit und Ruhe dem Herrn zu weihen und mich auf mein letztes Ende vorzubereiten."

„Ihr erwähntet eben eines frommen Einsiedlers, Namens Manfred," sprach Yolanda, ohne sich merken zu lassen, daß sie denselben schon kenne; „ich habe oft über ihn sprechen gehört. Einige hielten ihn für einen heiligen Büßer, Andere behaupteten, er sei ein Zauberer, der die Zukunft vorhersage und böse Geister in seinen Diensten habe. Könnt Ihr mir vielleicht etwas Näheres über ihn mittheilen?"

„Freilich kann ich das, mein Sohn!" entgegnete Theobald. „Er ist nichts weniger, als ein Zauberer. Das sind Mährchen, erfunden von seinen Feinden, die zugleich auch die Feinde der Kirche sind und deren ver=

derbliche Pläne der edle Manfred im Vereine mit seinem Freunde, dem Abte Dauffer, mehr als einmal zu vereiteln gewußt hat. Wundert euch nicht, daß solche Männer voll hoher Frömmigkeit und der edelsten Gesinnung den Haß der Bösen auf sich ziehen. Gehen doch diese Frevler in ihrer Verwegenheit so weit, unsern heiligen Vater Papst Gregor, den unerschrockenen Verfechter der uralten, unverbringlichen Rechte der Kirche, den Wiederhersteller der Reinheit des Priesterthums, einen Mann, der mit einer Kraft, wie sie nur von Gott herkommen kann, Engelsmilde verpaart, kurz, das Muster jeder Tugend zu verläumden! Haben sie es nicht gewagt, ihn selbst der Sünde der Simonie und Unenthaltsamkeit zu zeihen, an der sie selbst kränkeln und die wie ein Krebsschaden sie durchwühlt? Ja, sie sind so weit gegangen, ihn einen reißenden Wolf im Schafstalle Christi, einen Apostaten, Höllendrachen und satanischen Dämon zu nennen.*) Mit diesem grimmigen Haß und dieser Schamlosigkeit geht dabei ihre Unwissenheit Hand in Hand, indem sie dem in der Gottesgelehrheit so tiefbewanderten und grundgelehrten Papste Gregor vorwerfen, Dinge erfunden zu haben, welche die heiligen Väter und Kirchenlehrer aller Jahrhunderte seit den Aposteln bis auf uns gelehrt und empfohlen haben. O wer möchte nicht aus einer Welt fliehen, wo das Heiligste mit Füßen getreten wird und die Tugend zur Zielscheibe des Hohnes und der Verspottung der Lasterhaften wird! Doch es sind ja Alles nur Zulassungen Gottes, in dessen unerforschliche Rathschlüsse wir uns ergeben müssen und

---

*) Wörtlich historisch. Siehe Lambert. Schaffnab. — Chron. abb. Ursperg. — Paul. Benried.

dessen Kirche auf Erden eine streitende ist.“ — Der Pilger senkte das Haupt, wie in Gedanken verloren. Auf seinem Angesichte lag ein Ausdruck tiefer Wehmuth. Bald aber fuhr er wieder fort: „Verzeiht mir, junger Mann, daß ich von eurer Frage abgekommen und euch noch keine fernere Auskunft über Vater Manfred gegeben. Wenn ich an die Leiden des verfolgten und verkannten, biedern und heiligen Greises in Rom denke, dann möchte mir beinahe das Herz zerspringen, und ich fühle alsdann das Bedürfniß zu beten. O gewiß, wir bedürfen des Gebetes in diesen unglückseligen Zeiten, damit wir nicht verzagen und uns nicht der Verzweiflung überlassen.“

Die beiden Wanderer zogen nun schweigend neben einander eine lange Strecke fort. Des Pilgers Gemüth war einzig auf Gott gerichtet und allmälig kehrte wieder Ruhe in seine aufgeregte Seele zurück. Yolanda vereinigte sich im Gebete mit ihm und sie flehte inbrünstig zum Herrn, er möge in seiner Barmherzigkeit seinem Stellvertreter die nöthige Kraft verleihen, die Kämpfe, die ihm noch etwa bereitet sein möchten, siegreich zu bestehen und die bösen Anschläge seiner Feinde zu Schanden zu machen.

Endlich unterbrach Theobald das Stillschweigen, indem er wieder anhub: „Heute fühle ich es wieder von neuem, wie sehr der Heiland der Hinfälligkeit und Schwäche unserer Natur zu Hülfe kam, als er uns lehrte, zum himmlischen Vater zu beten: Herr, dein Wille geschehe! Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Er ist die ewige Liebe und verlangt von denen, die ihm

nachfolgen wollen, daß sie Haß und Rachedurst aus ihrem Herzen verbannen. So will auch ich mich denn ergeben in diesen höhern Willen und zu Gottes Allmacht vertrauen, daß er die gerechte Sache zum Siege führen werde, wenn wir kurzsichtige Menschen auch nicht immer die Wege und Mittel zu begreifen vermögen, deren sich seine ewige Weisheit zu bedienen für gut findet."

Yolanda freute sich innerlich über diese Worte und sie fühlte sich in ihrem Vorsatze von neuem bestärkt, sich der Leitung der ewigen Fürsehung in Allem, was Gott über sie verhängen möge, kindlich und vertrauungsvoll zu überlassen. Nach einer kurzen Pause begann sie:

„Ihr wolltet mir, edler Theobald, etwas Näheres über Vater Manfred mittheilen. Wie kam es denn, daß er die dunkle Felsenhöhle im Walde, wo er seit einer langen Reihe von Jahren ein Einsiedlerleben führt, zum Aufenthalt wählte?"

„Manfred," versetzte hierauf der Pilger, „ist ein Mann von hoher Geburt und stand einstens in großem Ansehen. Er stammt von den Gebietern von Travemünde, deren Schiffe das baltische Meer nach allen Seiten hin durchkreuzten und deren Macht und Ansehen sich bis nach Schweden, Litthauen und Finnland erstreckten. Er verbrachte seine Jugend in einer berühmten Abtei des Bisthums Bremen, wo er in nähere Verbindung mit Adalbert, dem nachherigen berühmten Erzbischof von Bremen trat, der sich durch seinen her-

vorragenden Geist, seine Gelehrsamkeit, seinen Eifer für die Freiheit der Kirche, sowie durch seine Macht und Reichthümer auszeichnete, aber bei all diesen Eigenschaften einen unbändigen Stolz besaß und keinen Nebenbuhler neben sich leiden mochte, denn als er die Leitung der Reichsangelegenheiten unter dem jungen König Heinrich übernahm, wollte er Alles nach seinem Sinn betreiben und wurde die Ursache zahlloser Unruhen."

„Manfred wurde nachher ein tapferer Ritter und zeichnete sich durch seine Waffenthaten gegen die benachbarten heidnischen Völker, welche die zum Christenthum übergetretenen Stämme unaufhörlich verfolgten, aus, so daß er überall als der Hort und Beschützer der damals noch vielfach bedrängten Christen dieser Gegenden betrachtet wurde. Die steten Einfälle der Barbaren war hauptsächlich ein Grund, weshalb man so häufig bei der Wahl der Bischöfe darauf sah, daß ein solcher Mann persönliche Tapferkeit besaß und auch im Stande war, seine Untergebenen zu schützen und mit dem Schwerte die Eroberungen des Kreuzes zu vertheidigen. So kam es, daß Manfred wegen seines Frommsinns und ritterlichen Muths zum Bischof eines der dort neu errichteten Sprengel erwählt ward. Die ausgedehnten und reichen Besitzthümer seiner Familie gestatteten ihm, eine große Macht zu entwickeln; er zeichnete sich aber nicht weniger aus durch seinen unermüdlichen Eifer für die Wohlfahrt der Seinigen, durch seine hinreißende Beredsamkeit, den Adel seiner Seele, die Reinheit seiner Sitten, seine mit Milde verpaarte Gerechtigkeit und die Festigkeit, womit er gegen die Mißbräuche auftrat, die sich in die Kirche eingeschlichen

hatten. Den Wittwen und Waisen war er ein Beschützer gegen die Habsucht der Mächtigen, und den Armen spendete er mit freigebigster Hand von seinem Reichthum. Es konnte daher nicht fehlen, daß der Ruf seiner Tugenden sich überall hin verbreitete; die heidnischen Völker fürchteten ihn und die aufrichtigen Christen hegten eine unbegrenzte Verehrung zu ihm."

„Als ihm die von den heidnischen Stämmen Skandinaviens gegen die neuen Christen wiederholten Grausamkeiten gemeldet wurden, bemächtigte sich seiner ein heiliger Unwille. Er brachte ein zahlreiches Heer zusammen, vereinigte sich mit den benachbarten Fürsten, Bischöfen und Aebten und drang in das Gebiet der Feinde ein, schlug sie in die Flucht und entriß ihnen ihre Gefangenen, die sie ihren Götzen zu opfern bereit waren. Er zog eine große Anzahl dieser hartnäckigen Heiden aus ihren dichten Wäldern hervor und schleppte sie mit sich nach dem Lande der Christen, wo er sie zwang, zum Ersatz für die von ihnen angerichteten Verwüstungen die eingeäscherten Kirchen, Klöster und Wohnungen von neuem mit eigener Hand aufzubauen und an der Wiederherstellung der von ihnen zerstörten Schanzen und Bollwerke zu arbeiten."

„Manfred regierte eine Reihe Jahre hindurch seine Kirche mit Weisheit und Umsicht, indem er unermüdlich dahin wirkte, die strenge Zucht unter den Geistlichen wieder herzustellen, den evangelischen Geist bei ihnen hervorzurufen, in allen Dingen Gerechtigkeit walten zu lassen und Glück und Wohlstand seiner

Untergebenen zu fördern. Da brach ein grausamer Krieg aus, der ihn in diesen friedlichen Bestrebungen störte. Mehrere sächsische Fürsten sahen die steigende Macht des Erzbischofs von Bremen und den blühenden Zustand der nordischen Bisthümer mit neidischen Augen an, vergaßen die christliche Mäßigung und verbanden sich, um von denselben durch die Gewalt der Waffen einen unrechtmäßigen Tribut zu erzwingen. Da rief Adalbert von Bremen die ihm untergeordneten Bischöfe zu seinem Schutze herbei. Einige führten ihm ihre Schaaren in eigener Person zu. Zu diesen gehörte auch Manfred. Auch im sächsischen Heere befanden sich mehrere den Fürsten lehnspflichtige Bischöfe, da leider in unserer Zeit der unheilvolle Gebrauch herrscht, daß der Kaiser und die Kronherzöge den Bischöfen die Investitur als Lehen übertragen und zur Verstärkung ihrer Macht lieber solche Männer wählen, die mit dem Schwerte umzugehen wissen, als zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten geeignet sind. Manfred kämpfte also unter dem Banner des Erzbischofs von Bremen, bestand mehrere Treffen mit den Sachsen und zwang sie, sich auf ihr Gebiet zurückzuziehen. Im Frühling des folgenden Jahres begannen die Feindseligkeiten von neuem; die Sachsen rückten mit verstärkter Macht gegen das bremische Heer an, richteten überall Verwüstungen an, verbrannten die Saaten, raubten und plünderten, mordeten die Wehrlosen und schleppten die Frauen und Kinder mit sich, um sie als Sklaven nach Pommern und Kurland zu verkaufen."

„Manfred rückte an der Spitze eines auserlesenen Heerhaufens mit seinen Verbündeten den Sachsen ent-

gegen. Bald trafen sie auf den Feind, es wurde sogleich zum Angriff geblasen und beide Heere stürzten mit unbeschreiblicher Wuth auf einander los. Manfred dringt mit den Seinigen in die dichtesten Haufen der Feinde, mit seinem Streitkolben Alles links und rechts niederschmetternd. Nichts vermag der Wucht seiner Schläge zu widerstehen. Da sieht er, daß die Bremer zu weichen beginnen. Augenblicklich wirft er sich mit seinen tapfern Schaaren dem nachdrängenden Feinde entgegen und verschafft dadurch seinen Verbündeten Zeit, sich wieder zu sammeln. Mit erneuertem Muth leisten die Bischöflichen den Sachsen Widerstand und bringen sie durch Manfreds Unterstützung zum Weichen. In diesem Augenblick stürmt eine auf dem linken Flügel der Sachsen aufgestellte Heeresabtheilung heran, um ihren bedrängten Bundesgenossen beizustehen und den Bremern in die Flanke zu fallen. Als Manfred, dessen Falkenauge Alles sah, dies gewahrte, überließ er den erzbischöflichen Schaaren die Verfolgung des Feindes und stürzte den neuen Angreifern entgegen. Der erste Anprall war fürchterlich und der Kampf blieb eine Zeitlang unentschieden. Endlich vermochten die Sachsen Manfreds und der Seinigen Tapferkeit nicht länger zu widerstehen; sie begannen sich zurückzuziehen. Da bricht der sächsische Anführer, der sich durch seine glänzende Waffenrüstung und den hohen Federbusch seines Helmes auszeichnete, aus den Reihen der Seinigen hervor und legt seinen Speer auf Manfred ein. Kaum blieb diesem Zeit sich zur Gegenwehr zu setzen, allein durch einen Schlag mit seinem Streitkolben weicht er dem ihm geltenden gewaltigen Stoß aus, so daß des Speeres Schaft zersplittert, worauf der Sachse nach

dem Schwerte greift. Aber noch hatte er es nicht erhoben, da fiel ihm Manfred durch eine geschickte und rasche Wendung seines Rosses von der Seite an und versetzte ihm einen solchen Schlag auf's Haupt, daß er vom Pferde stürzt und sich nicht mehr bewegt. Bei diesem Anblick ergriffen die Sachsen ringsum die Flucht und Manfred sprang vom Rosse, hob dem am Boden Liegenden das Visir auf und erkannte in ihm den Bischof Burkhard, seinen Jugendfreund. Mit einem Schrei unsäglichen Schmerzes stürzt er auf den ihm so theuern Gefallenen, schnallt mit hastiger Angst und unter heißen Thränen dessen Panzer los, um sich zu überzeugen, ob nicht noch ein Lebensfunken in ihm vorhanden sei. Aber der Hirnschädel war an der Seite und die ganze Schulter zerschmettert; er regte kein Glied mehr. O Burkhard, Burkhard! rief da Manfred aus jammervoller Brust, weißt du, wer dich getödtet hat? Ach, ich Unglückseliger, mußte ich das erleben! O schreckliche Zeiten, wo die Gesalbten des Herrn, die Fürsten des Friedens und Hirten der Völker dahin gekommen sind, statt ihre Hand zum Segnen zu erheben, die Waffen zu ergreifen und sich einander zu morden! O der Barbarei, die die Bischöfe hinreißt, gegen die Satzungen der Kirche das Kreuz mit dem Schwerte zu vertauschen und sich am blutigen Werk der Schlachten zu betheiligen! O mein Freund, mein Burkhard, die wir uns einst gelobten, nur auf Gottes Wegen wandeln zu wollen, kannst du mir verzeihen, durch mich den Tod gefunden zu haben! Doch verzeihest du mir auch — ich werd' es nie vergessen, was ich gethan!"

„Nur mit Mühe brachten seine Diener den tief Gebeugten von der Wahlstätte weg. Kaum vermochte er

sich zu ermannen, um den Befehl zu ertheilen, die Leiche des erschlagenen Jugendfreundes fortzutragen und ihm eine der Würde desselben angemessene Bestattung zu Theil werden zu lassen. Er ließ zum Rückzug blasen und im Lager angekommen, übergab er den Befehl über sein Heer einem Andern und kehrte nach seinem Bischofsitze zurück. Hier ließ er Alle, die zu seinem Hause gehörten, auf einen Monat lang Trauer anlegen und während dieser Zeit Trauermessen für die Seele des Verstorbenen lesen; er selbst verließ seinen Palast nicht mehr, zog ein Büßerkleid an, kasteite sich und brachte ganze Tage und Nächte unter Thränen und Gebet, vor dem Altare des hochheiligen Sakramentes liegend, zu. Die Messe las er selbst nicht mehr. Als der Trauermonat zu Ende war, rief er das Kapitel zusammen, trat barfuß in den Versammlungssaal, warf sich vor den Chorherren nieder und sprach: Ihr seht den Mörder eines Bischofs vor euch; meine Hände sind mit dem Blute des Gesalbten des Herrn befleckt und ich bin nicht mehr würdig, euer Hirt und Vater zu sein. Erzdiakon, stehet auf und vollstrecket die öffentliche Strafe an mir! — Bei diesen Worten entblößte er seine von Geißelstreichen, die er sich jeden Tag selbst ertheilt hatte, mit blutigen Striemen bedeckten Schultern und ließ nicht ab, bis der Erzdiakon die kanonische Strafe an ihm vollzogen hatte, während die bis zu Thränen gerührten Priester laut schluchzend die Bußpsalmen beteten. Dann stand er auf und sagte: Ihr, Dekan, begebet euch mit dem Erzdiakon nach Bremen und saget dem Erzbischof, er möge mit euch Allen einen neuen Bischof für diese Kirche wählen, die von mir mit Blut besudelt worden ist. — Hierauf warf er sich vor jedem der anwesenden Kapitelsmitglieder

nieder, küßte jedem die Füße und beschwor sie bei dem Namen Christi, keinen andern, als einen friedfertigen Oberhirten zu wählen, der nur durch Demuth, Sanftmuth und Bitten seine Feinde zu besiegen trachte, der, wenn er auf Eine Wange geschlagen werde, auch die andere darbiete, da dies Waffen seien, die Löwen bändigen, zischende Schlangen überwinden und aus Wölfen Lämmer machen. O meine Brüder, fügte er dann hinzu, betet für mich und für euch selbst, daß Gott euch in seine Obhut nehmen möge. Alle schluchzten und seufzten aus tiefster Brust, drängten sich zu ihm hin und flehten mit vereinter Stimme: Vater, verlaß uns nicht! — Er aber entgegnete: Haltet eure Hände, die das Lamm Gottes auf dem Altare darbringen sollen, rein und rühret mich nicht an, denn an mir klebt Blut. — Mitten in der nächsten Nacht verließ Manfred, als Pilger gekleidet, allein den bischöflichen Palast, durchwanderte Deutschland, mit der kargsten und geringsten Nahrung sein Leben fristend, an allen Gnadenorten stunden- und tagelang vor dem Bilde der hochbegnadigten Gottesmutter sich niederwerfend und heiß und anhaltend betend. Er kam nach Breslau, wo er sich eine kurze Zeit aufhielt, zog dann nach Böhmen, weder die Mühseligkeit des Weges noch die strenge Witterung scheuend, und gelangte von da nach Mähren. Als die Leute in Brünn Anfangs in der Vorhalle der Kirche diesen abgemagerten Mann mit bleichem Angesicht auf den Knieen liegend und das Haupt bis zum Boden gesenkt sahen, wußten sie nicht, was sie von ihm denken sollten. Der Eine sagte, er sei ein großer Räuber, der die Welt fliehe und seine Missethaten abbüße; ein Anderer behauptete, er sei ein

mächtiger Graf, der aus Eifersucht sein eigenes Weib getödtet und zur Sühne für diese Blutthat auf dem Wege zum heiligen Grabe nach Jerusalem begriffen sei; wieder Andere wollten wissen, der fremde Pilger sei kein Anderer, als einer jener Dänen, die in Angelland eingefallen, dort Kirchen und Klöster verwüstet und die Priester an den Altären gemordet hätten; nein, nein, sagte ein Anderer, er ist ein Exkommunizirter, dem der Papst zur Buße eine Wallfahrt in ferne Länder aufgegeben hat."

„Der Geistliche eines Frauenklosters bei Brünn, der Manfred sah, wurde von dessen Andacht und Bußeifer gerührt und bewog ihn, einige Tage bei ihm zuzubringen. Die fromme Aebtissin Theutberga fühlte beim ersten Anblick des Pilgers eine besondere Verehrung für ihn, denn auf seinen blassen Zügen lag ein Ausdruck von Würde und Milde und sein ganzes Wesen flößte hohe Achtung ein. Der Zustand der Entkräftung, worin er sich zu befinden schien, veranlaßte sie, ihn zu bitten, sich einige Tage im Kloster Rast zu gönnen. Er dankte ihr für ihre Leutseligkeit und nahm ihr Anerbieten, eine kurze Zeit im Kloster zu bleiben, an, lehnte aber alle Bequemlichkeit und bessere Nahrung, als die er bisher genossen, entschieden ab. Auf seinen Wanderungen in der Umgegend des Klosters entdeckte er eine im benachbarten Walde gelegene ausgedehnte Felsenhöhle. Er wählte diesen einsamen, dunkeln Ort zu seinem künftigen Aufenthalt und bewohnt ihn noch bis zu diesem Augenblick. Jeden Morgen begab er sich mit Tagesanbruch in die Klosterkirche, wohnte dort dem heiligen Meßopfer bei und kehrte dann, nachdem er

von der Küchenmeisterin ein Stück Schwarzbrod empfangen, nach seiner Waldhöhle zurück. Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich in der ganzen Gegend. So oft er aus der Kirche kam, drängte das Volk sich auf seinen Wegen an ihn heran, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen, was dem demuthvollen Manne aber unangenehm war. Eines Tages, als er im Klosterhofe stand, wo den Armen Spenden ausgetheilt wurden, kam gerade der Abt Dauffer von Znaym an. Da sein ihn auf der Reise stets in der Nähe begleitender Stallmeister etwas zurück geblieben war, so trat Manfred herbei, hielt den Steigbügel und half dem Abte vom Maulthiere steigen. Indem Dauffer dem Pilger dankte und ihn ansah, war es ihm, als müsse er diesen Mann schon irgendwo gesehen haben; indessen konnte er sich nicht gleich dieser Züge entsinnen. Vielleicht mochten dieselben auch von den seit einiger Zeit ertragenen Mühseligkeiten und Entbehrungen gegen früher sehr geändert gewesen sein. Darüber nachsinnend, trat der Abt zu der Aebtissin Theutberga und fragte sie, ob sie den fremden Pilger, den er eben im Klosterzwinger gesehen, kenne. Sie theilte ihm mit, derselbe bewohne seit einigen Monaten die Felsenhöhle im Walde, führe ein heiliges Leben der Entsagung und Buße und scheine, nach seiner Sprache zu urtheilen, aus dem nördlichen Deutschland zu sein. Kaum hatte Dauffer dies vernommen, als er bei sich selbst sprach: Wahrhaftig, er ist's! Es kann kein Anderer sein! — Wie war es möglich, daß ich ihn trotz seines abgemagerten Aussehens nicht erkannte! Dieser entschlossene Blick und der Zug von Sanftmuth und Milde, der seinen Mund umspielt — hat die Zeit und wer weiß welche Schicksale nicht vertilgen können!"

„Theutberga gerieth in Erstaunen, als sie den Abt, noch ehe die Angelegenheiten, deren Besprechung ihn zu ihr geführt, alle verhandelt waren, aufbrechen sah, da nichts ihn länger zurückzuhalten vermochte. Er eilte, so schnell er konnte, nach dem Walde, befahl seinen Begleitern, ihn am Eingange der Höhle zu erwarten, und betrat dieselbe allein. Manfred saß, sein dürftiges Mahl verzehrend, am knatternden Feuer, das er mit Reisholz zu unterhalten bemüht war. Schweigend näherte sich ihm Dauffer, faßte ihn in seine Arme, drückte ihm einen Kuß auf die Stirne und ihn dann mit thränenden Augen ansehend, rief er: Manfred, mein innigst geliebter Manfred, kennst du deinen Freund Edelfried nicht wieder?"

„Manfred stand überrascht auf; es war ihm, als erwache er plötzlich aus einem Traume. Er warf einen Blick der Verwunderung auf den Abt, ihn aber nunmehr erkennend, schrie er: Wie, du Edelfried bist der Abt von Znaym, dem ich noch diesen Morgen den Steigbügel hielt? — Ist's möglich, daß ich dich nicht sogleich erkannte! Doch meine Augen sind trüb geworden und überdies ist die Zeit auch an dir nicht spurlos vorübergegangen! Doch wohl dir, Freund, daß du den Schauplatz dieser trügerischen Welt verlassen und in das stille Heiligthum des Klosters dich begeben hast! Während du aber ein heiliges Leben geführt, habe ich meine Hände mit Blut befleckt und gottesräuberisch einen Diener des Altars erschlagen!"

„Bei diesen Worten bedeckte der Einsiedler sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

„O mein Freund, sprach Dauffer, indem er Manfred die Hand sanft auf die Schulter legte, worin du dich auch verfehlt haben magst, vergiß nicht, daß Gottes liebende Barmherzigkeit unergründlich ist: Wer wie du aufrichtig bereut und sein Vergehen so streng gebüßt, dem hat der Herr von neuem seine Vaterarme geöffnet und in seine beglückende Gnade wieder aufgenommen.“

„Edelfried, versetzte der Einsiedler, als du das Klostergewand anzogest und eine stille Zelle erwähltest, um darin Gott dein Leben zu weihen, da legtest du nicht allein deinen bisherigen Namen, sondern auch den ganzen frühern Menschen ab. Wer sollte in dir den ehemaligen Leibpagen des Kaisers und den tapfern Ritter wiedererkennen, der, wenn heißer Kampf entbrannte, immer einer der ersten war, sich in das blutige Schlachtgetümmel zu stürzen! Ich aber war noch mehr berufen, ein solches Beispiel zu geben und zu zeigen, daß die, an welche der Herr den hohen Ruf ergehen läßt, seine Heerde zu hüten, keine andere Aufgabe haben, als den Frieden zu wahren, in den Seelen der ihrer Obhut Anvertrauten das beseligende Licht von Oben leuchten zu lassen und sie Gott zuzuführen, der sie schuldfrei oder bußfertig aus seiner Hand zu empfangen gewärtig ist. Ich bin Bischof und habe meine Stellung als Friedensfürst verkannt, indem ich meine Zuversicht, statt in Gott allein, in die Stärke meines eigenen Armes setzte. Ich mischte mich in der Völker unseligen Streit und befleckte meine Hand mit Bruderblut, denn der Bischof Burkhard, der Freund meiner Jugend, fand durch mich auf dem Schlachtfelde den Tod. Das Leben ist zu kurz, um diese Unthat mit Thränen auszulöschen.“

„Als Dauffer vernahm, Manfred sei Bischof, beugte er ein Knie vor ihm und ergriff seine Hand, um sie zu küssen. Der Einsiedler zog sie aber sogleich zurück und hob den Abt auf, indem er sprach: Kniee nicht vor einem Sünder und beschäme mich nicht mehr, als ich es schon bin.“

„Theurer Freund und Bruder im Herrn, erwiederte Dauffer, nicht du trägst die Schuld dessen, was du gethan, miß sie vielmehr der Barbarei dieser unglückseligen Zeiten zu, wo die Söhne des gemeinsamen Vaterlandes sich in blutiger Fehde einander gegenüber stehen, und sogar die geistlichen Hirten dahin gebracht worden sind, das Schwert zu ergreifen. Selbst ein Herz wie das deinige, in dem nur Edelmuth und Milde walten, hat sich vom Strome dahinreißen lassen. Hoffen wir, daß es bald anders werden wird! Nicht umsonst hat Gott in Gregor einen Mann zum Vater der Christenheit erweckt, der zur Ausführung der Absichten des Herrn die erforderliche Willenskraft mit Glaubensmuth vereinigt. Er wird einen neuen Geist bei den Dienern des Altars hervorrufen, die kranken Glieder am Leibe der Kirche heilen oder, wenn sie faul geworden, sie mit starker Hand davon entfernen. — Die Kirche, die Hüterin der Sitte und Beschützerin der höchsten Güter des Menschen, muß erstarken im Ganzen und im Einzelnen; sie muß die ihr von Gott angewiesene Stellung einnehmen, wenn die Welt nicht zu Grunde gehen soll. O mir blutet das Herz, daß es in unserm armen Deutschland dahin gekommen, daß seine Söhne nicht mehr alle auf die Stimme des gemeinschaftlichen Vaters der Christenheit hören und das Band zu zerreißen

beginnen, das die Gläubigen aller Länder umschlingen sollte! O wer vermöchte das Ende all des unsäglichen Elends zu überschauen, das über Deutschlands weite Gauen hereinbrechen würde, wenn seine Bewohner nicht mehr den Einen als ihren gemeinschaftlichen Vater erkennen, der allein sie in der Einheit stark, groß und glücklich machen kann!“

„Sobald Dauffer in sein Kloster zurückgekehrt war, schrieb er an den Grafen Walram von Travemünde, den Bruder Manfreds, den er persönlich am Hofe Kaiser Heinrichs des Dritten kennen gelernt hatte. Er zeigte ihm zwar den Ort nicht an, wohin sich sein Bruder zurückgezogen, meldete ihm aber zu seinem Troste, derselbe sei noch am Leben und habe den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, in der Verborgenheit seine Tage Gott zu weihen; er, der Graf, möchte diese Mittheilung, um nicht gegen den entschieden ausgesprochenen Willen des frommen Bischofs zu handeln, als ein Geheimniß bewahren und sich in Gottes Rathschlüsse fügen. Mit diesem Schreiben sandte Dauffer einen Vertrauten ab, der nach einiger Zeit mit Walrams Antwort zurückkehrte, worin dieser dem Abte für die ihm ertheilte Nachricht seinen lebhaftesten Dank aussprach und tausend Mark in Gold hinzufügte zur Bestreitung der Bedürfnisse seines Bruders. Eine gleiche Summe hat er seitdem jedes Jahr zu senden fortgefahren. Indessen wich Manfred in nichts von seiner bisherigen Lebensweise ab, brauchte das Geld nicht für sich, sondern verwendete es zur Unterstützung der Armen, zur Pflege der Kranken und zu andern frommen Werken, worin ihm die Aebtissin Theutberga und der Abt behülflich waren.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie viele Thränen durch ihn getrocknet worden sind und wie Vielen er, denen es an allen Mitteln fehlte, zu einem geeigneten Stande verholfen hat. Zahllose unglückliche Schuldner, die von ihren hartherzigen Gläubigern in Leibeigenschaft gehalten wurden, fanden durch ihn Erlösung; edlen Männern, die wegen ihrer unerschütterlichen Festigkeit im Glauben verfolgt wurden, war er ein Retter in der Gefahr — kurz, er ward der geheime Wohlthäter der ganzen Gegend."

Yolanda hörte Theobalds Erzählung mit aufmerksamem Ohr zu und freute sich innerlich, so viel Gutes über den Mann zu vernehmen, dem auch sie und ihre Eltern so viel zu verdanken hatten. Die beiden Wanderer setzten ihren Weg mit einander noch eine ziemlich lange Zeit fort, ohne daß ihnen ein besonderes Abenteuer zugestoßen wäre. Yolanda bemühte sich, ihrem Gefährten kleine Dienste zu leisten und ihm die unvermeidlichen Mühseligkeiten, so viel als möglich, zu erleichtern, während Theobald für den jungen Pilger, dessen Bildung, Verstand und edle Gesinnungen einen Jüngling von hoher Geburt vermuthen ließen, stets mit wahrhaft väterlicher Güte besorgt war und alles Rohe und Unangenehme von ihm entfernt zu halten suchte. Er mußte des Jünglings Demuth und frommes Gemüth, das sich immer mehr offenbarte, im Stillen bewundern und konnte kaum begreifen, wie sich in einem so zarten Alter soviel Starkmuth und Unverdrossenheit mit solch hoher Einfalt, jungfräulicher Schüchternheit und seltenem Zartgefühl vereinigt fanden. Oft gerieth der alte Piler sogar auf den Gedanken, Gott habe ihm in der

Gestalt des ihm zur Seite schreitenden Jünglings einen Schutzengel mit auf die Wanderschaft gegeben, so rein, zart und einfaltsvoll, als sei es ein Wesen höherer Art, kam er ihm vor.

Als sie nach Trient kamen, erfuhren sie schlimme Nachrichten aus Italien. Der gottlose und herrschsüchtige Guibert von Ravenna, wiewohl er noch nicht förmlich zum Antipapst erklärt war, wie es einige Jahre später auf der Versammlung zu Bressanone geschah, zeigte sich dem Papste Gregor so feindselig und verhehlte so wenig seine Absicht, den Stuhl Petri einzunehmen, daß er schon allgemein als Gegenpapst angesehen wurde, und wer nicht für Gregor war, erklärte sich öffentlich für Guibert. Nach dem römischen Konzilium, in welchem die Investituren abgeschafft und die kanonischen Strafen gegen die nicht in Ehelosigkeit lebenden Geistlichen ausgesprochen wurden, was den Zorn des Königs und der gegen den heiligen Stuhl Widerspenstigen in hohem Grade hervorrief, war Guibert in Rom zurückgeblieben, um im Geheimen seine verrätherischen Pläne gegen den unerschütterlichen Gregor in's Werk zu setzen. Dieser arbeitete unausgesetzt mit allen Kräften daran, die Kirche von der weltlichen Tyrannei zu befreien und sie von Allem zu säubern, was ihrer hehren Reinheit entgegen war. Um sich Heinrichs Gunst zu erwerben und den Weg zum Papstthum zu bahnen, ging der boshafte Guibert so weit, den Gedanken zu fassen, Gregor aus der Welt zu schaffen. Er verband sich deshalb mit Cencius, einem der verruchtesten und schamlosesten unter den römischen Edelleuten, der von allen Rechtschaffenen verabscheut ward. Durch Gold

und Versprechungen brachte er ihn zu dem Entschlusse, das abscheuliche Verbrechen auszuführen. Die Bösewichter machten unter sich aus, daß der Stellvertreter Christi, während er in der Nacht an der Krippe des Heilandes die Weinachtsmesse lesen würde, überfallen werden sollte. Cencius hatte zu diesem Ende aus Lukanien, Apulien und selbst aus Rom im Geheimen die verworfensten Mörder gedungen, die sich auch zur bestimmten Stunde auf dem ihnen angewiesenen Posten einfanden. Der heilige Vater und die Geistlichen um ihn hatten eben den Leib des Herrn empfangen; Alles lag in tiefer Andacht und ringsum herrschte feierliche Stille. Da brachen die Miethlinge des Cencius in die Kirche ein, stießen mit ihren Dolchen die ihnen im Wege standen, nieder, erbrachen gewaltsam die Gitterthüre zu der Kapelle des Papstes, fielen wie wüthende Tiger über ihn her, rissen ihn bei den Haaren vom Altare weg und mißhandelten ihn in schrecklicher Weise, während Cencius selbst sein Schwert über ihn schwang und ihn an der Stirne schwer verwundete, daß das Blut herunterrieselte. Dann rissen sie ihm die hochpriesterlichen Gewande ab, schleppten ihn unter Schlägen und Schmähungen zur Kirche hinaus und brachten ihn in einen Thurm des Cencius, um ihn lebendig Heinrichs Händen zu überliefern. Während Gregor alle diese Mißhandlungen zu ertragen hatte, bewies er eine wunderbare Ruhe und Gelassenheit und rief keinen um Hülfe und Schonung an. Aber noch in derselben Nacht durchlief die schreckliche Nachricht die ganze Stadt. Allerorts ertönten Lärmzeichen. Auf's Aeußerste empört über einen solchen Frevel, rottet sich das Volk zusammen und durchzieht die Straßen unter dem Ruf: Tod den Feinden Gottes und

Roms! Helft uns den Papst befreien! Es lebe Gregorius! Es beginnt die Wohnungen Jener zu zerstören, die es als Cencius Anhänger kannte; da erhebt sich eine Stimme, welche ruft: Der Papst befindet sich als Gefangener im Thurme von Cencius eigener Burg! Nun strömt Alles dahin, der Thurm wird ringsum belagert, und als der Morgen kam, fordert eine zahllose Volksmenge die Loslassung des Papstes. Es wurden Brechmaschinen herbeigebracht, die Mauern mit Leitern erstiegen und mit unbeschreiblicher Wuth auf allen Seiten gestürmt, wobei die Drohung ausgestoßen wurde, daß, wenn Cencius nicht sofort den heiligen Vater frei gebe, Alles in der Burg ermordet werden sollte. Als der treulose Cencius sah, daß er dem Tode nicht entgehen könne, da fiel er dem Papste zu Füßen, flehte um Gnade und Vergebung der scheußlichen Unthat und um Schutz gegen die Wuth des Volkes. Gregor hebt ihn auf und verzeiht ihm mit väterlicher Güte, dann tritt er an ein Fenster der Burg und ermahnt das Volk, sich ruhig zu verhalten und zurückzukehren in seine Wohnungen.

Die Stürmenden schienen ihn aber nicht zu verstehen, sondern glaubten, er muntere sie auf, die Burg zu ersteigen. Mit unwiderstehlichem Ungestüm dringen sie in das Innere und führen den Papst mit lautem Jubel im Triumph nach dem Kapitol, worauf Alle mit ihm zur Kirche ziehen und unter dem Opfer der heiligen Messe Gott für die Befreiung seines Statthalters danken. *)

---

*) Voigt 397.

Gregor, dessen erhabener Großmuth und Milde Cencius allein das Leben verdankte, legte ihm die Buße auf, als Pilger nach Jerusalem zu wallfahrten. Der Undankbare entfloh aber mit seinem Anhange nach Deutschland zu Heinrich, um auf neue Umtriebe gegen seinen Retter zu sinnen. Als der eben so tief gesunkene und ruchlose Guibert sah, daß ihm sein Plan mißlungen war, suchte er nach der Lombardei zu entkommen, wo er, von Theobald von Mailand und andern Pflichtvergessenen unterstützt, Anfeindungen und Empörungen gegen die Kirche hervorrief, in deren Folgen die scheußlichsten Gewaltthaten und blutigsten Auftritte stattfanden. *)

Durch diese Ereignisse in Oberitalien waren Gregors Feinde in Deutschland auch wieder rühriger geworden. Ganze Schaaren zogen nach der Lombardei, um die dortigen Unruhstifter zu unterstützen. Deshalb fanden Yolanda und Theobald bei ihrer Ankunft in Trient die Stadt mit Kriegern angefüllt, die durch das Thal Lagarino sich nach Verona begaben. Als die Jungfrau vernahm, wie roh und zügellos diese wilden Banden lebten, erkannte sie, daß, trotz ihrer Pilgerkleidung und des Schutzes des sie begleitenden frommen Mannes, es nicht rathsam sei, in der Nähe dieser Kriegsschaaren zu bleiben. Nachdem sie daher in der Kirche zum heiligen Vigilius, dem Schutzpatron der Stadt, ihre Andacht verrichtet, erklärte sie ihrem bisherigen Gefährten, sie bedauere, nicht bis zu Sankt Peterswald mit ihm ziehen zu können, weil ihr der

*) Paul. Benr. 54, 55. Lamb. Schaffn. an. 1078.

Weg die Etsch entlang zu unsicher scheine, da alle Engpässe von Kriegsleuten besetzt seien; sie wolle ihre Reise durch das Sugana- und Brentathal fortsetzen, indem, wie sie vernommen, dieser Weg leichter und freier sei. Theobald trennte sich nur höchst ungern von dem ihm so lieb gewordenen edlen Jüngling und rief des Himmels reichsten Segen auf ihn herab. Andern Tags trat er früh Morgens den Weg nach Caliano an, während Yolanda den nach der Veste Pergen einschlug.

Vierzehntes Kapitel.

Der Einsiedler am See.

Der Weg von Trient nach Pergen war zu Yolanda's Zeit bei weitem nicht so bequem und leicht, wie in unsern Tagen. Vor noch nicht langen Jahren wurden die am Flusse Fersine sich erhebenden ungeheuern Felsenberge gesprengt und jene großen Durchbrüche gebildet, die heut zu Tage den Wanderer in Erstaunen setzen, der kaum zu begreifen vermag, wie diese riesigen Steinmassen bewältigt werden konnten. Jetzt öffnet sich ein breiter und ebener Weg, der von Zeit zu Zeit zwischen hochauf sich thürmenden und ihn überragenden Felsenwänden führt. Zur Zeit unserer Erzählung war das Alles nicht vorhanden; statt eines ebenen und bequemen Weges traf man auf jählings sich absenkende tiefe Schluchten, oder die Durchgänge waren mit Steinblöcken und Felsengeröll angefüllt, die das Weiterschreiten nicht mehr möglich machten. Die Reisenden mußten immer über die höhern Kämme der Berge ziehen, auf schmalen, steilen und vielfach gekrümmten Pfaden stets auf- und abwärts schreiten und sich dabei durch wildes Gestrüpp durcharbeiten, das den Uebergang nur noch mühsamer

und beschwerlicher machte. Für einen Fußgänger war dies keine leichte Aufgabe, eine weit schwierigere aber für einen Reitenden. Manchmal führte auch der Pfad unmittelbar an den steilen Bergabhängen vorüber und zog sich über Felsenvorsprünge dahin, auf deren einen Seite sich ungeheuer hohe senkrechte Massen erhoben, während an der andern sich bodenlose Abgründe öffneten, aus deren Tiefe das dumpfe und ferne Rauschen der Sturzbäche des Wanderers Ohr traf.

Yolanda war gegen die Mittagsstunde, noch immer als Pilger verkleidet, von dem beschwerlichen Wege und der starken Sonnenhitze höchst ermüdet, an den Rand einer tiefen Schlucht gelangt, über welche eine Brücke führte. Die Schlucht ist an dieser Stelle von grausiger Tiefe, denn die beiden sich schroff erhebenden kahlen Bergwände treten einander hier so nahe und ragen mit ihren vorspringenden Felsblöcken dergestalt einer in den andern herüber, daß an einzelnen Stellen die Massen wie zusammen gekittet sind, so daß der sich brausend und schäumend dahinwälzende Bergstrom, weil er sie nicht zu durchbrechen vermochte, durch diesen Widerstand an Kraft gewinnend, allmälig den Fuß dieser Granitblöcke durchwühlt und sich in der Tiefe einen schmalen Durchgang gebahnt hat. Ueber diesen schaudererregenden Abgrund wölbt sich in der Höhe die Brücke, in deren hohen Geländermauern Luken angebracht sind, durch welche der Wanderer diese großartigen Schrecknisse zu betrachten im Stande ist. In der Tiefe herrscht ewige Finsterniß; das Wasser ist schwarz und selbst der Schaum hat keine weiße Farbe. Aus der Tiefe steigt ein grauer Nebel auf, dessen feuchte und kalte Dünste den Zuschauer eisig durchrieseln. Bringt

man das Auge an eine der Luken an der entgegengesetzten Seite, dann sieht man das ungestüme Wasser mit unbeschreiblicher Wuth sich durch die enge Schlucht durchbrechen und mit Sturmesrasen, heulend, tosend und in Schaumwolken aufwirbelnd, sich von Abgrund zu Abgrund stürzen, daß Entsetzen und Grausen sich unser bemächtigen.

Auch Yolanda war beim Anblick dieses wundervollen Schauspiels der Natur von Erstaunen ergriffen, denn auch das Schauerliche hat seinen Reiz. Wenn sich die voll Lebenslust in den Lüften dahinschwingenden Turteltauben diesen finstern Abgründen näherten, dann flogen sie pfeilschnell wieder davon; selbst die Sperber zogen größere Kreise, um sich so rasch als möglich von denselben zu entfernen.

Yolanda hatte sich eben jenseits der Brücke im Schatten eines Baumes niedergelassen, um ein wenig auszuruhen und aus ihrem ledernen Sack ein spärliches, aus Brod und Obst bestehendes Mahl hervorzuholen, da vernahm sie in dem nahen Walde Stimmen und sah vier Männer mit gebräunten Gesichtern und streng aussehenden Mienen daher kommen. Sie führten in ihrer Mitte ein blasses Weib mit aufgelöstem Haar, in dessen Blicken sich Schrecken und Verzweiflung malten. Als sie bei der Brücke angekommen war, begann sie zu zittern, streckte ihre Arme jammernd in die Höhe und flehte mit gefalteten Händen und vor Angst erstickter Stimme ihre rauhen Begleiter an, Erbarmen mit ihr zu haben.

„Was!“ riefen die Männer, „wir sollen uns deiner erbarmen? — deiner, du schändliches und grausames Weib,

oder vielmehr wahre Höllenfurie? Wahrhaftig, das wäre ein Verbrechen! Hast du denn Erbarmen gebraucht mit jenen unschuldigen Seelen? Hast du aus Liebe zu deinem eigenen Blute dich rühren lassen? Noch zu gut ist der Tod für dich, wenn dein Leib zerfetzt von Felsenspitze zu Felsenspitze in den tiefen Abgrund stürzt und von den Wassern verschlungen wird, die dort unten in gleicher Wuth rasen wie dein unnatürliches Herz!" Bei diesen Worten schleppten sie das Weib bis an die Brüstung und begannen sie aufzuheben. Da stand Yolanda auf und eilte auf die Henkersknechte mit dem Rufe zu: „Haltet ein! Wenn Ihr Christen seid, so lasset sie nicht sterben, bevor sie Reue und Leid erweckt, damit sie auf Christi Barmherzigkeit ihre Hoffnung setzen könne!"

In diesen glaubenswarmen Zeiten hörten auch die rohesten Gemüther auf den Namen Jesus und bevor sie Jemanden zum Tode brachten, ließen sie ihm Zeit, seine Seele Gott zu empfehlen und die göttliche Gerechtigkeit um Vergebung seiner Missethaten anzuflehen. Als die Männer daher des jungen Pilgers wie gebieterisch klingende Stimme vernahmen, ließen sie von ihrem Vorhaben ab und antworteten: „Nun wohl, es sei! Mag die Elende es denn versuchen, Gottes Verzeihung zu erlangen; sie hoffe aber nicht, dem Tode zu entgehen! Wie ihr seht, Pilgersmann, ist sie noch jung, aber ihr Inneres ist eben so scheußlich und häßlich, als ihre äußere Larve schön und sanft scheint. Hört nur, was sie gethan! Sie war das Eheweib eines braven jungen Mannes, da knüpfte sie ein Liebesverhältniß mit einem Krieger von der Besatzung von Pergen an. Sie

ließ sich von ihrer schändlichen Leidenschaft so berücken, daß, um den Kriegsmann heirathen zu können, sie ihrem im Walde eingeschlafenen Ehemann mit einem Beil das Haupt zerspaltete. Sie hatte zwei Kinder, eines von drei, das andere von fünf Jahren. Was that die unnatürliche Furie? Sie ging nach ihrer Hütte zurück, verschloß sie und zündete dann das Strohdach an; hierauf begab sie sich auf's Feld und arbeitete, als wisse sie von nichts ab. Die Kinder verbrannten lebendig. Da aber der Teufel zum Verbrechen antreibt, ohne zugleich die Kunst zu lehren, wie es verborgen zu halten ist, so ließ Gott zu, daß sie nach dem an ihrem Gatten verübten Mord das Beil weit von sich in's Gebüsch warf. Während sie nun heulte und in Verzweiflung zu sein schien über ihres Mannes Tod und den Verlust ihrer Kinder, fand ein Ziegenhirt das noch ganz blutige Mordwerkzeug; man erkannte es als ihr Beil und die Verruchte wurde ergriffen, vor den Richter geführt und von demselben verurtheilt, von dieser Brücke hinabgestürzt zu werden." Hierauf wendeteten sie sich an die Unglückselige, die mit auf die Brust gesenktem Haupte auf den Knieen lag, und sprachen zu ihr: „Mach' voran und stehe auf!" — „Lasset mich," erwiederte sie, „meine Beicht ablegen vor diesem jungen Pilger, damit Christus mir verzeihe." Bei diesen Worten kroch sie vor Yolanda hin und bekannte ihre Verbrechen. Da nahm einer der Männer eine Handvoll Erde und stopfte sie der Sünderin in den Mund, worauf er mit seinen Gesellen sie in die Höhe hob und über die Geländermauer hinunter stürzte. Sie fiel in den Abgrund, wo sie von dem brausenden und wirbelnden Wasser einen Augenblick herum getrieben wurde und dann verschwand.

In diesen rohen und barbarischen Zeiten herrschte unter dem Volke der Glaube, daß, wenn Jemand in der Sterbestunde keinen Priester bei sich hatte, dem er beichten konnte, seine Sünden ihm nicht vor dem Tode von Gott verziehen würden, wofern er sie nicht einem der Anwesenden bekannte — ein Glaube, der sich zum Theil auf die Worte des heiligen Geistes gründete: Demüthiget euch, bekennet eure Sünde und Ihr werdet Barmherzigkeit erlangen. Man kann ihn auch auf den damals noch üblichen Gebrauch beziehen, in der Vorhalle der Büßenden knieend der sich zur Messe begebenden Menge große Verbrechen zu beichten, deren Bekenntniß dem versammelten Volke einen heilsamen Schrecken einflößen und den Büßer von den Kirchenstrafen befreien sollte. In ihrer kindlichen und frommen Einfalt glaubten die guten Leute, daß die vor dem Tode einer Person, die nicht einmal die heiligen Weihen empfangen hatte, abgelegte Beicht die Absolution und Erlassung der Sündenschuld nach sich ziehe, so tiefe Wurzel hatte die Lehre von der Beicht bei den Gläubigen gefaßt.

In Betreff der sonderbaren Gewohnheit, dem Sterbenden als letzte Wegzehrung den Mund mit Erde zu füllen, wenn er den Leib Christi nicht empfangen konnte, so sind wir zu der Annahme geneigt, daß dies eine symbolische Darstellung der durch das Wort angenommenen Menschheit war. Indem Christus einen von Gott aus dem Staub der Erde gebildeten sterblichen Leib annahm, machte er sich als Mensch zu Erde. Ein anderer Grund läßt sich aus einem bei den nach dem heiligen Lande wallenden Pilgern vorkommenden Gebrauch herleiten.

Wenn sie nämlich mitten auf dem öden Felde, getroffen von den Pfeilen der umherschwärmenden arabischen Horden, dem Tode nahe waren, nahmen sie, bevor sie den Geist aufgaben, im Bewußtsein, daß dieses Erdreich mit dem Blute Jesu Christi getränkt worden, davon als letzte Wegzehrung. Möglich ist es, daß dieser im Morgenlande übliche Gebrauch bei diesen, wenn auch rohen, doch gutmeinenden Christen den Gedanken erregt hat, denselben nachzuahmen. Die ihre Zuflucht dazu nahmen, waren am gewöhnlichsten auf dem Schlachtfelde sterbende Krieger, zum Tode Verurtheilte und unterwegs von Räubern Angefallene.

Yolanda hatte nicht den Muth, die Augen zu erheben, als die Gerichtsknechte die Unglückliche ergriffen und in die Höhe hoben; sie war auf die Kniee gesunken und flehte des Herrn Barmherzigkeit für diese Seele an. Bald aber raffte sie sich auf und wiewohl ihre Beine ob dem Schrecken über das eben Erlebte noch zitterten, so beschleunigte sie doch ihre Schritte so viel als möglich, um einen Ort zu verlassen, wo sie gegen ihren Willen Zeugin des schrecklichen Endes einer durch Leidenschaft so tief Gesunkenen sein mußte. Auf dem Wege nach Pergen fuhr sie fort, für die auf Erden Gerichtete, nunmehr vor einem andern Richterstuhle Stehende inbrünstig zu beten. Nachdem sie in Pergen in einer nahe am Eingange des Weilers gelegenen Herberge sich mit neuem Mundvorrath versehen, setzte sie ihren Wanderstab weiter, denn sie vermied absichtlich das Zusammentreffen mit vielen Menschen an volkreichen Orten, um unbescheidenen Fragen und Belästigungen auszuweichen. In der Nähe von Zwingburgen

wie die, welche sich mit ihren vielen Thürmen und dreifachen Umfassungsmauern auf der Höhe eines schroffen Felsens hier erhob, war überdies in den damaligen Zeiten der Wanderer von mehr Gefahren umgeben, als auf offener Landstraße, denn dort hausten gewöhnlich kleine Raubritter, die von den Vorüberziehenden Abgaben verlangten, sie unter allerlei Vorwänden bedrückten und, wenn solche sich den ungerechten Forderungen nicht fügen konnten, sie mit roher Gewalt behandelten. Darum zog Yolanda es vor, sogleich weiter zu wandern und erst auf dem Wege nach dem See von Levico im Schatten einiger hohen Bäume sich eine kurze Rast zu gönnen. Das sich vor ihr öffnende lange Thal war zu beiden Seiten von mit dichtem Strauchwerk besetzten Anhöhen umgeben, zwischen denen sich ein schmaler und rauher, häufig mit Steingeröll und Felsstücken bedeckter Pfad hinzog, der manchmal von ihn durchkreuzenden Schluchten unterbrochen ward, so daß der Wanderer oft nur mit großer Mühe und Gefahr weiterzuschreiten vermochte. Am Ende des Thales erhebt sich ein hohes Waldgebirge, dessen jenseitige Abhänge sich rechts in den hellen See von Caldonazzo und links in den See von Levico senken. Von den sich hier zu beiden Seiten des Gebirges hinziehenden Wegen, in welche der Pfad sich theilt, schlug Yolanda den nach Borgodi im Suganathal ein, der längs dem Levicosee hinläuft. Dieser tiefe See ist beinahe auf allen Seiten von schroffen Felswänden umgeben, von deren Höhe herab alte Eichen und Buchen mit ihren weitausgestreckten Zweigen über denselben hervorragen und sich in dem krystallhellen Wasser abspiegeln, was ihm an den meisten Stellen eine dunkelgrüne Farbe gibt, so daß er in einiger Entfernung

wie eine schattige Wiese aussieht. Die Mannigfaltigkeit der Ansichten, der Reiz, der über die ganze Gegend verbreitet ist, sowie die hier herrschende Stille und Einsamkeit rufen in der Seele des Beschauers eine sanfte Schwermuth hervor und erheben sie zu dem Urquell aller Schönheit, dem Schöpfer dieser Wunder der Natur. Daher zogen sich auch häufig Männer, die der Kämpfe und Feindseligkeiten der Welt müde waren, in diese stillen Berge zurück, bauten sich dort eine einsame Hütte und führten darin ein Gott geweihtes Leben.

Nachdem Yolanda die Nacht in einer am Wege gelegenen armseligen Herberge zugebracht, erreichte sie gegen die Mitte des Tages die Gebirgshöhe jenseits des Sees. Hier setzte sie sich im Schatten einer uralten Eiche nieder und wollte eben ihr bescheidenes Mittagsmahl verzehren, als sie auf dem mit Ulmen und Erlen bedeckten Bergabhang Stimmen vernahm. Fürchtend, es möchten Leute sein, die auf Schlimmes ausgehen, bedeckte sie schnell das Haupt wieder mit ihrer Hülle, die sie kaum erst zurückgeschlagen hatte, um die in den Blättern der Bäume wehende frische Luft zu genießen. Sie stand leise auf, beseitigte mit ihrem Stabe das die Aussicht bedeckende Laubwerk und sah in geringer Entfernung von sich zwei Männer von friedlichem Aussehen, die auf umgestürzten Baumstämmen saßen und sich mit einander zu unterhalten schienen. Der eine war ein ehrwürdiger Greis mit langen Silberhaaren, der andere schien noch in der ganzen Kraft des Mannesalters zu stehen. Letzterer erzählte dem Greise, er habe gestern vom Schloßvogt von Pergen vernommen, daß Cencius auf Guiberts von Ravenna Betreiben gegen Papst Hilde-

brand einen mörderischen Anfall gethan, der ihm aber nicht gelungen sei. — „Auch soll," fügte er mit etwas leiserer Stimme hinzu, „König Heinrich selbst dabei im Spiel gewesen sein, da er gegen Hildebrand grollt, weil er ohne seine Zustimmung den päpstlichen Stuhl bestiegen und sich in vielen Dingen, die der König vom Papste verlangt, nicht fügen will. Hildebrand hat nun die seltsame Verwegenheit gehabt, Heinrich zu exkommuniziren, weil er Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten die Investitur ertheilt, wozu er doch aus königlicher Machtvollkommenheit befugt ist."

„Arnulf," entgegnete hierauf der Greis, „der Schloßvogt hat euch mehr Unwahrheiten als Worte erzählt. Zunächst hat der König es nicht mehr mit dem Erzdiakon Hildebrand, sondern mit Gregor dem Siebenten zu thun, der Papst und rechtmäßiger Nachfolger des heiligen Petrus ist, wie das Heinrich selbst offen und feierlich anerkannt hat. Wer das Gegentheil behauptet, muß von den Dingen, die aller Welt bekannt sind, nichts abwissen, oder einböswilliger, verläumderischer Schismatiker sein. Damit Ihr nicht mehr offenbaren Irrthümern und Unrichtigkeiten ein williges Ohr leihet, so wisset, daß die Kirche Gottes von Christus, unserm Heiland, gegründet worden, dessen keusche Braut und folglich unsere Mutter und Königin sie ist. Der heilige Geist bildet, lenkt und erleuchtet sie, daher sie die untrügliche Aufklärerin unserer Unwissenheit ist. Sie hat ihre Macht von Gott selbst, sie siegt über ihre Feinde und bewältigt die Hölle; vergebens hat der Zorn der heidnischen Kaiser, die Wuth der Barbaren, die Treulosigkeit der Ketzer, die Trugschlüsse der falschen Weisen,

die Arglist der Weltlinge gegen sie gekämpft: sie hat Allen widerstanden und ist unverletzt geblieben. Und so wie sie in der Vergangenheit widerstanden und gesiegt hat, so wird sie auch in der Zukunft widerstehen und siegen. Glaubt Ihr wohl, derselbe Gott, der zu Kephas sprach: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, bedürfe der Einwilligung der Menschen, um die Nachfolger des Petrus und seine Stellvertreter auf Erden zu wählen und zu bestätigen?"

„Das mag sein, Vater Bruno," versetzte Arnulf, „aber wenn die Stellvertreter Christi selbst das Gesetz aufgestellt haben, daß der erwählte Papst von dem Kaiser bestätigt werden soll, widrigenfalls seine Wahl nichtig ist, weshalb wollt Ihr denn hartnäckig dabei beharren, Hildebrand als Papst zu erkennen, da er sich doch weigert, die kaiserliche Gutheißung nachzusuchen?"

„Lieber Arnulf, Ihr habt euch immer unter Kriegsleuten herumgetrieben und könnt also manche Dinge nicht kennen. Die Kirche Gottes ist auf dieser Welt eine streitende, weshalb Gott, um sie zu läutern, es zuläßt, daß ihr Kämpfe bereitet werden und ihre Feinde sie eine Zeit lang schwer drücken. So geschah es gegen die Mitte dieses Jahrhunderts, daß, als Papst Johannes der Zwanzigste gestorben war, die Mächtigen in Rom um jeden Preis einen Papst nach ihrem Sinn haben wollten: sie wählten einen und der Klerus einen andern, so daß die Kirche zu gleicher Zeit Benedikt den Neunten, aus dem Geschlechte der Grafen von Tusculum, und Sylvester den Dritten auf dem Stuhle Petri sitzen und

sich einander die Regierung über die Christen streitig machen sah. Um das Schisma an der Wurzel abzuhauen, wurden die beiden Prätendenten abgesetzt und ein Dritter gewählt, der den Namen Gregor den Sechsten annahm. Die beiden Erstern wollten aber die Tiara nicht ablegen und die Kirche gerieth in große Verwirrung. Da rückte Heinrich der Dritte an der Spitze eines zahlreichen Heeres nach Italien, drang in Rom ein und vertrieb daraus Benedikt und Sylvester. Gregor seinerseits verzichtete auf die päpstliche Würde und Heinrich lenkte die Wahl auf Suidger, den Bischof von Bamberg, der den Namen Clemens der Zweite annahm und Heinrich zum Kaiser krönte."

„Unter diesen Umständen war es, daß dieser sich von Clemens das Versprechen geben und von dem römischen Volke schwören ließ, daß nicht mehr zur Wahl neuer Päpste ohne seine ausdrückliche Zustimmung geschritten werden sollte.*) Des Kaisers Absicht war gut gemeint mit Rücksicht auf die Verwirrung der Zeitverhältnisse und die sich überall erhebenden fürchterlichen Parteikämpfe. Aber dies ihm zugestandene Vorrecht war ein persönliches und er hatte nicht dabei den Gedanken, es seinen Nachfolgern zu übertragen."

„Indessen geschah es kraft des Grundsatzes, persönliche Begünstigungen erben sich auf die Nachfolger des Begünstigten fort, wenn diese mächtig genug sind, sie gewaltsam an sich zu halten, daß — nachdem Kaiser Heinrich der Dritte

*) Baron. annal. 1046.

gestorben, Stephan der Neunte, dann Nikolaus der Zweite auf Viktor den Zweiten gefolgt waren und Alexander der Zweite hochseligen Andenkens auf den päpstlichen Stuhl erhoben und gesetzlich gekrönt worden — die, welche im Namen Heinrichs des Vierten, der noch ein Kind war, die Reichsangelegenheiten in Deutschland führten, Alexander verwarfen und die auf denselben gefallene Wahl für nichtig erklärten, weil sie die königliche Bestätigung nicht erlangt hätte; sie riefen hierauf den Gegenpapst Cadolaus aus und verursachten ein unerhörtes Aergerniß, wodurch das Abendland in unsern Tagen in die schrecklichste Verwirrung gerieth und die größten Unruhen entstanden. Wir hätten es am Ende noch erlebt, diesen Antichrist sich auf den Stuhl des heiligen Petrus setzen zu sehen, wäre die heldenmüthige Markgräfin Mathilde nicht gewesen, die dem wüthenden Cadolaus ebenso durch ihre weisen Rathschläge als durch ihre Macht und Tapferkeit einen Damm entgegensetzte."

„Ihr werdet jetzt wohl das schmähliche Verfahren von Alexanders Feinden einsehen! Ein von Clemens dem Zweiten dem Kaiser Heinrich dem Dritten gegebenes, sich auf dessen Person beziehendes Versprechen, das auch von den Nachfolgern desselben, Damasus dem Zweiten, Leo dem Neunten und Viktor dem Zweiten, dem Heinrich der Dritte sterbend die Vormundschaft über seinen damals fünfjährigen Sohn übertrug, getreu gehalten wurde, wollten jene unredlichen Herrndiener auch zu Gunsten des jungen Heinrich des Vierten gelten lassen, dergestalt, daß Alexander der Zweite, der Stellvertreter Christi, von einer Frau und einem Knaben die Erlaubniß hätte erbetteln müssen, den heiligen Geist zu empfangen! Was sagt Ihr dazu?"

„Wie, von einer Frau?“ unterbrach ihn Arnulf mit Lebhaftigkeit.

„Nun ja, von einer Frau,“ versetzte Bruno, „der Kaiserin Agnes, welche Vormünderin über Heinrich den Vierten war, und ebenso von einem Knaben. Uebrigens gab auch Clemens dem römischen Kaiser das Versprechen und nicht dem Könige von Deutschland, und Heinrich war einfach nur König, wie er es auch jetzt noch ist. Kurzum, die deutschen Fürsten zerwühlten, wie gesagt, die Eingeweide der Kirche Gottes unter dem Vorwande, daß Alexander sich nicht die Erlaubniß, Papst zu sein, von einem kleinen Knaben und einem Weibe erbeten hatte. Die arme Kaiserin Agnes bereuete ihre Sünde und begab sich, um sie auf dem Grabe des heiligen Petrus zu beweinen, nach Rom, wo sie in einen Orden trat; ihr Sohn aber verharrte, als er groß geworden, in seinem Widerstande gegen Alexander den Zweiten gerade so wie er gegen Gregor den Siebenten darin fortgefahren ist. Diese hartnäckige Wuth gegen den Stellvertreter Christi in dieser Welt werden mit Heinrich nicht aufhören und ohne eben ein Prophet zu sein, darf man mit Recht fürchten, daß, wenn Deutschland so fortfährt, es noch dahin kommt, mit dem Papste auch seinen Glauben zu verlieren. Wenn eine Nation sich in allerlei Glaubensmeinungen spaltet, verliert sie das gemeinsame Panier, unter dem sie allein groß, mächtig und glücklich sein kann.“

„Aber,“ bemerkte Arnulf, „soll das nicht ebenso von den Römern gelten, da sie sich so oft gegen den Papst undankbar und treulos gezeigt?“

„Mit dem Unterschiede jedoch,“ warf Bruno ein, „daß die Römer sich durch die Lebhaftigkeit ihres Charakters leicht hinreißen lassen, bald aber wieder Reue fühlen und zu bessern Gesinnungen zurückkehren, während Deutschlands Fürsten und viele seiner Bischöfe wissentlich und vorsätzlich das Ansehen und Recht der Päpste verkennen und sich dasselbe gerne selbst anmaßen möchten. Gott wird sie aber dafür strafen, indem er zuläßt, daß sie sich von seinem Schafstalle trennen, in dem allein Heil und ewiges Leben ist.“

„Saget mir doch,“ hob Arnulf wieder zu fragen an, „hat's denn seine Richtigkeit, daß Gregor vom König Heinrich die Zustimmung seiner Wahl verlangt hat?“

„Ohne Zweifel! Ich will euch sagen, wie Alles zugegangen, und Ihr werdet euch dann auch überzeugen, wie abscheulich der Krieg ist, den der gottlose Guibert mit seinem Anhange von Simonisten, Weibersüchtigen und Speichelleckern Heinrichs gegen ihn hervorgerufen. Als der Mönch Hildebrand, ein Mann von hellem Verstande und starker Willenskraft, sah, daß alle Unruhen in der Kirche seit langer Zeit von der Abhängigkeit herrührten, worin die weltlichen Mächte sie hielten, faßte er den hohen Gedanken, sie, als ein rein geistiges Reich, von der irdischen Knechtschaft zu befreien und sie als göttliches Element zur Beherrscherin des erschaffenen Elements, zur Bewahrerin der Schlüssel des Himmels und der Hölle, als oberste Richterin, gegen die kein Beruf stattfindet, der Christen zu machen. Die erste Bedingung forderte folgerichtig, daß ihr Oberhaupt von der römischen Kirche und nicht von dem

Kaiser erwählt würde, ferner, daß die Kirche ihn consekrirte und diese Consekration, unabhängig von der kaiserlichen Zustimmung, gültig sei. Seit langer Zeit arbeitete Hildebrand an der Verwirklichung dieses großartigen und ihm vom Himmel eingegebenen Planes im Verein mit Leo dem Neunten, dann mit Viktor dem Zweiten, Stephan dem Neunten und endlich mit Nicolaus dem Zweiten, der auf dem Concilium des Laterans das berühmte Grundgesetz feststellte, daß der Papst nur von den Kardinälen der heiligen römischen Kirche, deren Wahlausspruch die Geistlichkeit und das Volk beistimmen müßten, gewählt werden sollte. Ihr werdet nun sehen, mein lieber Arnulf, wie, als nach diesen Vorgängen Hildebrand durch den Ausruf der Kardinäle, des Klerus und des Volks zum Papst erwählt worden, er, wiewohl er sich als wahren und rechtmäßigen Stellvertreter Christi ansah und die Kirche Gottes schon mit ganzer Machtvollkommenheit regierte, nichtsdestoweniger nicht zugeben wollte, daß die Consecration ohne Heinrichs Einwilligung vorgenommen würde."

„Die Nachricht von seiner Erwählung kam bald nach Deutschland. Die Bösen, welche diesen strengen und unbestechlichen Charakter höchlich fürchteten, bestürmten den König, indem sie ein lautes Geschrei über die Anmaßung und Kühnheit der Italiener erhoben, einen nicht vom König oder wenigstens ohne Zustimmung der Krone erwählten Papst auszurufen. Heinrich, der sich weder aus menschlichen noch göttlichen Gesetzen etwas machte, gerieth in Besorgniß und sandte den Grafen Eberhard von Nellemburg nach Rom mit dem Auftrage,

die Kardinäle und Angesehenen im Volke zu fragen, weshalb sie wider den alten Gebrauch ohne des Königs Befragen zur Wahl eines Papstes geschritten seien, und, im Falle die Wahl in unrechtlicher Weise geschehen, solle er sie ungültig erklären und einen neuen Papst ernennen. Der heilige Vater empfängt aber den königlichen Abgesandten mit Güte und Zuvorkommenheit und spricht zu ihm: Gott, der Herz und Nieren durchforscht, ist Zeuge davon, daß ich den Gipfel solcher Ehre nicht durch Bewerbung gesucht habe, sondern daß mir durch die freie Wahl der Römer die Würde eines Oberhauptes der Kirche mit Gewalt aufgedrungen worden ist. Ich habe jedoch die Kardinäle gebeten und von ihnen erlangt, daß die Consekration nicht statthaben soll, bevor ich die Zustimmung des Königs und der Fürsten des deutschen Reichs empfangen. — Heinrich vernahm mit Befriedigung Gregors Antwort, die von dessen Gutherzigkeit und Ergebenheit zeugte; er sandte den Bischof von Vercelles, Kanzler von Italien, nach Rom, um die Wahl gutzuheißen, und die Consekration geschah am Lichtmeßtage des folgenden Jahres. Die also behaupten, die Wahl des edlen Gottesmannes sei wegen Mangels an des Königs Zustimmung gesetzwidrig, haben Unrecht, da auch diese Bedingung erfüllt worden ist."

„Aber," versetzte Arnulf, „wenn sich Gregor, abgesehen von des Königs Zustimmung, für den rechtmäßigen Papst hielt, weshalb stellte er sich denn, als wolle er zuvor diese Einwilligung abwarten, bevor er die Consekration vornehmen ließ? Nach meiner Ansicht ist das offenbare Verstellung, die sich mit Gregors hochherziger Gesinnung nicht gut in Einklang bringen läßt."

„Ihr seid ganz und gar in Irrthum, guter Freund,“ entgegnete der Greis; „hochherzige Gesinnung darf nie die evangelische Klugheit ausschließen; Klugheit muß jeder Tugend zur Seite stehen, da man ohne dieselbe leicht in Fehler fällt. Hildebrand hatte sein Vorhaben, die Kirche zu befreien von ihrer langen Dienstbarkeit unter die weltliche Macht, nicht außer Acht gelassen; er wollte aber ihre Fesseln lieber lösen als gewaltsam brechen. Ihr wißt, welches Aergerniß Guibert und alle jene von schnöder Habsucht und niedriger Sinnlichkeit Getriebenen geben, da sie Gregor unter der Behauptung, er sei nicht von dem Könige von Deutschland erwählt, als Eindringling bezeichnen; sie scheuen keine Mittel, mögen sie noch so gottlos sein, um ihre selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen. Was fragen sie darnach, ob noch so viel Blut vergossen wird, ob Länder verheert, Tausende unglücklich gemacht werden und all die Uebel und Leiden, welche Kriege nach sich ziehen, über friedliche Fluren hereinbrechen; ob Sittenlosigkeit immer mehr um sich greift und die Werke des Friedens auf lange Jahre hindurch unterbrochen werden; ob die Stimme der Religion verhallt und die Menschen immer mehr in Rohheit versinken! — Ich bin nun zwar überzeugt, daß, so lange noch in Gregor ein Athemzug vorhanden ist, es dennoch diesem Guibert nicht gelingen wird, Papst zu werden. Gregor ist Papst und wird es bleiben trotz der Angriffe, Verläumdungen und Verruchtheiten seiner Feinde. Noch lebt dort auf Canossa's Felsenhöhen die edelmüthige und mächtige Fürstin, die von der Vorsehung scheint den Auftrag erhalten zu haben, dem rechtmäßigen Vater der Christenheit ein Schutzwall zu sein und die Feinde desselben zu vernichten! So wie diese für Recht, Tugend

und Religion begeisterte Mathilde mit ihrer hochherzigen Mutter an der Spitze ihrer tapferen Krieger jenen Cadolaus, den Widersacher Alexanders, in den Staub gestürzt, so wird sie auch diesen Guibert zerschmettern, wenn er fortfahren sollte, mit seinen Verschworenen Gregor den päpstlichen Thron streitig zu machen. — Für sich und seine eingenommene Stellung hatte Gregor nichts zu fürchten; aber statt dem strengen Rechte seinen Gang zu lassen, wollte er es, ohne sich etwas davon zu vergeben, mit Güte und Nachgiebigkeit versuchen und sein mildes Herz walten lassen, um als guter Hirt seine Heerde vor den Greueln der Verwüstung zu bewahren. — Doch meine Stunde ist gekommen; ich muß nun gehen und bitte euch nur noch, lieber Arnulf, euer Gebet mit dem meinigen zu vereinen, daß Gott Alles zum Guten und zum Heil seiner Kirche leite. In diesen Zeiten, wo so viele Menschen die ewigen Wahrheiten verkennen und die Begriffe von Recht und Tugend ihnen abhanden zu kommen scheinen, müssen wir im Gebete einen festen Anker suchen, damit wir nicht auch zum Wanken kommen. Sprechen wir mit dem Psalmisten: Warum toben die Völker und sinnen die Nationen Eitles? Die Könige der Erde stehen bei und die Fürsten kommen zusammen wider den Herrn und wider seinen Gesalbten! — Der im Himmel wohnt, wird ihrer lachen, und der Herr ihrer spotten. Ja, ja, der Herr wird ihrer spotten, und der Fels, an dem sich ein Nero, Attila und Desiderius den Kopf zerstoßen haben — er wird auch hart und unerschütterlich für Andere bleiben."

Nach diesen Worten standen die beiden Männer auf und trennten sich. Arnulf schlug den Weg nach

Pergen ein, Bruno aber richtete seine Schritte nach der Gegend von Levico hin. Auch Yolanda erhob sich nun und ging nach der Seite hin, wo der Greis, dessen begeisterten Worten sie mit größter Aufmerksamkeit zugehört, vorangeschritten war. Allein und verlassen in einem fremden Lande, wo ihrer Unerfahrenheit gar manche Gefahren drohten, stieg der Gedanke in ihr auf, sich bei dem Manne, dessen ehrwürdiges Wesen sie ganz für ihn eingenommen und dessen Gesinnungen sich ihr aus dem eben vernommenen Gespräch offenbart hatten, Raths und Trostes zu erholen. Sie fragte daher eine Frau, die am Wege ein paar Ziegen grasen ließ, ob sie den Greis in Einsiedlerkleidung kenne und seine Wohnung wisse. „Freilich kenne ich ihn," entgegnete die Frau, „und nicht allein ich, sondern alle Bewohner der ganzen Gegend kennen und verehren ihn; er ist unser Aller Freund, Arzt und Rathgeber. Wer irgend ein Leiden hat, der wendet sich an Vater Bruno, und kann er auch nicht allen Uebeln sogleich abhelfen, so kehrt man doch nie ohne Trost und Stärkung von ihm zurück. Er ist ein gar frommer und gelehrter Mann, der auch in der Fremde in großem Ansehen stehen muß, denn häufig kommen sogar große Herren hierher ihn aufsuchen und sich mit ihm besprechen. Wollt Ihr das auch, junger Pilger, so verfolgt nur dort den Pfad am Bergabhange, er wird euch gerade nach seiner Hütte führen." Yolanda dankte der Frau für ihre Auskunft und bald stand sie vor der Hütte des Einsiedlers, die sich auf einem kleinen, von hohen Bäumen beschatteten freien Platz an eine steile Felswand anlehnte und durch das sie umgebende üppige Grün des sich bis über's Dach emporrankenden Schlingkrauts kaum als Wohnung eines

menschlichen Wesens zu erkennen gab. Eben als Yolanda sich nahete, trat der Einsiedler aus der Thüre mit einem geflochtenen Körbchen am Arme, wahrscheinlich um im Walde Heilkräuter oder Früchte zu seiner Nahrung sammeln zu gehen. Er blieb beim Anblick des jungen Pilgers stehen, der ihm einen frommen Gruß bot und dann also sprach: „Verzeihet, ehrwürdiger Mann, wenn ich euch in eurer Arbeit störe. Ihr werdet es einem unerfahrenen Wanderer, der sich hier im fremden Lande allein und verlassen sieht, nicht verübeln, seine Zuflucht zu dem zu nehmen, der, wie ich vernommen, gerne und bereitwillig Allen hilft, die des Rathes und des Trostes bedürfen."

„Wenn ich mit meinen schwachen Kräften euch behülflich sein kann," entgegnete der Greis mit freundlicher Miene, „so möget Ihr nur sagen, was euer Begehren ist. Doch Ihr werdet müde und vielleicht hungrig und durstig sein! Darum setzt euch dort auf die Moosbank, ich eile, euch, was meine Hütte vermag, herbeizuholen."

„Ich bedarf für jetzt der Nahrung nicht und danke euch bestens, doch will ich gerne mich an eurer Seite niederlassen, wenn auch Ihr Platz nehmen wollet."

Als das geschehen, hob der Einsiedler wieder an: „Wofern euch kein Gelübde bindet, euren Stand und Namen zu verschweigen, so saget mir, junger Mann, wer Ihr seid und woher Ihr kommet."

„Man nennt mich Lando," versetzte Yolanda, „und ich komme aus Deutschland, um mich nach Rom zu begeben, wo ich beim heiligen Vater Schutz und Hülfe

für meine ungerechter Weise in Verbannung lebenden Eltern erflehen will."

„Eure Absicht ist gewiß eine edle und eines rechtschaffenen Sohnes würdig; auch habt Ihr nicht mit Unrecht eure Hoffnung auf den heiligen Vater gesetzt; sein Herz ist voll Güte und Ihr möget seines Beistandes gewärtig sein, sollte es ihm auch unter den gegenwärtigen Umständen nicht sofort gelingen, euren Eltern Recht zu verschaffen. Es wird euch nicht unbekannt sein, daß die Stimme des Vaters der Christenheit leider in diesen trüben Zeiten nicht bei allen Mächtigen Deutschlands Gehör findet, wie es sein sollte. Hoffen wir aber, daß es bald anders werde. Jedenfalls werdet ihr des Trostes und der Aufmunterung von Seiten des Papstes nicht entbehren. Darum ziehet nur getrost weiter. Wer wie Ihr zur Vollbringung eines guten Werks so großer Mühseligkeit sich unterzieht, wird trotz der Verderbniß der Zeit noch überall gute Christen antreffen, die ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen bereitwillig sind."

„Ich danke euch, ehrwürdiger Mann, für eure trostreichen Worte, die meinen Muth von neuem beleben und mich wunderbar stärken. Ich bitte euch nun noch, mich in euer Gebet einzuschließen, damit Gott meine Schritte leite und mich zum ersehnten Ziele führe."

„Ich werde," versetzte Bruno, „das gewiß nicht unterlassen und überdies Gott noch bitten, daß er euch in den Grundsätzen der Religion — denn Ihr scheinet mir ein gottesfürchtiger Jüngling zu sein — immer

mehr befestige und euch nicht straucheln lasse auf den schlüpfrigen Pfaden, die Ihr vielleicht noch zu wandeln habet. O mein Sohn, haltet fest an diesen Grundsätzen, was euch auch in dieser Welt noch begegnen mag; sie allein können euch glücklich machen, denn es gibt kein anderes Glück auf Erden, als der innere Friede, den uns nur das Bewußtsein, in Gottes Gnade zu leben, verleihen kann. Welchem Stande Ihr euch auch widmen werdet, ob Ihr zu Hohem oder Niedrigem berufen seid, vergesset nicht, daß Ihr in jeder Stellung ein nützliches und mithin gottgefälliges Glied der sichtbaren Kirche Gottes auf Erden sein könnet. Dazu gehört vor Allem, daß Ihr die Lehre des Heilandes richtig auffasset und euch deshalb in allen Dingen eng an die heilige Kirche anschließet. Ihr werdet dann nicht irre gehen. O möchten das alle Menschen erkennen; es wäre dann kein Hader und Kampf mehr und sie würden mit einander als Brüder leben, wie Christus es von ihnen verlangt. Doch verzeihet mir, guter Jüngling, wenn ich euch vielleicht mehr sage, als nothwendig ist, denn Ihr seid wahrscheinlich besser und tugendhafter, als ich und bedürfet solcher Mahnungen nicht. Ihr werdet es aber leicht begreifen, daß Jemand wie ich, der die Welt mit allen ihren Thorheiten und Verirrungen hat kennen gelernt, sich leicht hinreißen läßt, die Jugend vor den Gefahren zu warnen, denen sie stets ausgesetzt ist."

„Ein Wort der Mahnung und Warnung ist nie überflüssig," entgegnete Yolanda, „namentlich wenn es aus dem Munde eines Mannes kommt, dem zum Lohne seiner Frömmigkeit Gott, wie euch, die Schätze der höhern Weisheit offenbart hat."

„Ich rühme mich nur," fiel der Greis rasch ein, „der Barmherzigkeit Gottes, die er in seinen unergründlichen Rathschlüssen manchmal an denen ergehen läßt, die sich am weitesten von ihm entfernt hatten. Preis und Dank sei ihm darum in alle Ewigkeiten!"

„Amen!" fügte Jolanda hinzu und blickte mit Verehrung den ehrwürdigen Greis an, dessen Antlitz sich bei den letzten Worten wie verklärt hatte.

„Habt nochmals Dank," fuhr Jolanda fort, indem sie sich erhob, „und seid versichert, eure Worte sollen mir unvergeßlich bleiben. Ich will sie mir tief in's Herz einprägen und sie mir als Richtschnur dienen lassen. Doch bevor ich von euch scheide, bitte ich euch, mir zu sagen, welchen Weg ich am geeignetsten und sichersten einzuschlagen habe."

„Ihr kommet diesen Abend nach Levico und morgen begebet Ihr euch nach Borgo, wo Ihr — bald hätte ich dies vergessen — den Vogt des dortigen Schlosses, Wolfram, aufsuchet und ihm saget, Bruno, der Einsiedler am Levicosee, sende euch zu ihm. Ihr werdet in ihm einen Landsmann finden; er ist ein biederer und treuer Mann, der euch Auskunft geben und in Allem behülflich sein wird. Damit er nicht daran zweifle, daß Ihr von mir zu ihm gesandt seid, sprecht Ihr das Wort Theutberga aus."

„Theutberga?" rief Jolanda, indem sich ihrer das höchste Erstaunen bemächtigte, obgleich sie sich wieder bald zu fassen suchte.

„Wie, Ihr kennet diesen Namen?“ fragte der Einsiedler, einen Blick der Verwunderung auf den jungen Pilger werfend; „doch warum solltet Ihr ihn kennen! Es gibt ja der Personen so viele, die ihn führen! Sagt mir aber, weshalb fiel euch derselbe so auf?“

„Weil er einer der edelsten und frömmsten Frauen gehört, die das Gefühl der Dankbarkeit mir ewig unvergeßlich macht.“

„Und wolltet Ihr mir nicht sagen, wer diese Frau ist?“ fuhr der Greis zu fragen fort, indem seine Augen von einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit glänzten.

„Sie ist Aebtissin in einem Kloster in Mähren,“ entgegnete Yolanda.

„Wißt Ihr, woher sie stammt?“ fragte der Einsiedler weiter.

„Sie soll die Schwester des Landgrafen von Thüringen sein,“ gab Yolanda ruhig zur Antwort.

„So lebt sie also noch auf Erden, die ich längst in jenen seligen Gefilden wähnte, die ihre wahre Heimath sind! Trotzdem mich nichts mehr an diese Welt fesselt und ich längst mit den Tagen der Vergangenheit abgerechnet habe, so lebt ihr Andenken noch immer in meiner Erinnerung; noch sehe ich sie, die Engelreine, umgeben von allem Liebreiz, in den sich eine schöne Seele zu hüllen vermag. Wundert euch nicht, Jüngling, wenn Ihr mich nach einem halben Jahrhundert eines Lebens der Zurückgezogenheit, Buße und

Betrachtung noch mit begeisterter Bewunderung von diesem edlen Wesen sprechen hört. Ja, diese Theutberga war mir ein leuchtendes Gestirn, das mich von dunkeln Pfaden zurückführte und mich mir selbst wiedergab. Doch warum das Andenken an jene längst entschwundenen Tage mit ihren Schmerzen und Kämpfen von neuem hervorrufen? Sie liegen jetzt wie ferne Nebel vor meinen Blicken, aus denen aber noch immer das hellglänzende Bild dieser edlen Jungfrau hervorleuchtet, die Gottes Barmherzigkeit mir als rettender Engel sandte, als ich dem jähen Abgrunde nahe war. Mich wundert nicht, junger Pilger, daß auch Ihr nur mit Verehrung und Dankbarkeit von ihr sprechet, denn sie kann überall, wo sie weilt, nur Segen um sich verbreiten. Ihr sehet, schon ihr Name gewinnt euch Freunde! Dasselbe Band der Dankbarkeit gegen sie bindet uns Beide und deshalb wünsche ich euch um so mehr alles Gute und den glücklichsten Erfolg eurer Reise, wozu Gott euch seinen reichsten Segen schenken möge."

Gerne hätte Yolanda sich noch länger mit dem alten Einsiedler unterhalten, allein der Abend begann schon heranzurücken, so daß ihr nur noch so viel Zeit blieb, Levico zu erreichen. Sie brachte daselbst die Nacht zu und begab sich andern Morgens, als kaum der Tag anbrach, auf den Weg nach Borgo, das Ufer der Brenta entlang. Sie fand das von diesem Flusse mitten durchströmte Suganathal so reizend durch die stets wechselnden Scenen einer üppigen Natur, die sich hier in der ganzen Pracht des italienischen Bodens zu entfalten beginnt; ringsumher prangte Alles — Flur und Hain — in so reicher Fülle; eine solche Menge kleiner

und großer Bäche schlängelten sich durch die reichbeblümten Wiesen hin, und von den Myrthen- und Citronenbüschen duftete ein so lieblicher Wohlgeruch, daß sie durch einen herrlichen Garten zu wallen meinte. Hoch stieg die Lerche vor ihr auf und wirbelte ihr Morgenlied der Sonne entgegen und auch in den nahen Hainen begannen die Tausenden Vögelein durch ihr Zwitschern den herrlichen Tag zu begrüßen. So wehmüthig Yolanda auch gewöhnlich gestimmt war, so mußten doch heute die trüben Wolken, die bei dem Andenken an ihre fernen Eltern und im Hinblick auf ihr eigenes ungewisses Schicksal ihren Geist zu umlagern pflegten, vor dieser sie hier umgebenden Herrlichkeit auf einige Augenblicke weichen.

Als sie Borgo nicht mehr ferne war, erblickte sie auf einem der Berge, zwischen denen der Weiler liegt, eine Burg, deren Thürme und Zinnen sich am Ende des Horizontes in scharfen Umrissen abzeichneten. Dorthin lenkte sie gleich bei ihrer Ankunft in Borgo ihre Schritte. Als der Burgvogt Wolfram vernahm, der Einsiedler vom Levicosee habe sie zu ihm gesandt, empfing er sie auf's freundlichste und lud sie ein, einige Tage bei seiner Familie auf der Burg zu verweilen um sich einige Erholung zu gestatten und sich zur Fortsetzung der Reise zu stärken. Sie nahm dies Anerbieten dankbar an und brachte im Kreise der Seinigen recht angenehme Stunden zu. Die Familie des Burgvogts bestand aus drei erwachsenen Töchtern, deren Mutter unlängst gestorben war und in denen allen sich reine Unschuld, Arglosigkeit und ungekünstelter Frommsinn kund gaben. Wenn der junge Pilger, so viel als es sich

ohne Gefahr, sich zu verrathen, thun ließ, von seinen Abenteuern und Erlebnissen mit Anmuth und warmem Gefühl erzählte, dann hingen sie alle drei an seinem Munde und konnten nicht begreifen, wie man so jung schon so Vieles gesehen und erlebt haben könne. Sie würden nicht müde, ihm zuzuhören und der Vater mußte sie mehr als ein Mal daran erinnern, daß die Stunde, sich zur Ruhe zu begeben, schon längst gekommen sei. Ihre Bewunderung für den pilgernden Jüngling stieg noch mehr, als sie ihn andern Morgens früh, sobald das Glöcklein sie zur Burgkapelle rief, wo der Hauskaplan die Messe lesen sollte, daselbst schon antrafen und sie nun sahen, wie er, als habe er Welt und sich gänzlich vergessen, mit heißer Inbrunst dem Gebete oblag und durch die tiefe Geistessammlung und äußerliche Ehrerbietigkeit im Hause des Herrn allen Anwesenden zur Erbauung gereichte. Als die Messe zu Ende war, reichte Lando mit heiterer Miene und in unbefangener Weise jedem der Mädchen, einen freundlichen Morgengruß bietend, die Hand, worüber diese in nicht geringe Verlegenheit geriethen und voll schüchterner Scheu hoch errötheten, denn sie glaubten, unter dieser Hülle müsse ein höheres Wesen verborgen sein. Beim Morgenimbiß fehlte wenig, daß die Eine die dazu bestimmte Milch nicht übergoß und die Andere den für den Vater zurecht zu stellenden Sessel nicht umstieß, die Dritte sogar wider die Schwester anlief, daß ihr der Brodteller aus der Hand fiel, so sehr waren alle drei bemüht und beeilt, dem fremden Pilger Gastfreundlichkeit angedeihen zu lassen.

Wolfram, der sich in seine alte Heimath versetzt glaubte, als er sich in der Mundart derselben mit seinem

Landsmann unterhalten konnte, stellte mit demselben kleine Wanderungen an und zeigte ihm die schönsten Aussichten, woran die benachbarten Berghöhen so reich sind. Bei einer dieser Gelegenheiten brachte Yolanda das Gespräch auf das zwischen dem Einsiedler Bruno und Wolfram verabredete Losungswort und gab dabei zu verstehen, daß die Person, deren Namen dazu gewählt worden, ihr bekannt sei. Der Burgvogt gerieth darüber in große Verwunderung und als er auf seine Erkundigung vernahm, Theutberga sei noch am Leben und seit langen Jahren in den Ordensstand getreten, rief er aus: „O mein lieber junger Freund, Ihr wißt nicht, welche Freude Ihr mir mit dieser Nachricht bereitet, denn es ist lange — lange her, daß ich nichts mehr von dieser Edelsten ihres Geschlechts vernommen. Wisset, ich war in meiner Jugend Schildknappe des Landgrafen von Thüringen und da hatte ich Gelegenheit, Theutberga, die Schwester meines Gebieters, zu bewundern. Sie war nicht allein von hoher Schönheit, sondern auch mit allen Tugenden ausgestattet, die dem Weibe zur Zierde gereichen. Nicht nur auf der Wartburg und im ganzen Thüringerland ward sie wegen ihrer Frömmigkeit und ihres Wohlthätigkeitssinns hoch verehrt und die Freundin der Armen und Unglücklichen genannt, sondern auch in der Lombardei, wohin sie ihren Bruder begleitet hatte, zog sie durch ihre Schönheit, holde Lieblichkeit und ihr die Herzen gewinnendes und doch würdevolles Benehmen Aller Aufmerksamkeit auf sich."

Hier warf Yolanda die Frage ein: „Wahrscheinlich war es also bei ihrem Aufenthalt in Italien, daß Bruno sie kennen lernte?"

„Er hat euch also schon gesagt, daß sie ihm einstens Alles war? Ihr werdet aber die nähern Umstände, wie das zugegangen, nicht wissen, und ich will euch Einiges darüber mittheilen, denn sollte ich auch der jugendlichen Verirrungen des frommen Mannes in etwa erwähnen müssen, so hat er Alles durch sein nachheriges Leben wieder gutgemacht. Als Kaiser Konrad von seinem Zuge nach Rom zurückkehrte, veranstaltete er in Verona nach deutscher Sitte ein Ritterspiel, an dem eine Menge deutscher und italienischer Fürsten, Grafen und Edelleute Theil nahmen. Auch mein Gebieter, der Landgraf von Thüringen, war mit seiner Schwester zugegen und letztere gehörte zu der Zahl der Edelfräulein, die den Siegern im Turniere die Kampfpreise überreichen sollten. Als ich die Reihe all dieser durch Schönheit, Jugend und Pracht der Anzüge ausgezeichneten Frauenbilder auf hohem, reich gezierten Altane sitzen sah, da regte sich ein Gefühl des Stolzes in mir beim Anblick der nordischen Jungfrau, meiner Herrin — denn ich versah damals den Dienst als Stallmeister bei ihr. Freilich prangte sie nicht durch das rabenschwarze, reichgelockte Haar der Italienerinnen; auch schossen aus ihren Augen keine glühenden Blicke gleich Blitzen, die aus dunkler Wolke hervorbrechen, aber über ihr von blondem, einfach gescheiteltem Haar umflossenes Antlitz war so hohe Anmuth und Milde verbreitet; in ihren blauen Augen lag so viel Sanftmuth und Güte; um ihre Lippen spielte eine solche Holdseligkeit und Süße, daß sie einer höhern Welt anzugehören schien. Das Kampfspiel begann; von den Kämpfenden that einer dem andern es an Kraft, geschickter Handhabung der Waffen und im Rosse-

lenken zuvor, besonders aber zeichnete sich einer durch seine Tapferkeit aus; es war ein zu dem edelsten Geschlechte der Lombardei gehörender junger Ritter von hohem Wuchs und männlicher Schönheit. Er gewann einen der ersten Preise und Theutberga war es, die ihm denselben überreichte. Entblößten Haupts trat er voll edlen Anstands vor sie hin, beugte ein Knie und empfing aus ihrer Hand den Lohn seiner Tapferkeit, bestehend in einer reich mit Gold gestickten Schärpe. Von dem Tage an bemächtigte sich des Ritters eine heftige Neigung zu der deutschen Fürstentochter, und es schien, als sei er ihr auch nicht ganz gleichgültig. Alles ließ vermuthen, daß eine Verbindung zwischen Beiden eine recht passende sein würde. Da er von hoher Geburt war, so war auch Theutberga's Bruder nicht abgeneigt, in eine solche einzuwilligen. Indessen hatte des Landgrafen Geheimschreiber Gelegenheit gefunden, sich über des Ritters Gesinnungen und Denkungsart näher zu erkundigen, und er erfuhr, er gehöre zu einem geheimen Bunde, dem sich damals viele unter den lombardischen jungen Adeligen angeschlossen hatten. Der Zweck dieses Bundes sollte eigentlich gegen jene unwürdigen und abtrünnigen Geistlichen gerichtet sein, deren Zahl nicht klein war, die ihre Stellen erkauft hatten und ganz unabhängig von aller Autorität ein mit dem Geiste des Evangeliums nicht übereinstimmendes zuchtloses Leben führten. Allein der Haß gegen dieselben ging allmälig in Mißachtung und Feindseligkeit gegen die Religion selbst über; man fing an, einzelne Glaubenssätze anzugreifen, diese und jene Wahrheiten zu bezweifeln, und so immer weiter schreitend, vernachlässigten die Mitglieder dieses Bundes die heiligen Sakramente,

fielen immer mehr vom Heiland ab und führten eine Art heidnischer Naturreligion an die Stelle der christlichen ein. Wie leicht ist es den Gottlosen und Feinden unserer heiligen Religion nicht, junge, unerfahrene Leute dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen Anfangs eine an sich löbliche Absicht vorhalten, dann sie gleichgültig in Bezug auf den Unterschied der Religionen machen, indem sie ihnen von einem höchsten Wesen sprechen, das alle Menschen mit gleicher Liebe umfasse und von dem man nicht erwarten dürfe, daß es irgend eine Seele zu ewigen Strafen verdamme. Die sich auf die Aussprüche des Heilandes und seiner Apostel gründenden Lehren bezeichnen solche Verführer als Menschensatzungen und so untergraben sie allmälig die Grundfesten des Glaubens und bringen ihre verblendeteten Opfer zum Abfall von der Kirche Christi und dem unvermeidlichen Abgrunde nahe. So war es auch mit unserm jungen Ritter gegangen, der in die Schlingen einer abscheulichen ketzerischen Sekte gefallen war und ihre gottlosen Grundsätze angenommen hatte. Als Theutberga vernahm, auf welche Irrwege er gerathen, hielt sie es für ihre Pflicht, ihn über seinen Glauben und überhaupt, wie er mit Gott stehe, zu befragen, und da er von Natur keinen schlechten Charakter besaß, auch vielleicht die Sache zu leicht nahm, so machte er keinen Hehl aus seiner religiösen Denkungsart und glaubte sogar, die, welche er für seine künftige Braut ansah, für seine Ansichten, die er in hochtrabenden Phrasen aussprach, selbst zu gewinnen. Theutberga, deren Kenntniß von der Religion und klarer Verstand sie das Falsche von dem Wahren sogleich unterscheiden ließ, schauderte Anfangs bei dem Gedanken, welcher Gefahr sie ausgesetzt

gewesen; sie suchte sich aber wieder zu fassen und erklärte dem jungen Edelmann, es sei nicht zu erwarten, daß wer von seiner Anhänglichkeit an die von dem Heiland selbst gestiftete Kirche, diese Mutter aller Christgläubigen, so leichtsinnig sich lossage und die Treue gegen Jesus den Herrn breche, jemals ein getreuer Gatte sein werde; sie werde ihr Seelenheil nimmermehr auf's Spiel setzen durch die Verbindung mit einem Manne, der den unendlichen Werth des den Menschen von Christo erworbenen Schatzes so habe mißachten können. Ihr bleibe noch übrig, ihn bei Allem, was heilig sei, zu beschwören, sich seiner unsterblichen Seele, in deren Macht es nicht stehe, die Ewigkeit abzukürzen, zu erbarmen; sie wolle Gott inbrünstig bitten, ihm die Augen zu öffnen, damit er sich von dem Abgrunde, der sich zu seinen Füßen öffne, noch zeitig entferne und seine Verirrungen abbüße; es sei nicht ihr Beruf, ihn in allen Punkten über seine vielfachen Irrthümer, die ihn zum Theilnehmer an einer gräulichen Ketzerei gemacht, aufzuklären. Wünsche er — und Gott möge ihm diese Gnade schenken! — sich zu überzeugen, ob er in Irrthum sei, dann solle er sich an einen frommen und erfahrenen Priester wenden."

„Bei diesen Worten warf sie noch einen mitleidsvollen Blick auf ihn, hob dann das Auge zum Himmel und verschwand."

„Der Ritter, der wie versteinert vor ihr gestanden, wachte nunmehr wie aus einem Traume auf und wollte der edlen Jungfrau nacheilen. Allein er fühlte es nur zu wohl, daß, welche Betheuerungen er ihr auch

geben, wie sehr er sie auch beschwören möchte — sie, die Engelreine, mit ganzer Seele Gottergebene konnte ihm kein Vertrauen schenken. Was sie begeisterte und ihr allein als leitender Stern auf dem Lebenspfade galt — davon hatte er sein Gemüth abgewendet. Dieser unschuldigen, von warmer Glaubensgluth durchdrungenen Jungfrau gegenüber deckte sich ihm sein innerer Zustand in seiner ganzen Trostlosigkeit und frostigen Kälte auf. Sein Selbstbewußtsein erwachte und mit schmerzlichem Gefühl rief er aus: O wie klein und erbärmlich muß ich ihr vorkommen! Und doch hat sie nur geahnt, wie weit es mit mir gekommen! Wohin ich gelangt — das weiß sie nicht einmal! Ja, ich war ihrer Liebe unwürdig, aber mir sagen zu müssen, daß sie mich verachtet — das ertrage ich nicht! — Er stürzte fort und von dem Augenblick an sahen sie sich nicht mehr wieder. Theutberga verließ andern Tags Verona und auch er, für den sie nun verloren war, verschwand aus dem Kreise seiner Freunde. Er besuchte einen im Rufe der Heiligkeit stehenden Benediktinermönch auf dem Monte Cassino und von da verfügte er sich nach Rom. Nachher trat er eine Wallfahrt zum heiligen Grabe an. So vergingen viele Jahre und große Veränderungen waren eingetroffen. Ich hatte den Dienst des Landgrafen verlassen, mich in Italien mit einem treuen Weibe verbunden und war nachher Vogt dieser Burg geworden. Da hörte ich während eines kurzen Aufenthalts in Levico von einem Einsiedler sprechen, der in der Nähe lebe und durch seine Frömmigkeit und Weisheit allgemein verehrt ward. Ich war begierig, ihn zu sehen, und wie höchlich erstaunte ich, als ich in demselben den ehemaligen lombardischen Ritter

wiedererkannte, der sich einst um die Hand meiner unvergeßlichen Herrin beworben! Er hatte seinen Namen abgelegt und wurde anders nicht als Vater Bruno genannt. Die gleiche Verehrung, die wir zu der deutschen Fürstentochter hegten, sowie die Uebereinstimmung unserer Gesinnungen brachten uns einander so nahe, daß wir vertraute Freunde wurden und er sich zur Ausführung guter Werke von Zeit zu Zeit meiner bediente. So kam es, daß wir in diesen gefährlichen Zeiten, wo Hinterlist auf jedem Schritte lauert, die Verabredung trafen, uns bei unserm gegenseitigen Verkehr eines Losungswortes zu bedienen, wozu wir, wie Ihr dies gewiß jetzt leicht begreifen werdet, den Namen Theutberga wählten. Welches Leben der Entsagung und Buße Bruno in einer so langen Reihe von Jahren geführt; wie viel Gutes durch ihn geschehen und noch immer geschieht — das erlaßt mir, euch näher mitzutheilen. Ich kann euch nur sagen, daß er die aufrichtige Verehrung, die ihm gezollt wird, im höchsten Grade verdient."

Yolanda war mit gespannter Aufmerksamkeit Wolframs Erzählung gefolgt. Bei der Schilderung von Theutberga's hohen Eigenschaften frohlockte ihr Herz, und in ihrem Innern erwachten die lebhaftesten Gefühle der Verehrung, Dankbarkeit und Liebe zu der, die ihr so theuer war und mehr als Mutterstelle an ihr vertreten hatte.

Nachdem ihr Wolfram noch manche Rathschläge in Bezug auf ihre fernere Reise ertheilt und die Stunde gekommen war, wo sie von ihm und seiner liebens-

würdigen Familie Abschied nehmen mußte, ergriff sie von neuem den Wanderstab und setzte ihren Weg durch die schauerlichen Schluchten von Grigno und Primolano nach dem Innern von Italien fort.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Quellen von Abano.

Yolando zog an den grünen Ufern der Brenta hin, gelangte nach Bassano und von da nach Padua, von wo aus sie auf der rechten Seite des Po's ihre Wanderung fortsetzen wollte. Jenseits der letzteren Stadt gerieth sie in die Euganäischen Schluchten, die damals von dichten Eichen- und Tannenwäldern umgeben waren. Gegen die Mittagszeit befand sie sich zwischen der Anhöhe Tramonte und den sich von da aus erstreckenden Wiesengründen, wo die düstern Thürme des mit einem zweifachen Graben umgebenen Schlosses Berengars sich erhoben. Yolanda hielt sich immer von derartigen Burgen, hinter deren Mauern sich häufig raubsüchtige Zwingherren und rohe Krieger aufhielten, ferne und kehrte lieber in die stille Hütte eines armen Landmannes ein, wo ihr weniger Gefahr drohte. Sie entdeckte auch bald in ziemlicher Nähe eine ländliche Wohnung von ansehnlichem Umfange, nach welcher sie ihre Schritte lenkte. Auf dem Rasen vor dem Eingange spielten mehrere Kinder und an der Seite saß auf einer Bank eine alte Frau mit schneeweißen Haaren,

vor welcher ein rothwangiges, starkes Mädchen stand und ihr mit liebender Sorgfalt ihre Kopfbedeckung zurecht zu setzen bemüht war. Ungeachtet des hohen Alters der Greisin, denn sie mochte, nach den tiefen Runzeln ihres Gesichtes zu urtheilen, wohl neunzig Jahre haben, schien sie doch noch rüstig und sich eines guten Gesichts und Gehörs zu erfreuen. „Ich danke dir, gute Justina, du bist ein braves Kind," sprach sie eben, als Yolanda in ihrem Pilgergewand mit verhülltem Haupte näher trat und unter einem frommen Gruß um Gastfreundschaft auf eine Nacht bat.

„Tretet nur näher, junger Pilgersmann," sprach die Alte, „Gilda hat noch nie einen müden Wanderer von ihrer Thüre abgewiesen. Gehet hinein und ruhet aus. Bald kehren die Mägde, die den Schnittern auf dem Felde ihr Mittagsmahl tragen gegangen sind, zurück und dann werden sie auch für uns den Tisch bereiten. Gib du, Justina, indessen dem Pilger Brod und Milch, damit er sich labe."

Justina that, wie ihr befohlen, und stellte das Essen auf einen großen, rein gescheuerten Tisch von Eichenholz, an den sich die Alte, auf ihren Krückenstock sich stützend, begab und Yolanda gegenüber Platz nahm.

„Ihr scheint noch sehr jung und zart zu sein, mein Sohn! Wo kommet Ihr denn her und wohin wollt Ihr euch begeben?

„Ich komme weit her, gute Mutter, und pilgere nach Rom zum Grabe der heiligen Apostel."

„Nach Rom! Das ist noch ein weiter Weg," versetzte Gilda. „Ich bin auch schon da gewesen, als ich

noch jung war. Mein Vater — Gott habe ihn selig! — hatte mich dahin mitgenommen; es war zur Zeit Kaiser Otto des Zweiten. Da sah ich auch die ehrwürdige Kette, worin der heilige Petrus gefangen gelegen. Wenn Ihr nach Rom kommt, so unterlasset nicht, diese kostbare Reliquie zu verehren und andächtig zu küssen, dann habt Ihr von Zaubereien, Gespenstern, Hexen und bösen Geistern nichts mehr zu befürchten. Ja, ja, es ist mir ganz Ernst damit und ich spreche aus eigener Erfahrung. Seht, mein Kopf ist ganz weiß geworden, mit Ausnahme dieses Büschels an der Stirne, das noch so schwarz wie Justina's Haar ist. Und woher glaubt Ihr wohl, daß es so schwarz geblieben? Hört nur! Mein Ehemann — der Herr gebe ihm die ewige Ruhe! — schrieb es einzig und allein der Berührung mit der heiligen Kette zu. Deshalb rathe ich euch, dasselbe zu thun."

„Betet für mich, liebe Frau," entgegnete Yolanda, „damit Gott mir seinen Schutz angedeihen und glücklich nach Rom gelangen lasse, dann werde ich gewiß nicht unterlassen, die heilige Reliquie zu verehren und den Herrn anzuflehen, mir durch die Verdienste des heiligen Petrus Standhaftigkeit im Glauben, Liebe zu seiner heiligen Kirche und Gehorsam gegen seinen Stellvertreter auf Erden zu verleihen, damit ich dadurch dereinst zum ewigen Leben gelangen möge."

Aber die Alte, die, wenn sie einmal von Gespenstern zu erzählen begonnen, sich nicht leicht in ihrem Redefluß einhalten ließ, fuhr fort: „Ich versichere euch, mein Sohn, daß ich seitdem nichts mehr von bösen

Geistern, Hexen und Zauberern mehr zu leiden gehabt habe, und das will etwas heißen in einer Gegend wie die unsrige, wo die Seelen der Verdammten zum Verderben der Einwohner fortwährend umhergehen und ihr böses Spiel mit ihnen treiben, ja, wo der Eingang zur Hölle selbst sich befindet."

„Was sagt Ihr, gute Frau?" rief Yolanda; „ich habe nie anders gehört, als daß der Eingang zur Hölle auf Erden die Sünden seien."

„Ja, mein Sohn," erwiederte Gilda, „Ihr steckt ja auch kaum erst die Nase in die Welt. So wißt denn, drei Stunden Wegs von hier erhebt sich ein hoher Fels, Abano genannt, an dessen Fuß ein dicker Strahl siedendheißen Wassers hervorbricht, das einen Weiher von ganz blauer Farbe bildet. Rings um diesen Weiher befinden sich auch Erdspalten, aus denen ebenfalls glühendes Wasser sprudelt, und aus diesem Gebrodel steigt ein solcher Schwefelgestank auf, daß die Luft in der ganzen Gegend damit angefüllt ist und man vor lauter Dampf keinen Schritt vor sich sehen kann. Nun wissen wir von unsern Ureltern her, daß, als Kain von dem Schatten seines Bruders Abel, den er mit einem Knotenstock erschlagen hatte, verfolgt wurde, er in diese Gegend kam und sich ermüdet und voll Verzweiflung gerade an der Stelle niederlegte, wo seitdem der heiße Qualm aus der Erde steigt. Während er nun schlief, öffnete sich unter ihm die Erde und er stürzte hinein. Seitdem schleicht sich auch der Schatten Lamechs umher, der den Kain verfolgt und Abel rächen will. Dazu kommt noch, daß die umherirrenden Seelen der Euganäer sich dort aufhalten, deren schreckliches

Geheul von Zeit zu Zeit in den nahen Bergen vernommen wird. Es war das ein altes, gar uraltes Volk, das einst vom Meere her nach Italien gekommen und wegen seiner Grausamkeit und Mordlust von Gott gestraft worden ist. Diese unsichtbaren Geister schwärmen Tag und Nacht durch's ganze Land und trifft es sich unglücklicher Weise, daß ein Christ, mag er reiten oder gehen, gegen sie anstößt, so fällt er vom Pferde oder stürzt um, und dann hat er nur noch vier und zwanzig Stunden zu leben. Ja, ja, so ist's! Ein Vetter von mir — der arme Junge! — es sind nun mehr als sechszig Jahre; ich erinnere mich aber noch so gut daran, als wäre es heut geschehen, — kam einst aus dem Walde in vollem Schweiß gelaufen und schrie, ein Geist habe ihn angerührt. Der gute Baldo — so hieß er — war so ergriffen und voll Schrecken, daß ihm die Zunge am Gaumen klebte, und er, um sich abzukühlen, dort unten aus der Quelle einige Handvoll frisches Wasser trinken mußte. Es dauerte aber keine Viertelstunde, da wirkte die Berührung des Geistes schon der Art, daß er nicht mehr sprechen konnte, sondern nur noch rauhe Töne von sich gab, leichenblaß wurde, am ganzen Leib zu zittern begann und gleich nachher eine Gluth im ganzen Körper empfand, als wäre Feuer in seinen Eingeweiden gewesen. Nach vier und zwanzig Stunden war er eine Leiche."

Die redselige Alte hätte ohne Zweifel noch lange fortgefahren, von den umherwandelnden Geistern und den von ihnen angerichteten Unglücksfällen zu erzählen, wäre nicht in diesem Augenblick einer ihrer Enkel, ein munterer Knabe, dahergesprungen gekommen mit dem Rufe: „Großmutter, Vater Iselbert kommt!"

„So, mein Kind! Nun, das freut mich.“

Auf Yolanda's Frage, ob der Genannte zur Familie gehöre, entgegnete Gilda: „Nein, mein Sohn, Vater Iselbert ist ein frommer Mönch aus dem Kloster von Pollerone. Er kommt hieher, um einen geeigneten Platz auszusuchen, wo eine Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria nebst einer Benediktinerabtei errichtet werden soll, denn er versteht sich auf die Baukunst. Der Besitzer dieser Herrschaft, der Graf von Montebello, ein überaus reicher und gottesfürchtiger Herr, läßt sie hier in der Nähe am Fuße des Berges errichten und nächstens schon soll der Grundstein dazu gelegt werden.“

Yolanda vernahm dies mit Freude, denn sie hoffte, von dem Klosterbruder einige Weisungen, wie sie ihre Wanderung am geeignetsten und sichersten fortsetzen könne, zu erhalten.

Es dauerte nicht lange, da trat Vater Iselbert in Begleitung mehrerer Arbeiter in's Haus. Er ging sogleich auf die Alte zu, indem er freundlich lächelnd sprach: „Gott grüß' euch, Mutter Gilda! Wie geht's mit eurer Gesundheit?“

Mit den Worten: „Seid willkommen unter meinem Dach, ehrwürdiger Herr!“ erhob sich die Alte, sich auf ihren Krückenstock stützend, von ihrer Bank, allein er winkte mit der Hand und bat sie, nur ruhig sitzen zu bleiben. „Mit meiner Gesundheit,“ fuhr sie hierauf fort, „geht's, dem Himmel sei Dank! noch so gut, als man in meinem Alter verlangen kann! Mein Magen

verdaut noch immer, und werde ich auch nicht fett, so bleib ich doch noch, wie Ihr seht, am Leben. Es freut mich überaus, daß Ihr sobald zum Werke schreitet. Ein so schönes Gotteshaus wird mehr in dieser Gegend als alles Sonstige die hier hausenden höllischen Geister zu vertreiben geeignet sein. Ach, was wird das etwas Herrliches werden! Aber ich werde es gewiß nicht erleben, meine Augen daran zu ergötzen!"

„Ei, warum denn nicht, Mutter Gilda? Hoffentlich wird der Herr eure Tage noch so lange fristen, daß Ihr den Bau, den wir zu Seiner und der allerseligsten Jungfrau Maria Ehren zu errichten gedenken, noch schauet und eure Blicke daran weidet. Wohl habt Ihr Recht, zu sagen, ein Gotteshaus sei am meisten geeignet, die höllischen Geister zu vertreiben, nur muß man auch fromm und andächtig darin beten, damit man dadurch die Kraft erlange, der Sünde zu widerstehen und den bösen Geistern keinen Eingang in sein Herz zu gestatten. Doch sagt mir, wer ist der junge Pilger dort? Ist's vielleicht ein Verwandter von euch?"

„Verzeihet, ehrwürdiger Herr," versetzte die Alte, „er ist mir ganz fremd und erst diesen Morgen hier eingekehrt; er will nach Rom und vielleicht würdet Ihr nichts dagegen haben, wenn er sich unter euern Schutz begäbe und euch morgen nach Pollerone begleitete. Wohlverstanden," fügte sie hinzu, sich zu Yolanda wendend, „wenn der Pilgersmann nicht vorzieht, noch länger hier zu bleiben, wogegen ich gewiß nichts würde einzuwenden haben."

„Ich danke euch von ganzem Herzen, beste Frau," fiel hier Yolanda nähertretend ein; „ich bin von eurer

Gastfreundlichkeit überzeugt, doch würde ich es vorziehen, da ich mich bis morgen gewiß genug werde ausgeruht haben, mit dem ehrwürdigen Herrn, wenn er es erlauben wollte, weiter zu ziehen."

„Warum sollte ich das nicht erlauben, junger Mann?" versetzte Vater Iselbert; „Christen müssen ja, so viel in ihrer Macht steht, ihren Mitmenschen behülflich sein, und da Ihr ein frommer Pilger und auf dem Wege begriffen seid, ein gottgefälliges Werk zu thun, so habt Ihr ein noch größeres Anrecht auf Alles, wodurch wir euch behülflich sein können. Haltet euch also bereit, ich werde euch morgen früh bei Tagesanbruch hier abholen. Es ist nun hohe Zeit, an meine Arbeit zu gehen."

Als Jolanda sich andern Tags mit dem Klosterbruder zur Reise anschickte, verlangte derselbe, daß sie zu seiner Seite gehen sollte, und richtete mehrere Fragen an sie, wie sie heiße und woher sie komme, worauf sie ihm erwiederte, sie nenne sich Lando, komme aus Mähren und habe einen großen Theil Deutschlands durchwandert. Er erkundigte sich hierauf nach den Zuständen in Deutschland, und sie theilte ihm mit, was sie darüber erfahren, wobei sie besonders der Unzufriedenheit erwähnte, die sich dort über Heinrichs willkürliches und grausames Verfahren namentlich gegen das sächsische und thüringische Volk kund gebe.

„Armes Deutschland!" rief Iselbert, „wie bedauere ich dein edles Volk, das, nachdem es von Otto dem Großen und den drei Heinrichen zu solchem Ruhmes-

gipfel gelangt, sich jetzt von seinem eigenen König unterdrückt und mit Füßen getreten sieht, da er doch dazu berufen ist, allen seinen Unterthanen ein Vater und Beschützer zu sein! Wenn nur ein Theil von all den Ungerechtigkeiten und ruchlosen Handlungen, wie sie sogar bis zu uns dringen, die wir doch in unserm stillen Klosterleben nur wenig von den Welthändeln erfahren, wahr ist, dann muß er weit, weit abgewichen sein von den Wegen, auf denen seine Väter und Vorgänger gewandelt und groß — groß in Gott geworden sind. Nur wo der Herrscher sich von der Religion, mithin von der auf unerschütterlichen Grundsätzen beruhenden Tugend leiten läßt, kann ein Volk glücklich sein. Nun soll aber dieser vierte Heinrich von Jugend an sich seinen zügellosen Leidenschaften überlassen haben und keiner höhern Stimme Gehör geben! Wehe aber dem Fürsten, der seinen Völkern Gesetzgeber sein will und selbst das Gesetz Gottes unbeachtet läßt! Wir leben in einer traurigen Zeit, mein Sohn, denn leider haben auch viele Diener der Kirche oder vielmehr die sich ihr als solche aufgedrungen, ihren hohen Beruf vergessen und sich nicht von unserer heiligen Religion leiten lassen. Liegt aber die Schuld dieses beweinenswerthen Uebels nicht eben darin, daß der deutsche König und seine Vasallen aus Habsucht die Kirchenämter, Bischofssitze und Abteien an weltlich gesinnte Aufdringlinge für Geld verkaufen? Ohne höhere Sendung schleichen sich diese Wölfe in den Schafstall Christi und wuchern als verderbliches Unkraut im Garten der Kirche. Wohin wird die von unserm Heiland auf Erden zur Beseligung der Menschen gestiftete göttliche Anstalt hingerathen, wenn nicht der oberste Hirt Jene und zwar nur

mit Rücksicht auf ihre Würdigkeit wählt, die er zu Wächtern seiner Heerden bestellt?"

„Ihr seht also, mein Sohn," fuhr Iselbert fort, „wie nothwendig es ist, daß das Laster der Simonie ausgerottet und dieser den Leib der Kirche anfressende Krebsschaden geheilt oder gar abgeschnitten werde. Darüber sind Alle, welche es mit unserm nicht genug zu preisenden Papste Gregor halten — und ihrer sind nicht wenige — einig und sie lassen alle Tage ihre Gebete zu Gott steigen, daß er ihm die Kraft erhalte, sein heiliges Werk durchzuführen. Die Kirche spendet kraft der ihr von Gott ertheilten Vollmacht ihre Gnadenschätze, aber sie nimmt dafür keine Bezahlung. Wer das Gegentheil behauptet, ist ein offenbarer Verläumder, denn Jeder, der es wissen will, weiß, daß die Kirche das Anathema über Jeden ausspricht, der Lohn für geistliche Dinge anzunehmen wagt; sie wiederholt, was der heilige Petrus zu Simon dem Magier sagte, als dieser sah, daß durch Händeauflegung der Apostel der heilige Geist ertheilt wurde, und er ihnen Geld bot, um diese Gewalt von ihnen zu erlangen: Dein Geld sei dir zum Verderben, weil du meinest, die Gabe Gottes zu bekommen für Geld. Stände dem Gelde der Zugang zum Heiligthum offen, wie würden sich da Ehrsucht, Herrschbegierde und die schnödesten Leidenschaften herandrängen und den Schafstall Christi, statt mit Hirten, mit Wölfen füllen! Wer dann am schwersten Gold zu bieten hätte, würde sofort einen bischöflichen Stuhl einnehmen können, als besäße er von selbst die Wissenschaft von Oben, die Gabe des Lehramts, Frömmigkeit, Eifer, Mäßigung, Enthaltsamkeit, Sanftmuth und

alle jene Tugenden, die den Bischof zum Hüter und Schützer der Heerde Gottes machen. — Schon Papst Alexander der Zweite bekämpfte bis an das Ende seines Lebens das abscheuliche Ungeheuer der Simonie, und Gregor wird nicht ruhen, bis er die Kirche von dem giftigen Hauche desselben gereinigt hat. Heinrich ruft es aber von neuem hervor und spottet aller Warnungen und Drohungen, ja der gegen ihn ausgesprochenen Strafen; er füllt mit dem Sündengeld seine durch seine Vergeudungen und ungerechten Kriege stets leer werdenden Geldtruhen. Guibert, der Hauptfahnenträger der Simonisten, verspricht ihm goldene Berge, damit er ihn zum Papste mache; daher rührt auch der fluchwürdige Angriff, den man vergangene Weihnachten auf den heiligen Vater gewagt hat. Wundern wir uns also nicht, wenn Deutschland und Italien in voller Gährung sind. Aber Gregors große Seele wird dem Sturme trotzen, wie der Fels den wüthenden Wogen des Meeres trotzt, die ihn umbrausen, aber nicht zum Weichen bringen. So umtosen auch seit tausend Jahren wilde Fluthen den Fels Petri, der aber fest stehen wird und gegen den die Pforten der Hölle nichts vermögen. Heinrich treibt ein sehr gewagtes Spiel, so trotzig an dem Ecksteine zu rütteln, der ihm am Ende auf den Kopf fallen und ihn zerschmettern könnte. Das ist meine Meinung und die Geschichte vergangener Zeiten bestätigt sie. Es ist nur beweinenswerth, daß so viele edle Männer, Bischöfe, Aebte und weltliche Fürsten und Grafen wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an Gregor leiden müssen, von ihren Sitzen und aus ihrem Eigenthum vertrieben werden, verfolgt und in der Verbannung umherirren oder sogar in Kerkernacht schmachten."

Als Iselbert bei diesen Worten den ihn begleitenden Pilger ansah, bemerkte er, daß helle Thränen über dessen Wangen liefen, worauf er mit einem Ausdruck herzlicher Theilnahme sprach: „Ihr weinet, junger Mensch? Solltet auch Ihr vielleicht einen Angehörigen haben, der Unrecht leidet und verfolgt wird? O saget es mir und vertrauet euch ohne Bedenken mir an; vielleicht kann ich euch etwas zum Troste sagen und euren Schmerz lindern. — Seht, unsere Abtei steht unter einem mächtigen Schutze. Pollerone, sowie das ganze Land umher, ein großer Theil der Lombardei, Parma, Piacenza, Toscana und Spoleto haben zur Gebieterin die Markgräfin von Canossa. Sie ist eine eben so mächtige als tugendreiche Fürstin, in der unterdrückte Gerechte eine edle Beschützerin finden. Dem Papstthum ist sie ein starkes Bollwerk und unser heiliger Vater Gregor nennt sie die älteste Tochter des apostolischen Stuhls, den kräftigsten Arm zu dessen Vertheidigung und einen undurchdringlichen Schild, an dem alle Pfeile seiner Feinde abprallen. Ihre Vorfahren waren es, welche die Abtei Pollerone gründeten und mit reichen Stiftungen ausstatteten; sie hat eine besondere Vorliebe zu derselben und erfreut uns häufig mit ihrer Gegenwart. In einigen Tagen wird sie wieder hinkommen und Ihr möget dann die Gelegenheit benutzen, der leutseligen und gütevollen hohen Frau das, was euer Herz bekümmert, kühn zu eröffnen. Sie wird euch, dessen seid versichert, ihren Beistand, Trost und guten Rath nicht versagen."

Yolanda schöpfte bei diesen Worten neue Hoffnung, denn sie hatte die hohen Eigenschaften der

Markgräfin so oft rühmen gehört, daß sie es als ein Glück ansah, Gelegenheit zu finden, sich ihr zu nahen und sich ihrem Schutze anzuempfehlen. Schon aus Theutberga's und des Abtes Dauffer Munde hatte sie mehrmals vernommen, in welch hoher Verehrung Mathilde bei allen Gutgesinnten stand, da man sie mit einem schützenden Engel verglich, der mit seinem Flammenschwerte das Papstthum und die heilige Kirche gegen die Angriffe der Widersacher derselben vertheidigt. Yolanda bezeugte daher dem guten Klostergeistlichen die innigste Dankbarkeit für die Theilnahme, die er ihr bewies, und obgleich sie noch immer fortfuhr, ihr eigentliches Geschlecht unter dem sie umhüllenden Pilgergewand zu verbergen, so nahm sie doch keinen Anstand, zu bekennen, ihre Traurigkeit rühre wirklich daher, weil ihr eigener Vater wegen seiner beharrlichen Anhängkeit an den frühern Papst Alexander und den jetzigen in der Verbannung lebe, und sie gerade deshalb ihre Pilgerschaft nach Rom angestellt habe, um Gottes Erbarmungen auf dem Grabe der heiligen Apostel anzuflehen. Iselbert sprach ihr neuen Muth ein und wiederholte seinen Rath, die Ankunft der Markgräfin in der Abtei abzuwarten. Nach drei Tagen setzten sie in einem Nachen über den Po und erreichten bald Pollerone, wo Iselbert den Pilger dem Abte als einen frommen und seines Schutzes würdigen Jüngling vorstellte und ihn alsdann in die zur Aufnahme der in die Abtei einkehrenden Wanderer und fremden Gäste bestimmte Halle führte, wo er ihn den dienenden Klosterbrüdern anempfahl.

Zwei Tage nach Yolanda's Ankunft traf ein wenig nach Sonnenuntergang ein Reiter in der Abtei ein

und verkündigte die Ankunft der Markgräfin, da sie nur noch eine halbe Stunde von Pollerone entfernt sei. Da machte sich der Abt an der Spitze der ältesten Mönche auf und zog über die Zugbrücke hinaus, um die Fürstin am Fuße eines sich in einer großen Wiese erhebenden steinernen Kreuzes zu empfangen. Bald traf der Zug ein. Ihn eröffneten hundert Reisige in glänzenden Helmen und Lanzen tragend; dann folgten in einiger Entfernung zwei Drommeter, welche vier prachtvoll gekleideten und mit ihren Stäben versehenen Herolden vorausritten; einen Pfeilschuß weiter kam die Markgräfin auf einem Zelter reitend, in einen weiten Mantel von mit goldenem Blätterwerk durchstickten Seidenstoff gehüllt und auf dem Kopfe ein Barett von leichtblauem Sammet tragend; ihre hirschledernen, oben weiten Handschuhe waren mit von Silbergeflecht umgebenen Smaragdknöpfen geschmückt und an ihren Schuhen von rothem Korduanleder glänzten goldene, mit kleinen Diamanten verzierte Sporen. Hinter der hohen Frau ritten rechts der fromme Bischof Anselmus und links der Großseneschall, dann der Obertruchses, der Oberfalkonier und sonstige höhere Hofbeamte, worauf die Stallmeister, Kämmerer, Schildknappen, Leibpagen und andere Diener folgten. Den Zug schloß eine Abtheilung Leibwachen, bestehend aus gepanzerten, mit langen Schwertern bewaffneten Rittern. Der Abt besprengte die Ankömmlinge mit Weihwasser, worauf sich Alle segneten. Mathilde stieg erst im zweiten innern Zwinger ab und begab sich sogleich in die Kirche, wo sie der Complet beiwohnte, sowie sie auch ihrer Gewohnheit gemäß nicht unterließ, um Mitternacht sich zur Abhaltung der Matutine im Chore einzufinden.

Nachdem sie andern Tags die Conventualmesse gehört, holte Vater Iselbert den jungen Pilger ab mit dem Bedeuten, der Augenblick sei gekommen, wo die hohe Frau ihn zu empfangen bereit sei. Der Abt führte ihn selbst zur Markgräfin und zog sich dann wieder zurück. Auf Mathildens edlen Zügen waren Ernst und Würde mit so hoher Freundlichkeit und Milde verpaart und in ihrer wohlklingenden Stimme lag so viel Einnehmendes, daß die ihr Nahenden sich dadurch aufgemuntert fühlten, einen großen Theil der so natürlichen Scheu, von welcher sie sich durch die Gegenwart einer so hohen und mächtigen Fürstin befangen fühlten, abzulegen und Vertrauen zu fassen. Als Yolanda näher trat, warf die Markgräfin einen langen und forschenden Blick auf sie und richtete dann eine Menge Fragen an sie, welche die Jungfrau so klar, bestimmt und verständig beantwortete, daß Mathilde ihr mit großer Theilnahme zuhörte und ein reges Mitgefühl für den jungen Pilger in ihr erwachte. Plötzlich unterbrach sie ihn mit den Worten: „Warum haltet Ihr euer Gesicht so ängstlich vor derjenigen verborgen, von welcher Ihr, wie Ihr saget, mit Vertrauen Schutz verlangt? Thut die Hülle hinweg, die eure Wangen umgibt, denn ich bin als Fürstin gewohnt, daß Männer nur entblößten Hauptes vor mir erscheinen."

Die schüchterne Jungfrau senkte die Augen, wurde feuerroth und gerieth am ganzen Leib in ein unwillkürliches Zittern; sie hob die Hand auf, um die ihren Kopf umgebende Kapuze herabzulassen, als in demselben Augenblick ihr auf dem Scheitel zusammengebundenes langes, reiches Haar sich löste und auf ihre Schultern

herabfiel. Die Markgräfin lächelte voller Güte und faßte sie bei der Hand, indem sie sprach: „Ich dachte es mir vom ersten Augenblick an, daß Ihr ein Mädchen sein müßtet. Doch fasset nur Muth, mein Kind, Ihr stehet ja vor einer eures Geschlechts, die euch wohl will. Vielleicht hat Gott es so geschehen lassen, daß Ihr mich hier angetroffen. Saget mir jetzt ohne Umschweife, wer Ihr seid. Aus euren Worten habe ich schon entnommen, daß Ihr Treue und Ehrfurcht vor dem rechtmäßigen Stellvertreter Christi hegt; euer ganzes Benehmen läßt mich auch vermuthen, daß Ihr edler Herkunft seid."

Yolanda theilte ihr nun in Kürze ihre Unglücksfälle mit, gestand, wessen Tochter sie sei und wie, da sie ihrem Vater nicht nach Böhmen folgen konnte, sie den Entschluß gefaßt, nach Italien und Rom zu pilgern. Sie bat sie schließlich, das Geheimniß ihres Namens und Standes verborgen zu halten, aus Furcht vor den Feinden ihres Vaters.

„Wie!" rief Mathilde, „du bist die Tochter des Burggrafen Pandolf von Magdeburg, den ich in meiner Jugend am Hofe meiner Mutter Beatrix so gut gekannt habe? Er war ein edler Ritter, der — ich erinnere mich dessen noch wohl — mit Kaiser Heinrich dem Dritten nach Italien gekommen und von demselben mehrmals mit geheimen Aufträgen an den heiligen Vater gesandt worden. Meine Mutter achtete ihn hoch wegen seiner christlichen Gesinnung und ritterlichen Tugenden; er hat sich auch um unser Haus verdient gemacht und deshalb freut es mich, Gelegenheit ge-

funden zu haben, einen Theil der ihm schuldigen Dankbarkeit an seine Tochter abzutragen. Zweifle nicht, mein liebes Kind, an meiner Verschwiegenheit, so lange diese nöthig sein sollte; du sollst mir von nun an eine Schwester oder, wenn du willst, eine Tochter und theure Freundin sein.“ — Bei diesen Worten umschlang sie Yolanda und drückte sie mit Innigkeit an ihr Herz, während die auf's tiefste gerührte Jungfrau Thränen vergoß und ihrer edlen Beschützerin versprach, sie, wie ein Kind seine Mutter, lieben und verehren und ihr alle Ergebenheit und Anhänglichkeit einer getreuen Unterthanin widmen zu wollen.

Sechszehntes Kapitel.

Heinrich der Vierte.

Im Jahre 1062 befand sich die Kaiserin Agnes mit ihrem Sohne Heinrich, der damals kaum zwölf Jahre zählte, auf der Rheininsel des heiligen Suibert, in deren Mitte sich eine prachtvolle kaiserliche Pfalz erhob. Dort hatten sich viele Großen des Reichs eingefunden; auch der Bischof Hanno von Cöln war mit einem ganz neu ausgerüsteten Schiffe daselbst gelandet. Dasselbe war mit Gold, Silber, Schnitzwerk, reichen Teppichen und kostbaren Stoffen — kurz mit Allem ausgeschmückt, was Reichthum und Kunst zu schaffen vermögen. Bei einem Gastmahle, als Heinrich froher Dinge und muntern Geistes war, sprach der Erzbischof viel von seinem wunderbar erbauten, schönen Schiffe, welches unfern vom Ufer liege, und regte des Jünglings Neugier an. Dieser wünschte es zu sehen und begab sich unter Begleitung mehrerer der anwesenden Herren an den Rhein, wo die Pracht des Fahrzeugs ihn so anzog, daß er es, nichts Schlimmes ahnend, bestieg. Kaum war dies geschehen, so setzen sich die Ruderer in Bewegung und das Schiff durchfurchte die Wellen.

Anfangs machte das dem Knaben Freude. Als er aber sah, daß sich das Fahrzeug immer mehr von der Insel entfernte und pfeilschnell dahinflog, gerieth er in Unruhe. Man suchte ihn zu begütigen. Als aber seine Bitten, Vorstellungen, selbst sein Zorn und seine Drohungen nichts halfen, da ereilte er in wenigen Sprüngen den Rand und stürzte sich mitten in den Fluß. Die Wellen würden ihn unfehlbar mit sich fortgerissen und verschlungen haben, wäre ihm nicht Graf Ekbert nachgesprungen und hätte ihn gerettet. Er wurde unter besänftigenden und tröstenden Worten nach Cöln gebracht.

Kaiser Heinrich der Dritte hatte auf dem Todesbette seinen Sohn der väterlichen Sorgfalt des Papstes Viktor des Zweiten empfohlen und die Kaiserin Agnes zur Vormünderin ernannt. Bald nachher starb Viktor und die Mutter berief den Bischof Heinrich von Augsburg, einen durch seine Weisheit und hervorragenden Tugenden ausgezeichneten Mann, um sich in der Leitung der Angelegenheiten des Reichs seines Rathes und Beistandes zu bedienen und sie in der Erziehung ihres Sohnes, des künftigen Königs von Deutschland, zu unterstützen. Dies erregte die Unzufriedenheit der Großen des Reichs. „Wie," sprachen sie, „sollen wir es ruhig zusehen, daß die Wohlfahrt des Staats von einem einzigen Bischofe abhängt, ein schwaches Weib das Ruder des Reichs führt und über die weisesten Fürsten und gelehrtesten Bischöfe gebietet? Können wir gleichgültig dabei bleiben, wenn der künftige Herrscher Deutschlands, der Gebieter über das siegreichste Volk, in Weichlichkeit und Verzärtlung von

Weiberhänden erzogen und zu seinem künftigen Beruf untauglich gemacht wird?" — In der Absicht, diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen, verbanden sich Graf Ekbert von Braunschweig, ein Vetter des Königs, und Otto von Nordheim mit Siegfried, dem Erzbischofe von Mainz; sie überredeten den Erzbischof Adalbert von Bremen, sich ihnen anzuschließen und brachten es ebenfalls dahin, den Erzbischof Hanno von Cöln für ihren Plan zu gewinnen. Sie beschlossen, den jungen König der Leitung des Bischofs von Augsburg und der Kaiserin zu entziehen; sie hielten es aber nicht für rathsam, offene Gewalt anzuwenden, sondern nahmen ihre Zuflucht zur List, indem sie Heinrich in der eben erzählten Weise entführten. Hanno übernahm nun mit dem Herzog Otto von Nordheim die Besorgung der Reichsgeschäfte. Damit es aber nicht scheine, als habe der Erzbischof aus Herrschsucht oder einigen Vortheils wegen so gehandelt, so wurde festgesetzt, daß derjenige Bischof, in dessen Sprengel sich der junge König jedesmal aufhalten würde, so lange, bis er zu reifern Jahren käme, Sorge zu tragen habe, das Reich vor Schaden zu bewahren und die dem Reichsoberhaupte unterliegenden Dingen entscheiden sollte. Der päpstliche Legat Petrus Damiani gab Hanno seine Zustimmung mit dem von ihm unternommenen Schritte zu erkennen, indem er ihm schrieb: „Du hast, ehrwürdiger Vater, den Deinen Händen überlassenen Knaben gerettet, das Reich befestigt und dem Unmündigen das ihm von seinem Vater hinterlassene Reich zurückgegeben." — Hanno war ein höchst sittenreiner, strenger und ernster Mann, der nichts unterließ, Heinrichs Gemüth für das Höhere einzunehmen und ihm Achtung

für Religion, Tugend und Gerechtigkeit einzuflößen. Da er aber einen großen Theil seiner Zeit den Angelegenheiten seines Erzbisthums und des ganzen deutschen Reichs zu widmen hatte, so vermochte er es nicht zu hindern, daß sich dem jungen Könige feile Schmeichler naheten und sein Herz bösen Einflüssen hingegeben war. Es dauerte indessen nicht lange, da mußte der fromme Erzbischof wegen einer kirchlichen Angelegenheit nach Rom und nun suchte Adalbert von Bremen es zu bewirken, daß Heinrich unter seine Leitung kam. Adalbert war in der Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge erfahren; er besaß Scharfsinn und Gewandtheit, hielt auf strenge Zucht und Sittenreinheit und verwendete die größte Sorgfalt auf Alles, was zur Ordnung, zum Glanz der Kirche und zur Ehre des heiligen Stuhls gehörte. Ungeachtet er einer der mächtigsten Kirchenfürsten seiner Zeit war, so bewies er doch manchmal die tiefste Demuth aus christlicher Ueberzeugung und legte auch wiederum eine feste Kraft an Tag, indem er sich Fürsten und Grafen entgegen stellte und ihnen ihren Geiz, ihre Schwelgerei und Treulosigkeit vorwarf, ohne ihr Ansehen zu schonen. Er hatte seine Macht so ausgedehnt, daß noch zehn nordische Bisthümer seinem Sprengel unterworfen waren. Sein Bestreben ging dahin, die Kirche von jeder weltlichen Abhängigkeit zu befreien, wodurch er namentlich mit den sächsischen Herzögen in Streit gerieth, die seine steigende Macht mit scheelen Augen ansahen, daher häufig in sein Gebiet feindlich einfielen und darin große Verheerungen anrichteten. Um ihnen Widerstand leisten und sich überhaupt auf der Höhe seiner Macht halten zu können, bedurfte er der Gunst des Königs und dessen

Beistimmung zu seinen Planen. Hanno hatte dem jungen Könige dringend anempfohlen, sich den Reichsfürsten und Ständen anzuschließen; Adalbert, der selbst von hoher Geburt war, trat aber den Fürsten stolz entgegen und sein Auftreten gegen dieselben mußte daher auf den jungen König einen entgegengesetzten Eindruck hervorbringen und ihn mit Verachtung gegen die Großen des Reichs erfüllen. Hanno, der selbst schlicht und eingezogen lebte, hatte Heinrich mit Strenge behandelt und sein Gemüth für die ernsten Lehren der Religion empfänglich zu machen gesucht. Deshalb glaubte Adalbert, um den Jüngling günstiger für sich zu stimmen, ihn nachsichtiger behandeln zu müssen und ihm mehr Freiheiten zu gestatten. Ueberdies herrschte bei dem Erzbischof in Bremen ein Leben wie an einem fürstlichen Hofe; stets fanden sich daselbst Schmeichler, Schmarotzer und Menschen aller Art ein, die sich an den großmüthigen Kirchenfürsten herandrängten und nicht unterließen, ihren Einfluß auf den jungen König auszuüben. Heinrich gewann überdies mit jedem Tage an Selbstständigkeit. Erwachte das Bewußtsein, daß er herrschender Gebieter sei, nicht schon von selbst in ihm, so bemühten seine Schmeichler sich, es in ihm zu wecken; der heranwachsende Jüngling glaubte den Warnungen und Vorstellungen, auf die er als Knabe gehört, nunmehr nicht mehr folgen zu brauchen; dagegen lieh er den Einflüsterungen seiner Verführer ein williges Ohr. Was als Folge seiner bisherigen Erziehung an sittlicher Kraft noch in ihm vorhanden war, wußten die, welche von einem tugendhaften König nichts zu erwarten hatten, zu ihrem eigenen Vortheil allmälig zu schwächen und dann ganz zu vernichten, und so

verfiel er seinen Leidenschaften, denen er, ohne innern noch äußern Widerstand zu finden, sich preisgab und die ihn immer weiter auf dem schlüpfrigen und abschüssigen Pfade des Lasters fortrissen, ihn zu einem Wüstling machten, der zur Befriedigung seiner schnöden Begierden keine Mittel mehr scheute und Verstellung, Arglist, Verrath und Mord anwenden lernte. Wer ihn zur Tugend führen und an seinen Beruf erinnern wollte, war ihm hinderlich und den haßte er, und dieser Haß erstreckte sich in der Folge auf alle Besseren und Tugendhaften. Dagegen fand er in den Lasterhaften willige Werkzeuge, die sich zu Allem gebrauchen ließen. Nachdem er einmal seinen Leidenschaften die Zügel hatte schießen lassen und die Helfershelfer seines sündlichen Thuns alle sich ihm entgegenstellende Hindernisse zu beseitigen wußten, sank er immer tiefer und ließ sich von keiner Missethat mehr abhalten. Er war von Natur heftigen und zornigen Gemüths, wie er schon als Knabe bewiesen, da er einst den ehrwürdigen Hanno mit gezücktem Schwerte anfiel und ihn unfehlbar verwundet oder gar getödtet haben würde, hätten die Umstehenden ihn nicht daran gehindert. Wie gleichzeitige Chroniken berichten, sollen in seinem Schlafgemach eine Menge scharf geschliffener Aexte vorhanden gewesen sein, und er konnte mit Kaltblütigkeit die Ermordung nicht nur seiner Feinde, sondern auch derjenigen seiner bisherigen Freunde gebieten, die ihm hinderlich zu werden begannen oder gegen die irgend ein Verdacht bei ihm aufgekommen. Es fehlte ihm nicht an Verstand, allein er lernte denselben zu bösen Zwecken gebrauchen und wendete Arglist und Verschlagenheit an, wo sich mit Gewalt nichts ausrichten ließ.

In seinem Aeußern war Heinrich wohlgestaltet; er hatte angenehme Züge, die, wenn es sein mußte, ein freundliches und gewinnendes Wesen annehmen konnten; in seinen reiferen Jahren wurden sie aber hart und zeigten die Spuren der heftigen Leidenschaften, die sein Inneres durchwühlten. Als er von einer Krankheit befallen wurde und wieder zu genesen begann, drangen die Fürsten des Reichs darauf, daß er sich vermählen sollte. Er war mit Bertha, einer mit Schönheit und Tugend ausgestatteten italienischen Prinzeß, verlobt und diese wurde auch seine Gemahlin. Allein nach kurzer Zeit bewies er ihr die entschiedenste Abneigung und unterließ nicht, ihr seinen Ueberdruß gegen sie, ja seinen offenbaren Haß bei jeder Gelegenheit zu erkennen zu geben. Es schien, als sträube sich sein unbändiges Gemüth gegen jede Art von Fessel; je liebevoller sich Bertha gegen ihn bewies, je mehr sie sich würdig zeigte, seinen Thron mit ihm zu theilen, desto verächtlicher und herabwürdigender behandelte er sie. Er wollte ihrer um jeden Preis los sein und um einen Grund zu ihrer Verstoßung zu finden, ging er sogar so weit, sie durch einen seiner Höflinge zu einer Untreue gegen ihn verleiten zu lassen. Als aber dieser schmähliche Plan an der Tugend der Königin scheiterte, warf er die Maske ab und erklärte, sich unter dem Vorwand, sie sei mit ihm verwandt und seine Ehe mit ihr sei ungültig, von ihr scheiden lassen zu wollen. Er fand auch Helfershelfer genug, ihn in der Ausführung dieses abscheulichen Vorhabens zu unterstützen, doch widersetzten sich demselben die angesehensten Bischöfe, Aebte und Fürsten des Reichs. Rom nahm die Rechte der gekränkten Gattin in Schutz und erklärte eine solche

Scheidung als ein in der Christenheit unerhörtes Aergerniß, als einen Schandflecken der königlichen Würde und eine Schmach für die deutsche Nation. Heinrich beharrte indessen in seinem Haß gegen seine unglückliche Gemahlin; er erschöpfte alle Mittel, ihrer los zu werden, bis sie selbst, der schmählichen Behandlung von seiner Seite müde, sich freiwillig in die Mauern eines stillen Klosters zurückzog. In Sachsen, Thüringen und Schwaben verhehlten die Großen und das Volk ihren Unwillen nicht, als sie sahen, wie ihre schöne und unglückliche Königin behandelt wurde, während sich Heinrich einem wüsten Leben überließ, das näher zu schildern wir unterlassen müssen. Der König machte sich nicht nur durch seine schamlosen Eingriffe in das Familienleben seiner Unterthanen verhaßt, sondern auch durch die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, die sich seine Günstlinge erlauben durften. Bisthümer und Abteien wurden an Unwürdige verliehen oder an Solche überlassen, die das meiste Geld dafür zahlten; unerschwingliche Abgaben wurden dem Volke auferlegt und die schonungslosesten Erpressungen ausgeübt. Um Unzufriedene, deren es bei den unaufhörlichen Gewaltthätigkeiten, die der König und seine Schergen verübten, eine große Menge gab, niederzuhalten, wurden in Sachsen, Thüringen und andern Ländern feste Burgen erbaut und mit rohen und raubsüchtigen Kriegsleuten besetzt, von welchen die umliegenden Gegenden die schmählichste Behandlung zu ertragen hatten.

Der König haßte alle Jene, die sich nicht zu willenlosen Werkzeugen von ihm gebrauchen ließen; daher war er gegen alle Geistlichen, die es getreu mit der

Kirche hielten. Sein Ingrimm gegen Rom stieg noch mehr, als der päpstliche Legat Petrus Damiani auf dem Frankfurter Reichstag im Namen des Papstes feierlich erklärte, daß seine beabsichtigte Scheidung von seiner rechtmäßigen Gemahlin gegen die Gesetze Gottes sei und er sie nicht von seiner Seite lassen dürfe. Da die Prälaten und Großen des Reichs diesem Ausspruch ihre Zustimmung gaben und Heinrich nicht den Schein auf sich laden wollte, als widerstrebe er der Kirche, so sah er sich genöthigt, Bertha als Königin und Gemahlin wieder anzunehmen. Sein Inneres aber loderte auf in Zorn und Wuth gegen alle die, welche seine Absichten zu vereiteln gesucht hatten, und um nicht in der Nähe seiner ihm verhaßten Gattin bleiben zu müssen, brach er nach Sachsen auf. Die arme Verlassene folgte ihm dahin, um einen gütigen Blick von ihm zu erhalten, ein Wort der Liebe aus seinem Munde zu vernehmen; er empfing sie aber in Goslar mit Kälte und sein ganzes Betragen gegen sie zeigte nur zu deutlich, daß seine bisherige Abneigung gegen sie nicht abgenommen und sie ihm nur lästig war.

Die sich stets wiederholenden Kränkungen, die Heinrich die Sachsen erfahren ließ, der verächtliche Hohn, mit welchem er ihre Fürsten behandelte, führte eine solche Erbitterung gegen ihn herbei, daß ein fürchterlicher Aufstand ausbrach, an dessen Spitze Otto von Nordheim stand, den Heinrich fälschlich angeklagt und seines Herzogthums Baiern beraubt hatte. Des Königs Heer erlitt eine gänzliche Niederlage, worauf er den Aufständischen Verzeihung und Vergessen des Geschehenen versprach. Als sie aber im Vertrauen auf sein

Wort und im guten Glauben auf die Heiligkeit der eingegangenen Verträge die Waffen niederlegten und sich der Ruhe und einer friedlichern und gesetzmäßigern Behandlung zu erfreuen begannen, überfiel er sie plötzlich mit seinen im Geheimen geworbenen Kriegsschaaren und übte die schauderhafteste Rache am ganzen Lande und dessen Bewohnern aus. Wenn er die Macht in Händen hatte, kannte seine Grausamkeit keine Grenze mehr. Unterlag er aber und konnte er dem in ihm tobenden Ingrimm keine Folge geben, dann nahm er seine Zuflucht zur Verstellung, heuchelte Bedauern über das Vorgefallene, zu dem er sich nur durch seine jugendliche Hitze und den schlechten Rath seiner Anhänger habe verleiten lassen, versprach Abstellung aller Mißbräuche, Erhörung gerechter Klagen und dauernden Frieden. Unter der Hand waren aber seine Gedanken nur auf Rache und Unterdrückung Jener gerichtet, denen er sich hatte beugen müssen. Nach den Schritten der Gewaltthätigkeit, zu denen sich die sächsischen Großen aus äußerster Noth und weil ihnen kein anderes Mittel mehr übrig blieb, hatten hinreißen lassen, war ihnen nichts erwünschter, denn als friedliche Unterthanen unter die Botmäßigkeit des Königs zurückzukehren; aufrichtigen Herzens brachten sie ihm von neuem ihre Huldigung dar und gelobten ihm treue Anhänglichkeit und Dienstpflicht. Der König erkannte dies öffentlich dankbar an und bezeugte darüber seine Freude; im Geheimen aber warb er neue Kriegerhaufen an und überfiel die Provinzen von neuem in dem Augenblick, wo sie sich einer gänzlichen Sicherheit glaubten überlassen zu dürfen. Im ganzen Lande wurden die gräulichsten Verheerungen angerichtet,

die Saaten zerstampft, die Wohnungen eingeäschert, die Bewohner auf's schmählichste und grausamste behandelt und hingemordet. Die Verwüstung war so groß, wie sie nur von einem herzlosen Tyrannen, in dem jeder Funke des Mitleids erstorben, ausgehen kann. Es kam zwar wieder ein Frieden mit Thüringen zu Stande, allein Heinrichs Wortbrüchigkeit und schonungslose Unterdrückung brachten die Sachsen an den Rand der Verzweiflung, denn es drängte sich ihnen die Ueberzeugung auf, daß auf friedlichem Wege nichts von ihm zu erwarten und ihr Heil nur in dem Glück der Waffen zu suchen sei. Heinrich brach an der Spitze eines zahlreichen Heeres abermals gegen Sachsen auf; als er aber sah, daß sich die ganze Masse des Volks wehrhaft gegen ihn gemacht und Jeder zur Erlangung der Freiheit sein Leben daran zu setzen bereit war, zitterte er und wagte es nicht, sich in einen Kampf einzulassen. Um seine Schwäche nicht zu verrathen, zeigte er sich anscheinend großmüthig und erbot sich, friedliche Unterhandlungen anzuknüpfen. Seine Gesandten begaben sich in's feindliche Lager; es waren die Erzbischöfe von Salzburg und Mainz, die Bischöfe von Augsburg und Würzburg nebst dem Herzog Gottfried von Lothringen. Sie wurden ehrenvoll empfangen, die Friedensunterhandlungen begannen, die Bevollmächtigten des Königs räumten die günstigsten Bedingungen ein, verlangten aber, daß die sächsischen Fürsten und Großen sich zur Rettung der Ehre des königlichen Ansehens vor Heinrichs Thron stellen und durch Kniebeugung sich als seine Dienstvasallen erklären, dann aber wieder frei abziehen sollten. Bei diesem Vorschlage bemächtigte sich Aller der größte Unwillen; sie riefen, Heinrich verlange

nur, daß sie sich ihm wehrlos übergeben sollten, damit er sich ihrer bemächtige, sie in Fesseln schlagen und nach seiner grausamen Willkür behandeln könne. Die Gesandten betheuerten aber, der König habe ihnen die ausgedehnteste Vollmacht ertheilt, den Frieden zu schließen, und sich auf das feierlichste anheischig gemacht, alle von ihnen eingegangene Bedingungen aufrecht zu halten; sie selbst seien bereit, sich, gestützt auf das königliche Ehrenwort, dafür zu verbürgen. Wirklich erhoben sie sich und legten einen Eidschwur ab, die Bischöfe auf das Kreuz und Herzog Gottfried auf sein Schwert, daß, nachdem die Fürsten und Würdeträger dem Könige den verlangten Unterwerfungsakt geleistet, wovon er sie nicht frei sprechen könne, er sie im Besitze ihrer Lehen und Rechte lassen und dem ganzen Volke Frieden und Freiheit schenken werde. Da ließen sich die Sachsen beschwichtigen, eingedenk der langen Drangsale ihres Vaterlandes und des Looses so vieler Greise, Gattinnen und Kinder und daß, wenn ihnen auch der Sieg im Kampfe zu Theil würde, dieser nur mit dem Blute Tausender erkauft werden könnte und zahllose Thränen zur Folge haben würde; sie unterdrückten mit edler Selbstverleugnung die Stimme des sich in ihnen regenden Stolzes und erstickten jeden Argwohn, um den Ihrigen um jeden Preis den Frieden zu verschaffen. Sie erklärten den Bischöfen und dem Herzoge, sie seien bereit, zu thun, was der König von ihnen verlange. Heinrich ließ einen Thron im freien Felde errichten und umgeben von den ihm treu gebliebenen Reichsfürsten, Kronbeamten und im Angesichte des ganzen Heeres empfing er die sächsischen Großen, unter welchen die hervorragendsten Wezel, der Erzbischof von Magdeburg,

Bucco, der Bischof von Halberstadt, Herzog Otto von Nordheim, der junge Herzog Magnus von Sachsen, Pfalzgraf Friedrich, der Landgraf Adalbert von Thüringen, die Grafen Rüdiger, Sizzo, Bern und Berengar, sowie eine Menge anderer Gebieter und Ritter waren, die Alle, Jeder im Besondern, vor dem König das Knie beugten und ihn als ihren Lehnsherrn anerkannten.

Als aber Heinrich sie in seiner Gewalt sah, vergaß er seines Schwures, bemächtigte sich ihrer, ließ ihnen Fesseln anlegen und warf sie in tiefe Burgverließe oder übergab sie ihren erbittertsten Feinden zur Bewachung. Hierauf erklärte er ihre sämmtlichen Güter der Krone verfallen und durchzog Sachsen im Triumphe, indem er das Land die ganze Schwere seines Zorns fühlen ließ und aller Orten Schrecken, Tod und Verzweiflung verbreitete. Hatte er sich schon früher durch seine Wortbrüchigkeit und die gewissenlose Verletzung der Verträge die Abneigung und den Widerwillen der meisten Reichsfürsten und namentlich Rudolphs von Schwaben und Bertholds von Zähringen zugezogen, so wurde er jetzt durch seine schamlose Niedertracht Allen ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheus. Seine Verrätherei und tiefe Verworfenheit leuchtete noch mehr hervor, als ein Ritter, Namens Reginger, den Herzögen Rudolph und Berthold bekannte, Heinrich habe ihm den Befehl ertheilt, sich mit seinen Leuten in einem Gemach neben dem Versammlungssaal in Würzburg, in welches sich die Genannten nebst den übrigen Fürsten zur Berathung zurückziehen sollten, versteckt zu halten und sie Alle zu ermorden. „Ich verabscheute,“ fügte er hinzu, „ein solches Ansinnen und

der König gerieth deshalb in die größte Wuth gegen mich und würde mir das Leben genommen haben, hätte ich nicht die Flucht ergriffen." — Die Fürsten schauderten bei dieser Erzählung und mußten von jetzt an auf ihre Sicherheit bedacht sein, da bei des Königs Tücke und Mordlust auf allen ihren Schritten Verrath sie umlauerte. Noch kurz vorher hatte er einen seiner vertrauten Höflinge kaltblütig und gleichsam, als sei es ein Kinderspiel, mit eigener Hand todt niedergestreckt und seinen Geheimschreiber Conrad im Harzburger Walde meuchlings erdolchen lassen. Sie ließen daher dem König erklären, daß, nachdem er einen schändlichen Meineid begangen und sie selbst zu Opfern seiner Ruchlosigkeit bestimmt, sie sich fortan ihres Lehnseides frei und ledig ansähen und weder im Frieden noch im Kriege etwas mehr mit ihm zu thun haben wollten.

Nicht minder treulos und verrätherisch war Heinrich der Vierte gegen die Kirche und deren treue Diener. Er zeigte sich stets als ihr unversöhnlicher Feind, und hielt ihn auch Heuchelei oder die Furcht, sich zu schaden, manchmal ab, seinen Haß gegen dieselbe offenbar an Tag zu legen, so unterließ er nichts, ihr im Geheimen entgegen zu treten und ihre Anordnungen zu vereiteln. So wie er dem Papste Alexander dem Zweiten nur einen bösen Willen gezeigt, so wußte er auch dessen Nachfolger Gregor den Siebenten mit leeren Versprechungen, die er nie hielt, hinzuhalten; später sogar trat er ihm mit dem offenbarsten Trotze entgegen und entblödete sich nicht, den heiligen Mann mit Schmähungen zu überhäufen. Während er manchmal mit scheinheiligen Worten dem päpstlichen Stuhle seine Ergeben-

heit und Anhänglichkeit versicherte, hielt er es mit den Feinden desselben, unterstützte sie und trieb mit den Bisthümern und Klöstern einen Handel, wodurch sie in die unwürdigsten Hände geriethen, oder er beraubte die Kirchen ihrer Schätze und Einkünfte, um sie mit den Genossen seiner niedrigen Lüste zu vergeuden — kurz, er achtete nichts, was vom heiligen Stuhle ausging, spottete seiner Mahnungen und verlachte seine Dekrete.

Als er sich jedoch von den aufständischen Sachsen und Thüringern bedroht, von den seiner Tyrannei müden Fürsten verlassen sah und sich auf allen Seiten die höchste Mißstimmung über seine Verschwendungen und Grausamkeiten kund gab, begann er für seine Krone, die er so fest auf seinem Haupte wähnte, besorgt zu werden. Wohin er auch seinen Blick wenden mochte, überall entdeckte er nur Solche, die durch seine Wortbrüchigkeit und Gewissenlosigkeit von ihm abgewendet waren und zu seinen Feinden geworden, und er erkannte, daß sein Heil allein beim Papste zu suchen sei. Er schrieb also mit geheuchelter Zerknirschung einen Brief an den heiligen Vater, in welchem er sich eines lasterhaften Lebens schuldig bekannte und unter Anderm sagte, „er habe, nachdem er durch Gottes Zulassung zur Verwaltung des Reichs berufen worden, der Kirche nicht, wie es sich gebühre, das ihr zukommende Recht eingeräumt und die erforderliche Ehrfurcht bewiesen. Nachdem er nun in sich gegangen, bekenne er seine Vergehungen und klage sich vor dem Papste an, hoffend, daß er durch dessen apostolisches Ansehen Verzeihung erlangen werde. Er Unseliger habe sich tief vergangen

und gegen den Himmel und Seine Heiligkeit gesündigt, daher er des Namens eines Sohnes des heiligen Stuhls nicht würdig sei; nicht nur habe er Eingriffe in kirchliche Dinge gethan, sondern auch die Kirchenwürden selbst an Unwürdige verkauft.*)

Als Gregor dieses Schreiben erhielt, ward er hocherfreut darüber und äußerte gegen die Markgräfin Mathilde und mehrere deutsche Bischöfe und Fürsten, er hoffe nunmehr, daß Heinrich von seinen Verirrungen zurückkehren, der lang ersehnte Friede zwischen Kirche und Staat wieder hergestellt und das Reich sich einer dauernden Ruhe erfreuen werde. Der fromme Mann beurtheilte den König nach seinem eigenen aufrichtigen Gemüthe und redlichen Herzen; bald aber sah er, wie sehr er sich getäuscht hatte. Nachdem sich nämlich die zum Kampf gerüsteten Sachsen mittlerweile dem König unterworfen hatten, wachte von neuem die Hoffnung in ihm auf, allen seinen Widersachern Trotz bieten zu können; er kam von seiner früheren Niedergeschlagenheit zurück, erhob wieder stolz das Haupt und bewies durch seine Handlungen, daß nicht die Erkenntniß seiner Fehler, sondern nur die Bedrängniß seiner Lage ihn dahin gebracht, dem heiligen Vater Reue und Besserung zu verheißen. Der Bischof Hermann von Bamberg war seit zwei Jahren vom Papste vergeblich aufgefordert worden, nach Rom zu kommen, um sich wegen seiner Simonie und der sonstigen ihm zur Last gelegten Vergehungen zu verantworten, und endlich seiner Stelle entsetzt worden, worauf der Bamberger Klerus

---

*) Wörtlich. Labbe, conc. 39.

nach einem andern Bischof verlangte. Da übergab Heinrich dieses mächtige Bisthum einem seiner vertrautesten Rathgeber, der beim Volk im schlechtesten Rufe stand und als Urheber mancher vom König ausgegangenen Schlechtigkeit galt, einem gewissen Ruprecht, den er früher schon zum Propste von Goslar gemacht. Als ferner der Abt von Fulda gestorben war, drängten sich eine Menge Aebte und Mönche in die vom König zusammenberufene Versammlung und überboten sich einander zur Erwerbung dieser reichen Abtei; der Eine versprach dem König einen großen Theil aus den Einkünften derselben, der Andere große Geldsummen, so daß die Verhandlung einer öffentlichen Versteigerung ähnlich sah und man wahrnehmen konnte, wie weit es mit der Besetzung der geistlichen Aemter in Deutschland gekommen. Um dem Streit ein Ende zu machen, übergab Heinrich einem von dessen Abte dahin geschickten, ihm unbekannten einfachen Mönche von Hersfeld, Namens Ruzelin, den Hirtenstab und übertrug ihm die Abtei. Ebenso machte es der König nach dem Tode des Abtes Ulrich von Lorsch, indem er, ohne auf die Bitten und Vorschläge der Klosterleute zu achten, den ersten besten Mönch, der eben in seiner Nähe stand, zum Abte wählte, gleichsam als wollte er dadurch anzeigen, daß es nicht auf Würdigkeit und Tüchtigkeit dabei ankomme, sondern seine Laune und Willkür allein zu entscheiden habe. Daß der von Gott zur Verwaltung seiner Kirche berufene Oberhirt in Rom nicht gleichgültig bei solchen Thaten bleiben konnte, war voraus zu sehen. Außerdem gelangten auch von allen Seiten die Klagen und Beschwerden über das tyrannische Verfahren und lasterhafte Leben des Königs zu seinen Ohren; beson-

ders waren es die Sachsen, die schwere Anschuldigungen gegen Heinrich beim Papste vorbrachten. Die Regierung des großen Reichs, sagten sie, sei den Launen feiler Schmeichler und niederträchtiger Weibsbilder anheimgefallen, auf deren Einflüsterungen der König allein höre und die höchsten geistlichen Würden zum Aergerniß der Gläubigen an Unwürdige überlasse; der König, statt seinen Unterthanen in Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Sitte voranzugehen, befördere durch sein Beispiel und seine Umgebung das Laster. Noch bevor die Sachsen diese Anklagen vor des Papstes Ohren erschallen ließen, war ihm Heinrichs tiefe Versunkenheit bekannt und mehr als einmal hatten die Berichte über den gänzlichen Verfall der Religion und Tugend in des Königs Nähe sein Herz mit innerstem Kummer erfüllt; deshalb hatte er auch denselben schon früher in den eindringlichsten und strengsten Worten schriftlich ermahnt, von seinem bisherigen Leben abzulassen und zum Gehorsam gegen die Kirche zurückzukehren; es sei nicht erlaubt, mit Leuten, die durch Synodalbeschlüsse und den apostolischen Stuhl von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen worden, Umgang zu pflegen; er möge sich daher bekehren und einem Bischofe, der die Macht habe, ihn von so vielen Missethaten loszusprechen, eine aufrichtige Beicht ablegen. Nach dem von den sächsischen Großen gethanen Schritte schrieb er von neuem an ihn und legte ihm ohne Widerrede auf, den von ihm gefangen gehaltenen oder mit der Reichsacht belegten Bischöfen und Fürsten die Freiheit wiederzugeben und die ihnen geraubten Güter wiederzuerstatten.

„Wir wissen," fährt der Papst fort, „daß der, welcher Gott gern treuen Gehorsam bezeigt, in dem,

was wir kraft der Beschlüsse der heiligen Väter sagen, unsere Ermahnungen, als kämen sie aus dem Munde des Apostelfürsten selbst, ohne Weigerung beachtet. Bei dem Beschlusse des vor Kurzem gehaltenen Conciliums zu Rom sei er, mit Rücksicht auf den Zustand der Kirche, nur wieder zu den Verordnungen und der Lehre der heiligen Kirche zurückgekehrt; nichts sei neu, nichts aus eigener Erfindung aufgestellt; er habe nur verordnet, die höchste und einzige Richtschnur kirchlicher Zucht und den schon von den Heiligen betretenen Weg zu verfolgen. Freilich nennen Einige, die das Menschliche vor dem Göttlichen achten, diese Verordnung eine unerträgliche Last und Beschwerde, er aber — der heilige Vater — nenne sie nach ihrer eigentlichen Bedeutung vielmehr eine zur Wiedererlangung des Heils nothwendige Wahrheit und Erleuchtung, welche, wie er überzeugt sei, nicht nur der König, sondern alle Fürsten und Völker der Erde in sich aufnehmen und halten müssen. Sollte er jedoch," — so schloß der Papst — „nach so vielen Bitten, Mahnungen und Befehlen sich noch ferner hartnäckig denselben widersetzen, die Dekrete des Vaters der Gläubigen unbeachtet lassen und seinen Umgang mit den von der Kirche Ausgestoßenen fortsetzen, so würde das Schwert des heiligen Petrus ihn selbst von dem Schooße der Kirche trennen."

Bei dieser Androhung des Bannes gerieth Heinrich Anfangs in nicht geringen Schrecken. Bald aber kehrte sein früherer Trotz zurück, denn das ihm wieder günstiger gewordene Glück der Waffen hatte ihn von neuem übermüthig gemacht. Da er wohl ahnen mochte, daß die in Rom gegen ihn vorgebrachten Klagen hauptsäch-

lich von den Sachsen ausgingen, so versöhnte er sich scheinbar mit dem bei denselben im höchsten Ansehen stehenden Herzog Otto von Nordheim und entließ ihn seiner Haft, glaubend, ihn dadurch dem Papste abwendig zu machen; alle übrigen Großen und Bischöfe fuhr er jedoch noch immer fort, in Gefangenschaft und Verbannung zu halten. Unter dem Vorwande, die Reichsfürsten über das fernere Schicksal der gefangenen Sachsen entscheiden zu lassen, berief er eine Versammlung nach Goslar, zu welcher sich aber nur Wenige einfanden, da die meisten dem Könige abgeneigt waren oder ihm zu widersprechen fürchteten. Es wurde Mehreres beschlossen, allein von den Gefangenen war gar keine Rede, vielmehr zeigte Heinrich in Gegenwart der Legaten des Papstes, wie wenig ihm an den Drohungen desselben gelegen war. Es hatte sich nämlich eine zahlreiche Gesandtschaft aus dem Volke und dem Klerus von Köln auf dem Reichstag eingefunden, mit dem Gesuche, ihnen einen neuen Erzbischof zu setzen. Der edle und fromme Hanno war nach einem tiefbewegten Leben, in dem er die herbsten Verfolgungen erlitten, eingegangen in die Ruhe des Herrn, dem er auf Erden mit unverbrüchlicher Treue gedient. So oft der König vom Pfade des Rechts abweichen wollte, war er ihm mit kühnem Muth entgegen getreten und nichts hatte ihn jemals vermocht, seine Zustimmung zu Schritten zu geben, die ihm den Grundsätzen der Tugend und Religion entgegen und des königlichen Namens unwürdig schienen. Mochte, durch seinen Widerstand aufgebracht, Heinrich voller Wuth die fürchterlichsten Drohungen, sein ganzes Erzbisthum mit Feuer und Schwert zu verheeren, gegen ihn ausstoßen, oder ein ander Mal

durch Betheuerungen und Versprechungen in ihn dringen — er blieb standhaft und erklärte, sich um keinen Preis und durch keine Schrecknisse jemals verleiten zu lassen, sich am Bösen zu betheiligen. Während er die höchste Würde des Reichs bekleidete, legte er stets die tiefste Demuth an Tag. Unermüdet wirkte er für die Verherrlichung seiner Kirche. Durch seine unabläßigen Bemühungen erblühte in den Klöstern und Abteien seines Sprengels ein neues Leben evangelischer Zucht und Frömmigkeit. Nach einer schrecklichen Krankheit, die seinen Leib langsam verzehrte und ihn ein langes Marterthum bestehen ließ, wodurch — wie sein Zeitgenosse Lambert von Aschaffenburg sagt — der Herr dieses Gefäß der Auserwählung im Schmelztiegel vorübergehender Trübsal noch mehr läutern wollte, stieg seine Seele hinauf von den Menschen zu den Engeln, von diesem irdischen Dasein zur ewigen Unsterblichkeit. *)

Als nun der erzbischöfliche Stuhl von Köln von neuem zu besetzen war, gedachte Heinrich der Unbeugsamkeit, mit welcher Hanno sich seinen Zumuthungen widersetzt, und damit er ferner von dieser Seite auf keinen Widerstand mehr stoße, ernannte er zu dieser Würde einen Mann, von dem er aus Erfahrung wußte, daß er ihm in allen Dingen zu Willen war — einen gewissen Hildolf von Goslar, dessen unansehnliche Gestalt, Häßlichkeit, gemeines Herkommen und bedenklicher Ruf einen solchen Widerwillen bei allen Anwesenden erregte, daß, als er die Versammlung verlassen hatte,

---

*) Lamb. Schaffn. ad. a. 1075.

er mit Hohngeschrei verfolgt und mit Koth und Steinen nach ihm geworfen wurde. *) Allein keine Vorstellungen halfen; Heinrich beharrte bei seiner Wahl und erklärte, kein Anderer als der Genannte solle Erzbischof von Köln werden.

Die päpstlichen Legaten hatten dem Könige die Erklärung überbracht, daß er sich zu bestimmter Zeit vor eine Synode in Rom zur Rechtfertigung der ihm angeschuldigten Verbrechen zu stellen habe, wo nicht, so solle er wissen, daß er am selben Tage mit dem Banne belegt und aus der Kirchengemeinschaft gestoßen werde. Heinrich gerieth hierüber in den heftigsten Zorn, überhäufte die Gesandten mit Schimpfworten und jagte sie hinweg. Hierauf sandte er nach allen Gegenden hin Boten, die ihm ergebenen Bischöfe, Aebte und Fürsten zu einer Versammlung nach Worms zu bescheiden, und begab sich bald darauf selbst dahin. Hier brachte ein gewisser Blancus, ein Anhänger Guiberts von Ravenna und offenbarer Feind des Papstes, den dieser kurz vorher wegen seiner Albernheit und schlechten Sitten seiner kirchlichen Würde hatte entsetzen müssen**), die niedrigsten, ja lächerlichsten Verläumdungen gegen Gregor vor. Was nur Haß und Lüge zu ersinnen vermag und es Abscheuliches gibt, wurde dem auf Gottes Wegen wandelnden frommen Manne angedichtet; er treibe Zaube-

*) L. c. ibid.

**) Propter ineptiam et inconditos mores, sagt Lamb. Schaffn. Und auf die Aussage dieses Menschen gründen kirchenfeindliche Schriftsteller ihre Anklagen und Verdächtigungen gegen den großen Papst!

rei, bete den Teufel an, sei ein Ketzer, Blutsauger und Dergleichen. Wohl wußte der König, der des Papstes heiliges Leben kannte, daß Alles nur Erdichtung und Verläumdung war, allein da es ihm dazu diente, seinen Racheplan gegen den Statthalter Christi auszuführen, so gefiel ihm das Gezisch dieser giftsprühenden Schlange, dem auch die meisten der Versammelten, die sich den Anordnungen des Papstes zur Wiederherstellung der kirchlichen Zucht nicht hatten fügen wollen und mit feindlichen Absichten gegen denselben nach Worms gekommen waren, beistimmten. Nachdem auch der Bischof Wilhelm von Utrecht, ein Vertrauter Heinrichs, seinen Geifer gegen Gregor ausgesprudelt, wurde derselbe von der Versammlung abgesetzt und der päpstlichen Würde verlustig erklärt. Darauf beorderte Heinrich Gesandtschaften an die schismatischen Bischöfe in der Lombardei und der Mark Ancona und ließ sie auffordern, die Absetzungsurkunde mitzuunterzeichnen, was diese aus grimmigem Haß gegen Gregor bereitwillig thaten und den Schwur ablegten, ihn nicht als Papst zu erkennen und ihm keinen Gehorsam zu leisten. Der König selbst hatte die Unverschämtheit, dem Papste einen Brief voll schmählicher Verunglimpfungen zu schreiben, den er, nachdem er die von seinen Anhängern in Worms vorgebrachten groben Lügen wiederholt, mit den Worten schloß: „Ich spreche dir alles Recht des Papstthums ab und befehle dir, von dem Stuhle zu Rom herabzusteigen." Zu gleicher Zeit forderte er die römischen Großen und das Volk auf, den Mönch Hildebrand, wie er den heiligen Vater in seinem Schreiben nannte, vom apostolischen Stuhle zu stoßen. Ein schismatischer Geistlicher der Kirche zu Parma, Roland, übernahm den Auftrag, diese Briefe,

sowie die übrigen Beschlüsse nach Rom zu überbringen.

Mittlerweile hatte Gregor in Rom eine Synode zusammen berufen. Hundert und zehn Bischöfe waren in der Laterankirche versammelt; Gregor saß auf erhabenem Sitze, da trat Roland vor, wandte sich zum Papst und sprach: „Der König, mein Herr, und alle Bischöfe jenseits der Alpen und in Italien verkündigen dir den Befehl: Du sollst den dir angemaßten Stuhl des heiligen Petrus und die römische Kirche unverzüglich verlassen.“ Hierauf sich zu den Bischöfen wendend, fuhr er fort: „Euch, ihr Brüder, wird angesagt, daß Ihr euch zum nächsten Pfingstfeste vor dem Könige stellen sollt, um aus seinen Händen einen Papst zu erhalten, weil dieser nicht als ein Papst, sondern als ein reißender Wolf erfunden worden ist.“

Bei diesen Worten bemächtigte sich der Geistlichen und aller Anwesenden der größte Unwillen; die römischen Großen zogen ihre Schwerter, stürmten auf den schamlosen Sendboten ein und würden ihn vor den Augen des Papstes ermordet haben, wäre dieser nicht herbeigeeilt und hätte ihn mit seinem eigenen Leibe gedeckt, indem er die Gemüther zu besänftigen suchte, zur Mäßigung rieth und der Versuchung zum Zorne nicht nachzugeben. Dann nahm er das Wormser Absetzungsdekret und die Briefe vom Könige und las sie mit bewunderungswürdiger Fassung vor. Die Ueberschrift von Heinrichs Schreiben an Gregor lautete: An Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch. Unter einer Menge Schmähungen, wie nur

blinder Haß und Ingrimm sie eingeben können, enthielt der Brief auch folgende Aeußerungen: „Du hast die Regierer der heiligen Kirche, Erzbischöfe, Bischöfe und Priester als Gesalbte des Herrn nicht allein anzugreifen dich nicht gescheut, sondern wie Knechte, die nicht wissen, was ihr Herr thut, sie unter deine Füße getreten. — Du hast dich erdreistet, dich selbst gegen die uns von Gott zugestandene königliche Würde zu erheben, zu drohen, sie uns zu entreißen, gleich als hätten wir unsere Herrschaft von dir erhalten, oder als sei Königreich und Kaiserthum in deiner, nicht in Gottes Hand, da doch Christus, unser Herr, uns zur Königskrone, dich aber nicht zum Priesterthume berufen hat. — — Auch mich, obgleich ich unwürdig unter den Gesalbten zum Reiche gesalbt bin, hast du angetastet, da doch die Lehre der heiligen Väter sagt, daß nur Gott mich richten und ich um kein anderes Verbrechen abgesetzt werden könne, als wenn ich vom Glauben abweiche. — Weil du aber Gott nicht fürchtest, ehrst du auch mich, seinen Geordneten, nicht. Du also, mit Fluch behaftet und durch unser und aller Bischöfe Gericht verdammt, steige herab, es soll ein Anderer auf den Stuhl steigen — der die rechte Lehre St. Petri lehrt."

Bei Verlesung dieser Briefe gab sich eine solche Aufregung kund und Alle waren über die schmachvolle Behandlung des heiligen Vaters und den Lügengeist, der in den an ihn gerichteten Worten lag, so empört, daß nur mit vieler Mühe der königliche Gesandte gerettet werden konnte und der Papst sich genöthigt fand, die Versammlung aufzuheben. Als das Concilium andern Tags wieder eröffnet wurde, hielt Gregor eine An-

sprache und sagte, wie mild und schonend er stets den König behandelt und väterlich zurechtgewiesen und wie sanft er ihn um die Freilassung der gefangenen Bischöfe gebeten. Nachdem erhob sich die ganze Versammlung, nannte den König einen Lästerer, Treulosen und Tyrannen und drang in Gregor, die Exkommunikation über ihn auszusprechen, indem sie betheuerten, sie wollten den Papst, ihren Vater, nie verlassen, ihm beständig helfend zur Seite stehen und selbst den Tod für ihn nicht scheuen.

Da erhob sich Gregor und sprach mit feierlicher Stimme auf das allgemeine Verlangen der ganzen Versammlung den Kirchenbann gegen den König aus, erklärte ihn seiner Herrschaft über das deutsche Reich und Italien verlustig, entband alle Christen, die ihm den Unterthaneneid geschworen, von demselben und verbot ihnen, ihm ferner zu dienen. *)

In derselben Synode wurde auch der Kirchenbann gegen die Haupträdelsführer, deren Rath der König in Worms befolgt, ausgesprochen oder erneuert. Den übrigen Bischöfen aber, die in Worms gewesen, wurde ein Tag angesetzt, bis zu welchem sie sich in Rom einzufinden hätten und ihre Sache entschieden werden sollte. Stellten sie sich nicht, so solle auch über sie die Exkommunikation ausgesprochen werden. Es kamen aber alsbald Briefe von mehrern Bischöfen aus Deutschland an, worin sie ihren Irrthum bekannten,

*) Der wörtliche Inhalt dieser Exkommunikation findet der Leser in Bertha, oder Papst und Kaiser, von Mac Cabe. Seite 511. (Aachen, Cremersche Buchhandlung.)

Verzeihung vom Papste erflehten und fest versprachen, ihm hinfort allen Gehorsam zu erweisen. Hierauf erließ Gregor ein Schreiben an die deutschen Reichsstände, Bischöfe, Herzöge, Grafen und Herren, worin er denselben die Gründe seines Verfahrens mit Würde und jener Ruhe darlegte, die das Bewußtsein verleiht, mit vollem Recht und im Sinne des ihm von Gott verliehenen Amtes und der heiligen Kirche gehandelt zu haben. *) „Er wolle" — hieß es darin — „nach seinem Gewissen die echten Gründe angeben, die ihn zu diesem Schritt bewogen, nur um die Meinung Jener zu widerlegen, die da meinten, er habe das geistliche Schwert ergriffen und es mehr aus Leidenschaft als aus göttlichem Antrieb und Eifer für das Recht gezückt. Schon als Diakon habe er viel von des Königs verkehrtem Wesen gehört und schon damals es ihm sehr am Herzen gelegen, durch Briefe und Gesandten ihn zu ermahnen, sein Leben zu ändern, es seines königlichen und, wenn Gott es gäbe, daß er Kaiser würde, seines kaiserlichen Namens würdiger zu machen; nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen und des Königs verkehrter Sinn mit dessen Alter zugenommen, habe er alle Mittel versucht — Tadel, Bitten und Ermunterungen, ihn auf den Weg der Besserung zu leiten, denn er habe bedacht, daß Gott einst des Königs Seele von seiner Hand fordern werde. Der König habe aber stets nur demüthig versprochen und durch die That immer Alles mit Füßen getreten. Wie Heinrich Bisthümer und Klöster, statt an Hirten, an Wölfe gegeben,

---

*) Siehe: *Gosselin*, pouvoir du pape au moyen âge. Tom. II, chap. 2.

um Geld damit gefeilscht und Alles mit simonistischer Ketzerei besudelt, wisse man. Da schon ein Theil des Reichs im sächsischen Kriege vom Könige habe abfallen wollen, habe derselbe wieder demüthige Briefe nach Rom gesandt. Er — der Papst — habe ihm gerathen, die verderblichen Rathgeber von sich zu entfernen. Allein nach erlangtem Siege habe der König alles dessen nicht geachtet, vielmehr die Bischöfe ganz Deutschlands und Italiens gegen den päpstlichen Stuhl zum Aufruhr gebracht. Da sei der Verkehrtheit genug gewesen. Zwei Hauptgründe hätten ihn alsdann zur Verurtheilung des Königs bewogen: Erstlich, weil er sich vom Umgange Jener, die wegen Heiligthumsraub und simonistischer Ketzerei mit dem Kirchenbann belegt worden seien, nicht habe entfernen, und dann, weil er für die Verbrechen seines Lebens nicht nur keine Buße habe thun, sondern nicht einmal versprechen wollen; weil er Treue erlogen und die in der Hand der päpstlichen Legaten versprochene gebrochen und sich erkühnt habe, den Leib Christi — die Einheit der Kirche — zu zerspalten. Sollte Jemand diesen Beschluß für ungerecht und unvernünftig halten, so möge ein Solcher, wenn er auf die heiligen Verordnungen nicht hören wolle, sich dann nicht mit dem, was er — der Papst — sondern was die göttliche Autorität lehre und entscheide und der einstimmige Ausspruch der heiligen Väter anordne, beruhigen. Doch glaube er nicht, daß unter den Gläubigen, welche die kirchlichen Beschlüsse kennten, einer in dem Irrthum befangen sei, zu glauben, es sei dieses nicht völlig mit Recht geschehen, wenn er es auch nicht öffentlich zu gestehen wage; wähne auch irgend Einer, der Papst habe den König aus einer nicht hinlänglich wichtigen

Ursache oder nicht in der rechten Weise, wie es die heiligen Väter lehrten, in den Bann gethan, so sei der Ausspruch deshalb nicht zu verwerfen, sondern die Lossprechung müsse mit aller Demuth nachgesucht werden. Aendere der König seine Gesinnung, so werde er — der Papst — ihn, was derselbe auch gegen ihn unternommen, in die heilige Gemeinschaft de Kirche wieder aufnehmen."

Während so die Wächter der Kirche zu Rom über Heinrichs Frevel zu Gericht saßen und der Tag herannahete, wo die selbst verschuldete Strafe wie ein Blitz aus gewitterschwangerer Wolke ihn plötzlich treffen sollte, überließ er sich in Sachsen seinen siegestrunkenen Gedanken und freute sich im Voraus, wie er nun bald durch einen von ihm an Gregors Stelle auf Petri Stuhl gesetzten Papst eigener Wahl die Kirche zu knechten und das christliche Abendland nach seinem Sinne zu regieren im Stande sein werde. Zur größern Befestigung seiner Macht, die ihn nun, wie er wähnte, über Alles erheben würde, ließ er die gefallenen Burgen auf den Bergen durch das zu schweren Frohndiensten herangezogene Volk von neuem errichten und bemannte sie mit starker Wehr. Er setzte seine Hoffnung auf Mauer und Stein, als bedürfe er keines andern Beistandes. Aufgebläht von diesen Gedanken des Trotzes und sich in Träumen völliger Sicherheit wiegend, begab er sich nach Utrecht. Der dortige Bischof Wilhelm gehörte mit zu den erbittersten Feinden des Papstes und war dem Könige stets ein getreuer Anhänger und Rathgeber gewesen. Da kam der Gesandte, den Heinrich nach Rom geschickt, von da zurück und überbrachte das Exkommunikations-

dekret. Der König gerieth darüber in die größte Bestürzung, doch redete ihm der Bischof zu, suchte ihn zu beruhigen und rieth ihm, sich gleichgültig über diesen Schritt des Papstes zu zeigen. An dem einige Tage darauf eingetretenen Osterfeste bestieg Wilhelm die Kanzel und ergoß sich gegen den Vater der Christenheit in den bittersten Schmähworten und Lästerungen, bezeichnete ihn als einen Meineidigen, Lasterhaften, nannte dessen Apostelamt ein falsches und schloß dann mit höhnischem Tone, der König sei von einem solchen Menschen in den Kirchenbann gethan, es sei aber lächerlich, auf so Etwas zu achten. Kaum war er aber mit seiner Lästerrede zu Ende, da wurde der verläumderische Bischof von schrecklichen Qualen des Körpers und der Seele ergriffen; er wälzte sich vor rasenden Schmerzen am Boden und schrie, er habe das ewige Leben verloren, weil er den König zu allem Sündlichen verleitet und gegen den heiligen Vater in schnöder und freventlicher Weise aufgetreten sei. „Saget dem Könige," sprach er, „daß ich und er und Alle, die seine Vermessenheit begünstigten, auf ewig verdammt sind." Und als die, welche bei ihm waren, baten, das nicht zu sagen, erwiderte er: „Warum soll ich nicht bekennen, was mir klar ist? Seht, die Geister der Hölle umstehen mein Lager, um mich zu fahen. Euch aber und alle Gläubigen bitte ich, daß nach meinem Tode keiner sich abmühe, bei Gott für mich zu beten. Für mich gibt es keine Verzeihung!" Und so starb er in Verzweiflung. Als der Bischof Heinrich von Lüttich bei Gregorius anfragte, wie es mit des Bischofs von Utrecht Leiche zu halten sei, antwortete ihm der Papst: „Nicht von ihm, sondern von dem nach dem gemeinsamen Ausspruch der heiligen Väter Feststehenden könne er

lernen, was zu thun sei; so oft er in kirchlichen Angelegenheiten ein Urtheil abgegeben oder noch abgebe, habe er deren Satzungen festgehalten, sich darauf gestützt und nichts Neues oder von ihm selbst Ausgehendes vorgebracht, sondern nur deren durch den heiligen Geist eingegebene Aussprüche befolgt.

Nicht allein Wilhelm von Utrecht, sondern auch mehrere andere Jener, die sich gegen den Papst so schwer vergangen, trafen die göttlichen Strafgerichte. Burkhard, der Bischof von Meißen, stürzte vom Pferde und starb; Eppo, der Bischof von Zeitz, kam in einem kleinen Flusse um, und der Herzog Gozilo, ein großer Widersacher des Papstes und Anhänger Heinrichs, fand den Tod durch Mörderhand. In denselben Tagen starb auch der Bischof Heinrich von Speier. Hatte schon die Kunde von dem über den König ausgesprochenen Bann ganz Deutschland in Schrecken versetzt, so wurden die Feinde des Papstes furchtbar erschüttert, als sie den so plötzlich eingetretenen Tod so vieler ihrer Genossen erfuhren, und sie fingen an, für ihr eigenes Leben zu zittern. Viele gingen in sich und wandten sich bußfertig an den heiligen Stuhl oder zogen selbst nach Rom, um Gnade und Vergebung zu erlangen. Alle die, welche die gefangenen Fürsten Sachsens in Verwahr hielten, ließen sie ohne des Königs Vorwissen frei. Während der Abwesenheit derselben hatte ihre Heimath unter dem schwersten Joch der Unterdrückung geseufzt. Unerschwingliche Abgaben waren dem Volke aufgelegt und täglich mußte es harte Frohndienste leisten. Wie früher überfielen die in den Burgfesten liegenden rauhen Krieger die ringsum wohnenden Landleute, plünderten sie und

verübten die schändlichsten Gewaltthaten an ihnen und ihren Familien. Zusammenkünfte wie sonst, um sich über ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen, durften ohne die größte Gefahr nicht mehr gewagt werden, und da ihre frühern Anführer und alle Mächtigen vom Lande fern — in Gefangenschaft und Verbannung — waren, so schwand alle Hoffnung jemaliger Befreiung, denn sie wußten aus Erfahrung, daß von des Königs unversöhnlichem und racheglühendem Gemüthe keine Erleichterung zu erwarten stand. Während indessen im ganzen Lande Niedergeschlagenheit herrschte, regte sich bei zwei kühnen Jünglingen der Gedanke, ihr Vaterland von seinem schweren Druck zu befreien. Es waren die Söhne eines Grafen Gero, Wilhelm und Dietrich, die all ihr Erbgut verloren hatten, daher bei der Gefangennahme der Fürsten und Edelleute übergangen worden waren und bis dahin ganz unbekannt in der Zurückgezogenheit jenseits der Elbe gelebt hatten. Der Anblick des tiefen Elends, worin ihr Vaterland schmachtete, erfüllte sie mit unsäglichem Schmerz und sie beschlossen, bei der allgemeinen Muthlosigkeit, in welche das Volk versunken war, ihr Leben für die Wiedererlangung der angestammten Freiheit einzusetzen. Sie sammelten Gleichgesinnte um sich, und ihre Zahl wuchs von Tag zu Tag, so daß sie es bald wagen durften, des Königs Kriegsknechten kühn entgegen zu treten. Neues Glück erhöhte ihren Muth; die Wehrmänner der verbannten Großen, alle Freigeborenen strömten ihnen schaarenweise zu, Alle entschlossen, lieber zu sterben, als ferner ein Dasein unerhörter Schmach und Sklaverei fortzuführen. Auch gesellten sich zu ihnen viele Andere, die bisher den Verfolgungen des Königs entgangen

waren. Als ihre Zahl groß genug war, dem Feind im offenen Felde entgegenzurücken, da erwachte auch im Landvolke der Gedanke an die Möglichkeit der Befreiung; es eilte seinen Rettern zu und verband sich mit ihnen zum Kampf wider seine Unterdrücker. So fanden es die heimkehrenden Fürsten, von denen Hermann, ein Oheim des Herzogs Magnus, und Dietrich von Catelenburg schon früher von ihren Verwahrern ihrer Haft entlassen worden waren. Sie traten zu den versammelten Schaaren und ermunterten sie zur Abschüttlung des schweren Joches noch mehr auf. „Der König," so sprachen sie, „hat wortbrüchig an uns gehandelt und wir können seinen Versprechungen kein Ohr mehr leihen. Ihr seht, er will uns nicht allein Alles rauben, was wir haben, sondern uns gänzlich vernichten. Uns bleibt daher anderes nichts übrig, als mit dem Schwert um unser theuerstes Gut, die Freiheit, zu kämpfen. Zweifelt nicht an Gottes Hülfe. So wie Er uns aus unserer Gefangenschaft gerettet, so wird Er auch euch seinen Beistand nicht versagen. Wer aber ein Tyrannenknecht sein und sein eigenes Volk mit unterdrücken helfen will, der entferne sich von uns und ziehe in die Verbannung. Nur wenn wir Alle einig sind, siegen wir." Nun durchzogen große Heerhaufen das Land; die Burgen, die sich nicht ergaben, wurden erstürmt und die Besatzungen aus dem Lande gejagt.

Doch nicht nur der allgemeine Aufstand des freigesinnten Sachsenvolks, das Heinrich für immer geknebelt glaubte, war es, was ihn schwer niederschlug, sondern auch seine alten Freunde, die ihm bisher getreulich zur Seite gestanden, fielen von ihm ab. Des

Königs sittenloser Wandel, seine Wortbrüchigkeit gegen die sächsischen Großen, seine Tyrannei gegen seine Unterthanen und der stolze Trotz, den er den väterlichen Ermahnungen des heiligen Vaters entgegen gesetzt — alles dieses machte, daß ihnen die Augen aufgingen und sie sich von einem gewissenlosen Herrscher abwendeten, der das Reich in so großes Unglück, ja an den Rand des Abgrunds gebracht und die Strafe des Himmels auf sich herabgezogen hatte. So traten Rudolph von Schwaben, Berthold von Kärnthen, sowie Herzog Welf von Baiern, Adalbert, Bischof von Würzburg, Bischof Hermann von Metz zu einem Bund zusammen, um über des Reiches Wohl in diesen Tagen der Verwirrung zu berathen. Als Heinrich gewahrte, welche gewitterschwangere Wolken gegen ihn heranzogen, wollte er, um dem ihm drohenden Sturm Einhalt zu thun, sich wieder auf Versprechungen einlassen; er lud alle Großen des Reichs zu einer Versammlung nach Worms ein, allein sie erschienen nicht; sie achteten seiner freundlichen Worte und schmeichlerischen Bitten nicht, und eben so wenig vermochten die nach Sachsen von ihm beorderten Gesandten zur Anknüpfung friedlicher Unterhandlungen etwas zu Wege zu bringen. Sie erhielten zur Antwort, des Königs Anerbieten seien Lügen, seine Worte mit Gift vermischt. Die verbündeten Fürsten luden alle Großen des Reichs, denen die Wohlfahrt desselben am Herzen liege, zu einer Versammlung nach Tribur ein. Mittlerweile war ein Schreiben des Papstes an sie von Rom eingegangen, des Inhalts: „Wie weit es mit dem Könige gekommen, ersehe man aus dem Beschlusse der Synode, wonach er seiner Würde entsetzt und sein Volk

vom Eide der Treue losgesprochen sei. Da aber nicht weltlicher Stolz und eitle Herrschbegierde — wie Gott davon Zeuge sei — sondern die Ordnung, auf welcher der heilige Stuhl und die allgemeine Mutterkirche beruhe, sowie die ihm übertragene Fürsorge für das Wohl des Ganzen uns bewogen, so erinnern und bitten wir euch, daß, wenn sich der König mit ganzem Herzen zu Gott wendet, Ihr ihn gütig aufnehmet und nicht sowohl nach der Gerechtigkeit, die ihm zu regieren verbietet, mit ihm verfahret, sondern ihm Mitleid zeiget. Wendet Alles zu seiner Besserung an; entfernt von ihm die verkehrten Rathgeber, welche durch eigene Verbrechen ihn verführen und zur Zwietracht mit der Kirche, mit Gott und dem heiligen Petrus ihn anreizen. Er halte die Kirche nicht mehr für eine ihm unterworfene Magd, sondern für eine über ihn gesetzte Herrin. Er soll den gegen die Freiheit der Kirche gerichteten Eingebungen seines Stolzes nicht ferner mit gewohnter Hoffart folgen, sondern die Lehren der heiligen Väter beachten. Gibt er uns über diese und andere rechtliche Forderungen Versicherungen, wie es sich geziemt, so wünschen wir davon durch geeignete Gesandten in Kenntniß gesetzt zu werden, damit alsdann gemeinschaftlich passende Vorkehrungen getroffen werden können. Kein Bischof soll sich aber erkühnen, ihn vom Banne freizusprechen, bis dazu die apostolische Zustimmung erfolgt. Zeigt aber der König keine Aenderung, so mag man an's Ruder des Reichs einen solchen setzen, der mit unbezweifelter Versicherung verspricht, alles Obengenannte und was für die christliche Religion und das Heil des ganzen Reichs als nothwendig erachtet wird, zu leisten. Um aber eure Wahl mit apostolischer Autorität zu be-

stätigen und die neue Anordnung für unsere Zeiten zu befestigen, wie unsere heiligen Väter gethan, so zeigt uns die Person, den Wandel und Charakter des Neuzuwählenden an, sobald Ihr könnt. — — Es scheint löblich, daß Ihr, wenn dieser König vom Thron entfernt werden muß, die Kaiserin und mich um Rath fraget über den zum Ruder des Reichs Neuerkorenen."

An dem bestimmten Tage kamen die Reichsfürsten zu Tribur in großer Anzahl zusammen, fest entschlossen, an Heinrichs Stelle einen andern König zu wählen. Als päpstliche Legaten hatten sich der Patriarch Sieghard von Aquileja und der Bischof Altmann von Padua eingefunden. Die Schwaben unter Welf waren früher angelangt und man erwartete nur noch die Sachsen. So wie man sie kommen sah, den Herzog Otto von Nordheim an ihrer Spitze, zogen der Patriarch und die übrigen Großen in Festgewanden ihnen entgegen. Als Welf und der Nordheimer sich erkannten, fielen sie sich in die Arme und gaben sich den Friedenskuß. Da ward keiner Feindschaft mehr gedacht, obgleich Welf die baierische Herzogwürde besaß, welche Otto war entrissen worden; ebenso umarmten sich zur fernern brüderlichen Eintracht die Ritter und andern Edeln aus Schwaben und Sachsen: Die ehemaligen Feinde waren nunmehr nur Freunde und Genossen. Die Kriegsschaaren schlugen ganz nahe aneinander ihre Lager auf. Welf und Otto versprachen sich im Geheim, daß wenn einem von ihnen die Königskrone zufiele, der andere sie ihm ohne Neid zugestehen solle. Sieben Tage lang beriethen sich die Fürsten, wie des Reiches Noth und Gefahr abzuhelfen sei; man sprach über des Königs verkehrten

Sinn von Jugend auf, welche Unbill er an Allen verübt; wie er, kaum zum Jüngling herangewachsen, den Glanz des Königthums durch Schandthaten verdunkelt, die Fürsten verunglimpft, sie von sich entfernt und dagegen niedrige Menschen zu den höchsten Würden erhoben; wie er mit diesen feilen Dienern nur an dem Untergang der edelsten Geschlechter gearbeitet, mit rohen Horden seine eigenen Unterthanen bekriegt und auf's grausamste hingemordet, die ihm von seinen Vorfahren übergebenen friedlichen und blühenden Länder verwüstet, blutige Zwietracht herbeigeführt, Kirchen und Klöster zerstört und deren Einkommen zur Unterhaltung wüster Krieger und Schergen und zur Errichtung von Schanzen und festen Burgen verwendet, nicht zur Abwehr auswärtiger Feinde, sondern um das Vaterland zu unterjochen und ein freies Volk in schmählichster Knechtschaft zu halten; den Hülflosen sei kein Trost mehr geblieben, den Verfolgten keine Zuflucht; verschwunden sei die Ehrfurcht vor den Gesetzen, die Zucht in den Sitten; durch eines Menschen Vermessenheit sei der Kirche ihre Würde, dem Staate sein Ansehen geraubt und Alles in die größte Verwirrung gebracht. Zur Abhülfe so großer Drangsale gebe es nur ein Mittel nämlich an Heinrichs Stelle einen andern König zu wählen, welcher der eingerissenen Zügellosigkeit zu steuern und dem Untergange des Reichs zuvorzukommen im Stande wäre.

Heinrich war auf die Nachricht dieser Versammlung nach Oppenheim, einer königlichen Burg unfern Mainz und Tribur, mit seinen Anhängern gezogen. Der Rhein trennte die Lager. Täglich sandte er Boten in die Fürstenversammlung mit den demüthigsten Bitten und

heiligsten Versprechungen der Besserung und der Vergeltung des vielen Unrechts durch künftige Wohlthaten. Er erbot sich, nie etwas in Sachen des Reichs ohne ihren Rath zu unternehmen, endlich sogar, sich freiwillig alles Rechts zu begeben und ihnen alle Gewalt und Macht, das Reich zu regieren und Alles anzuordnen, zu übertragen, nur möchten sie ihm den königlichen Namen und die Insignien lassen. Traue man seinen Worten nicht, so wolle er durch Eidschwur und Geißeln die Sicherheit geben, daß kein Tag seines Lebens, keine Veränderung der Dinge je seine Gesinnung für sie umstimmen werde.

Hierauf erwiderten die versammelten Fürsten: „Es sei kein Grund vorhanden, seine Treue und sein Wort von neuem zu erproben, da er so oft vor Gott, dem Allwissenden, Lebensbesserung heilig gelobt, aber sein unter eidlicher Zusicherung gegebenes Wort stets gebrochen habe, sobald das Unglück, das ihn dazu genöthigt, vorüber gewesen; ja er sei jedesmal noch schlimmer und zügelloser als zuvor geworden. Nicht voreilig seien sie zu Werke gegangen, sondern hätten alle Mittel versucht, ob sein verhärtetes und im Bösen erstarrtes Gemüth sich ändere, allein ein so tief wurzelndes, sein ganzes Wesen durchdringendes Uebel sei nicht zu heilen. Während sie in Gehorsam und Geduld ihm mit nur zu großer Langmuth ergeben gewesen, sei der Staat in die größte Verwirrung gerathen, der Frieden der Kirche gestört, dem Reiche sein Glanz, den Fürsten ihr Ansehen benommen worden; Lug und Trug, Mord und Raub, Ehebruch und jegliche Lasterhaftigkeit seien eingerissen. So lange ihnen nur leiblicher Schaden, Verlust an irdischen Gütern, Ansehen und Ehre gedroht

— obgleich auch das freie Männer sich nicht gefallen lassen sollten — hätten sie Alles ruhig ertragen, da sie durch ihren Eid sich gebunden hielten. Nun er aber wegen seiner Schandthaten durch das Schwert des apostolischen Bannes von der Kirche abgeschnitten sei und sie ohne Verlust der kirchlichen Gemeinschaft und ohne Gefahr für ihren Glauben nicht ferner mit ihm verkehren könnten und ihr Eidschwur vom Papste gelöst sei, wäre es wahrlich eine Thorheit, die ihnen von Gott gebotene Gelegenheit zu ihrer Rettung unbenutzt zu lassen. Deshalb wiesen sie alle jene Scheingründe und Verlockungen ab, durch welche ihre Nacken von neuem seinem Schwerte bloßgestellt würden, und beharrten fest darauf, ohne Verzug einen Mann auszuersehen, der ihnen vorgehe und den heiligen Kampf aufnehme gegen jeden Vermessenen, der sich gegen Gottes Gerechtigkeit und Wahrheit und die Autorität der heiligen römischen Kirche auflehne. *)

Ungeachtet dieser Erklärung hörte der König nicht auf, Gesandte in die Versammlung zu schicken und alle möglichen Bitten und Betheuerungen anzuwenden. Als dies nichts fruchtete, zog er seine Mannen aus den umliegenden Dörfern zusammen und wollte noch einmal sein Geschick durch die Gewalt der Waffen entscheiden lassen. Schon waren alle Fahrzeuge bereit, um die Schaaren der verbündeten Fürsten über den Rhein zu setzen und dem König entgegen zu ziehen, da besannen sich die Fürsten und ließen, um ferneres Blut-

---

*) Der deutsche Bearbeiter muß hier bemerken, daß alle in dieser historischen Darstellung enthaltenen Reden, Aussprüche und Briefe wörtlich nach den Quellen wiedergegeben sind.

vergießen zu verhüten, Heinrich wissen: Obgleich er im Krieg und im Frieden nie des Rechts und der Gesetze geachtet, so wolle man ihm gegenüber doch nur die Gesetze walten lassen, und wiewohl die ihm angeschuldigten Verbrechen klar seien, so habe man doch beschlossen, die Sache vor den Papst zu bringen und sie seiner Erkenntniß anheim zu geben; sie würden den heiligen Vater bitten, nach Augsburg zu einem allgemeinen Reichstage zu kommen, um dort die Gründe beider Theile zu hören und durch ein richterliches Urtheil darüber zu entscheiden. Würde er innerhalb eines Jahres von dem Tage an von der Exkommunikation nicht losgesprochen, so sei seine Sache auf immer entschieden, sein Reich nach den Gesetzen verloren und seine Regierung höre auf. — Er solle nach Rom gehen, um vom Banne befreit zu werden. Genehmige er diese Bedingungen, so möge er dem Papste sich folgsam und in Allem unterthänig erweisen, alle Exkommunizirten von sich entfernen, sein Heer entlassen und einstweilen in Speier in Zurückgezogenheit leben. Er solle keine Kirche besuchen, kein öffentliches Staatsgeschäft von ihm vorgenommen werden, kein königlicher Aufwand, kein Zeichen seiner Würde ihm erlaubt sein, bis seine Sache entschieden sei. Halte er, was hier vorgeschrieben sei, so verbürgten sich die Fürsten, ihm zu seinem Zuge nach Italien behülflich zu sein; weiche er aber in irgend einem Punkte hiervon ab, so wollten sie sich aller Schuld, alles Eidschwurs, aller Treue entbunden halten und ohne des Papstes weitere Entscheidung abzuwarten, zu dem schreiten, was dem Reiche Noth thue.

So schimpflich und drückend dem Könige diese Bedingungen vorkamen, so nahm er sie doch an, entließ

sein Heer, entfernte die Excommunizirten von sich und begab sich nach Speier, wo er in düsterer Niedergeschlagenheit und alles Glanzes beraubt eine Zeitlang lebte. Seine Gemahlin war ihm dahin gefolgt.

Der Reichstag sollte am zweiten Februar des folgenden Jahres zu Augsburg stattfinden, und der greise Papst versprach, trotz der strengen Jahreszeit, der großen Entfernung und der Schwierigkeit der Reise sich zur bestimmten Zeit in der Mitte der Reichsfürsten einzufinden. Im Vertrauen auf ihre erprobte Treue, schrieb er ihnen, trage er kein Bedenken, jegliche Beschwerde und wenn es sein müßte, selbst den Tod für die Freiheit der Kirche und das Wohl des Reichs in reinem und aufrichtigem Streben zu erdulden. Sie möchten Sorge tragen, im ganzen Reiche den Frieden zu erhalten.

Wirklich trat er in der Mitte des Dezembers, begleitet von einer zahlreichen Schutzwache, welche die Markgräfin Mathilde ihm aus Toscana gesandt hatte, die gefahrvolle Reise an. Heinrich seinerseits sah die ihm gestellte Frist immer näher rücken, und da er wohl wußte, daß, wenn sie vorüberginge, ohne daß er von dem Banne befreit würde, Alles für ihn verloren sei, so entschloß er sich, ohne des Papstes Ankunft in Deutschland abzuwarten, nach Italien und ihm entgegen zu gehen, um auf alle mögliche Weise zu bewirken, daß der heilige Vater ihn von der auf ihm lastenden Excommunikation losspreche. Er verlor daher keine längere Zeit, sondern verließ plötzlich Speier und schlug den Weg durch Burgund nach der Lombardei ein.

Siebenzehntes Kapitel.

Gregor der Siebente.

Zwischen dem Vicosee und Viterbo am Fuße des Ciminus herrschte unter den dort lagernden Rittern, Reisigen und Kriegsleuten ein reges Leben. Junge Bergbewohner erkletterten die höchsten Felsenspitzen, um die Ebene in der Richtung von Rom bis Ronciglione zu überschauen. An der Spitze ihrer Mannen und von zahlreichen Rittern umgeben, rücken die Gebieter von Spoleto, Amalia, Perugia, Camerino und andere Lehnsvasallen der großen Markgräfin, Alle im reichsten Waffenschmuck und prachtvoll geschirrte Rosse reitend, heran. Jeder Abtheilung wurde das Lehnsbanner vorausgetragen. Alles war in großer Bewegung. Eine Menge schön gekleideter Edelknappen trugen mit Edelsteinen verzierte Kästchen und Truhen, worin Goldmünzen und andere werthvolle Gegenstände enthalten waren, ferner kostbare, mit ausgesuchten Speisen und den seltensten Getränken gefüllte Gefäße und Geschirre und waren sorgfältig bemüht, das ihnen Anvertraute vor jeglicher Beschädigung oder Verunreinigung zu bewahren oder es in seinem vollen Glanze zu erhalten.

Plötzlich schwingen die auf den Höhen Stehenden ihre weißen Fähnlein; da springen die, welche sich im Thale hin- und wieder gelagert hatten, rasch auf, eilen, ihre Stelle einzunehmen und sämmtliche Anwesenden riefen wie aus Einem Munde: Er kommt, er kommt! Alle stellen sich nun in schönster Ordnung zu beiden Seiten des Weges auf und harren in gespannter Erwartung.

Es waren die toscanischen Kriegsleute, welche die mächtige Fürstin von Lucca, Pisa und andern ihr lehnspflichtigen Städten und Burgen aus dahin gesandt hatte, um den Statthalter Christi, Papst Gregor den Siebenten, als Schutz- und Ehrenwache zu begleiten, da er von Rom aus auf dem Wege war, sich mit seinem aus vielen Cardinälen, Bischöfen und sonstigen Würdenträgern bestehenden Gefolge nach Deutschland zur Fürstenversammlung in Augsburg zu begeben.

Als die Kriegsleute ihn am Ufer des kleinen Vicosees herankommen sahen, stießen sie ein in die Lüfte schallendes Jubelgeschrei aus und schlugen dabei mit ihren Schwertern auf ihre Schilder, während die Anführer und Ritter sogleich vorausssprengten, von ihren Rossen stiegen und sich vor dem heiligen Vater auf ein Knie niederließen, worauf sie ihm den Fuß küßten und die Geschenke anboten. Der Papst empfing sie mit Güte, ertheilte ihnen den Segen und hieß die Gebieter von Spoleto und Camerino zu seinen Seiten reiten; sie wollten aber ihre Rosse nicht mehr besteigen, sondern schritten zu Fuß einher und führten sein Maulthier beim Zügel den Berg hinauf, wo sie diese Ehre denen

von Viterbo, die in großer Anzahl und festlich geschmückt dem Zuge entgegen kamen, überließen.

Papst Gregor trug ein mit grauem Pelzwerk gefüttertes Hermelinmäntelchen und darüber, um sich gegen die Kälte zu schützen, einen weiten, inwendig mit Lammfellen belegten Tuchmantel, lederne Handschuhe und hohe Pelzstiefel. Trotz dieser Vorsicht hatte der Greis mitten auf den Gebirgen viel von dem starken Frost und dem sein ehrwürdiges Haupt umwirbelnden Schnee leiden müssen. Aber der Geist, der in diesem schwachen Körper wohnte, war nicht der Art, weder vor der Bosheit der Menschen, noch vor den Hindernissen der Natur zurückzuweichen. Gregor war von ziemlich kleiner Gestalt; in seinen Zügen lag etwas Edles und Kräftiges und aus seinem Auge leuchteten ein durchdringender Verstand und Güte des Herzens; sein Bart reichte tief unter das Kinn und gab ihm ein würdiges Ansehen, das noch durch die freie, etwas kahle Stirne erhöht wurde. Sein Anblick flößte sofort Ehrfurcht und Vertrauen ein, und seine wohllautende Stimme war einnehmend und zum Herzen dringend. In seinem Wesen gab sich nichts Rohes und Heftiges kund, sondern es zeigte sich darin jene glückliche Mischung von Hoheit und Sanftmuth, die von echter Geistesgröße und damit verbundener christlicher Demuth herrührt, und von jener Willenskraft, die sich von wahrer Liebe zu Gott, wie sie diese schöne Seele erfüllte, leiten läßt.

Liest man mit Ruhe und Unvoreingenommenheit die Geschichte dieses so groß dastehenden Mannes und beurtheilt ihn nach dem, was er in seinem vielbewegten

Leben gethan, gesagt und geschrieben, dann wird man in ihm ein stählernes Herz, einen durch nichts zu erschütternden Muth, eine unbegreifliche Thätigkeit, einen klar schauenden Geist und zugleich die Sanftmuth eines Lammes, die Einfalt einer Taube und die Zärtlichkeit einer Mutter antreffen. Derselbe Blick, der wie des Blitzes Zucken aus diesem Auge drang und Tyrannen niederschmetterte, senkte sich mit innigem Mitleid auf den Armen und Unglücklichen und erhob sich thränenfeucht vor innigster Andacht zu den Wolken, um Gott das demüthige Gebet einer ihn über Alles liebenden Seele vorzutragen. Sein ganzes Streben, der einzige Wunsch seines Lebens war die Freiheit der Kirche; nur darauf waren alle seine Gedanken, alle seine Handlungen, alle seine Worte gerichtet: Für die Kirche bot er seine Brust den Schwertern dar und übergab seine Seele den heftigsten Kämpfen. In ihm fanden die christlichen Könige einen Schutzwall gegen die Unfügsamkeit ihrer Völker, und die Völker einen Vertheidiger gegen die Unterdrückung der Könige. Ungeachtet der Bitterniß, womit die unaufhörlichen Ausschreitungen Heinrichs, der sich die höchste Obergewalt über die bischöflichen Sitze und Güter der Kirche in Deutschland anmaßte, seine Seele kränkten, unterließ er nicht, Gesandte und Briefe an die Könige von Norwegen, Dänemark, Schweden, England, Frankreich, Ungarn, Böhmen und Spanien zu schicken, als wäre jeder von ihnen der einzige Gegenstand seiner zärtlichen Obsorge und väterlichen Güte gewesen. Und doch waren die Zeiten hart und fruchtbar an Empörungen und Widersetzlichkeiten aller Art, die bald von Fürsten, bald von Bischöfen ausgingen, die das Ansehen des Stellvertreters

Christi verkannten und sich weigerten, dem Oberhaupte der Kirche zu gehorchen und sich ihm zu unterwerfen. Aber Gregor widerstand wie eine eherne Wand den Angriffen der Bösen und dem frechen Stolze der Rebellen.

Als der Papst in Viterbo ankam, empfing er die Huldigungen der Gebieter von Ortis, Bevagna und Corneto mitten unter einer unermeßlichen Volksmenge, die trotz Schnee und Eis von allen Seiten herbeigeeilt war, um das Glück zu haben, das Antlitz des heiligen Vaters zu sehen und seinen apostolischen Segen zu empfangen. Ueberall, wohin er nur kam, hatte er die seinem Herzen so wohlthuende Freude, das Volk sich herandrängen und ihm die unzweideutigsten Beweise seiner Liebe und Verehrung geben zu sehen. Der fromme Glaube und die kindliche Ehrfurcht dieser einfachen Bergbewohner tröstete ihn über den Stolz und die Anmaßung der Großen, welche für den Wächter reiner Sitte und den Richter ihrer Laster nur Hohn und Verachtung hatten. In Bolsena nahm er einigen Aufenthalt, um das Grab der heiligen Christina zu besuchen, die in der an dem jenseitigen Ufer des Sees gelegenen alten Stadt Tiro gemartert worden ist; von dort begab er sich in die von der Markgräfin Mathilde errichtete Stiftskirche und empfing daselbst die Geistlichkeit der Stadt sowie jene von Soana, seiner Geburtsstadt, die sich mit Recht rühmen darf, dem Throne des heiligen Petrus einen großen Heiligen, einen großen Papst und den größten Mann seiner Zeit gegeben zu haben.

Am Ufer des Pagliaflusses waren von Acquapendente, den benachbarten Wohnsitzen und den sich auf

den Abhängen der Appenninen erhebenden Burgen zahlreiche Schaaren von Männern zu Roß und zu Fuß herbeigeeilt, um den Uebergang über den Fluß an einer dort befindlichen seichten Stelle vorzubereiten und zu erleichtern. Die von dem strömenden Wasser dort hingerollten Steine wurden beseitigt, die abschüssigen Ufer gefestigt und soviel als möglich geebnet. Als der Papst ankam, stellten sich vier und zwanzig Reiter in zwei Reihen in dem Fluß einander gegenüber auf, ihre Lanzen in den Boden stemmend und gleichsam eine Gasse zum Schutze des Durchgangs bildend. Sobald der Papst in den Fluß ritt, traten ihm stämmige Bergbewohner zur Seite, sein Maulthier beim Zügel führend und die Steigbügel, damit sie nicht naß würden, empor haltend. Ihre frohen Gesichter und leuchtenden Augen bewiesen, wie beglückt sie sich fühlten und stolz darauf waren, dem heiligen Vater behülflich sein zu können; um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen, küßten sie, während sie rüstig durch das Wasser wadeten, jeden Augenblick seine Füße und riefen in dem Tone einer kindlichen Vertraulichkeit: „Nur Muth, heiliger Vater, seid nur ganz unbesorgt!“ So erreichten sie das jenseitige Ufer, wo Gregor Halt machen ließ und seinem Almosenspender befahl, unter die guten Leute einige Mark Silber zu vertheilen und ihnen Brod und Wein reichen zu lassen. Da schwenkten sie die Becher und riefen: „Gott erhalte noch lange den heiligen Vater!“

Zu jener Zeit war der gewöhnlichste Weg von Rom nach Toscana nicht der über Radicofani, sondern über das Gebirge Santaflora, wo sich tiefe Engpässe öffnen, auf deren beiderseitigen schroffen Felsenhöhen

sich Thürme und Befestigungswerke erhoben, welche den Durchgang beherrschten. In dem Schlosse Santaflora selbst lag eine starke Besatzung, welche den Eingang in die schmale Schlucht deckte. Die Wege waren meistens sehr steil, gekrümmt, eng und an vielen Stellen führten sie an schwindeligen Abgründen vorbei, daß man sie nur mit Zittern betrat. In der strengen Jahreszeit vergrub der von den nahen Abhängen sich lösende oder vom Winde herbeigewehte Schnee die Straße auf weite Strecken hin. An abschüssigen Stellen vermochten die Rosse nicht über das harte und glatte Eis zu kommen, ungeachtet man die Vorsicht gebrauchte, sie mit scharfen Eisnägeln zu versehen. Eine andere, noch weit mehr zu fürchtende Gefahr boten die sich von den Bergen in der Höhe lostrennenden Stein- und Erdmassen oder die Schneelawinen dar, die mit ungeheuerer Wucht und fürchterlichem Krachen herabstürzten, Bäume und Felsstücke mit sich fortrissen und die unterhalb gelegenen Thäler verschütteten.

Um dem heiligen Vater die Reise zu erleichtern, hatte die Markgräfin Mathilde eine Menge mit Haken und Schaufeln versehene Leute vorausgeschickt, welche die zu steilen Stellen ebener machen, die Vertiefungen ausfüllen, das hindernde Geröll aus dem Wege schaffen, über Bäche und Flüsse feste Baumstämme als Uebergangsbrücken legen oder die vorhandenen Uebergänge befestigen, auch durch angebrachtes Hurdwerk das Herabrollen des Erdreichs und Gesteins auf die Wege verhindern mußten; an den gefährlichsten Stellen pflanzten sie, wenn die Härte des Felsens es zuließ, Palissaden ein und da, wo die Pfade am stärksten abschüssig

waren, machten sie Einschnitte, wo Pferde, Maulthiere und Fußgänger Haltpunkte fanden. Diese Leute waren in Wolfs- und Ziegenhäute gekleidet und trugen Mützen von Fuchspelz, die ihnen bis tief über die Ohren reichten. Aber unter diesem rauhen Gewand schlug ein muthiges Herz, bereit, jeder Gefahr Trotz zu bieten. Sobald sich der Papst nahete, knieten sie nieder, gleichviel ob sie im Schnee, auf scharfem Felsgeröll oder auf Bergeshöhen an steilen Abgründen standen, falteten die Hände und entblößten ihr Haupt trotz Regengüssen und Schneegestöber, um den Segen des Vaters der Christenheit zu empfangen. Und wenn sie dann in ihre armseligen Hütten in den Gebirgen zurückkehrten — o wie freuten sie sich da, den Ihrigen erzählen zu können, welches Glück ihnen widerfahren, und dann erbauten sich nicht allein ihre Angehörigen an dem Bericht über das Geschehene, sondern das Familienerlebniß wurde als ein ehrenvolles Vermächtniß von Geschlecht zu Geschlecht übertragen bis in ferne Zeiten.

Solche Beweise kindlicher Anhänglichkeit an den heiligen Vater und ungekünstelten Frommsinns erfüllten sein Herz mit heiliger Wonne. „Wohl euch, ihr einfaltsvollen Seelen," sprach er bei sich selber, „die ihr nicht scheut, Gott, der mich unwürdigen Knecht zu seinem Stellvertreter auf Erden berufen hat, in meiner Person eure Ehrerbietigkeit zu erweisen; euch, ihr Kleinen und Demüthigen, denen das wahre Licht von Oben leuchtet, hat Er das Himmelreich verheißen, jene Hoffärtigen aber, die sich recht groß dünken, weil sie vor dem Statthalter Christi das Haupt zu neigen sich weigern, hat Er zu erniedrigen gedroht." Ohne Zweifel gedachte

Gregor in diesem Augenblick jener Elenden, die mit unerhörter Anmaßung ihn auf der Versammlung zu Worms aus der Reihe der Päpste gestrichen, aller Würde, Macht und Gerichtsbarkeit verlustig erklärt, ja wie einen ruchlosen, der Hölle verfallenen Menschen mit ihren Flüchen bedeckt hatten, während die Massen des Volks, denen christliche Gefühle und Gesinnungen nicht abhanden gekommen, unbekümmert um den Neid und die Arglist der verfolgungssüchtigen Feinde des Papstes, ihm auf seinen Wegen entgegen liefen, um sich seines Anblicks zu erfreuen und ihn als den obersten Hirten der Christenvölker und den Stellvertreter Gottes auf Erden zu verehren.

In der Gegend des Amiatagebirges traf der päpstliche Zug besonders da, wo die Orcia ausgetreten war, auf mehrere den Uebergang erschwerende Stellen, aber überall waren die Bewohner der umliegenden Gegend bereit, Rath zu schaffen; sie befestigten einen Stein an das Ende eines starken Seiles und schleuderten ihn den an dem jenseitigen Ufer stehenden Gebirgsleuten zu, worauf diese es um einen Baumstamm wanden und die Andern es stark anzogen und das entgegengesetzte Ende um den Fuß einer starken Eiche festbanden; dann versuchten die, welche dem Zuge vorausritten, zuerst den Uebergang, worauf der Papst, sich an dem Taue festhaltend, folgte und so alle Uebrigen in gleicher Weise hinüber kamen. Es war diese Vorsicht nicht überflüssig, denn die Wogen des reißenden Flusses wirbelten und schäumten an der Seite der Rosse empor und die ungestüme Strömung des Wassers, so wie der unebene felsige Boden hätte sie leicht fort-

ziehen oder mit großer Gefahr den Reiter stolpern lassen können.

Damals gab es nur wenige gebahnte Landstraßen; die Verbindungswege waren eng und unregelmäßig, häufig von Sümpfen, Flüssen und Bächen ohne Ueberbrückung, von Bergstürzen herrührendem Geröll und Schutt und sonstigen Hindernissen unterbrochen. Manche weite Strecken waren mit dicht verwachsenem Gebüsch, durch welches kein Pfad gebahnt war, oder mit gefährlichen Moorgründen bedeckt, so daß an kein Fortkommen zu denken war und der müde Wanderer weite Umwege einschlagen mußte. Nur wenn man bedenkt, daß der Mensch in den damaligen Zeiten, unbekannt mit den Bequemlichkeiten und den Verfeinerungen der modernen Welt, von Jugend auf gewohnt war, stets mit allen möglichen Schwierigkeiten zu kämpfen und überall hemmende Hindernisse anzutreffen, läßt es sich erklären, wie dennoch so häufige Pilgerschaften nach Rom unternommen wurden und der Papst so häufig seine Legaten nach allen Ländern hin sandte, ja ganze Heereshaufen so oftmals nach Italien zogen. Wohin wir heut zu Tage in einigen Stunden, die uns manchmal noch langweilig vorkommen, gelangen, dazu bedurfte es in jenen Jahrhunderten mehrere Tage und Wochen. Aber die man so gerne als rohe Barbaren bezeichnet, waren kräftigere Naturen, deren Nerven der Verweichlichung und Erschlaffung nicht unterlagen, deren starker Wille unverdrossen zum Ziele strebte, die namentlich einen Glaubensmuth besaßen, der Entsagungen und Entbehrungen freudig im Hinblick auf Gott übernahm, und die sich durch keine Vorstellung von

Mühseligkeiten und Beschwerden abhalten ließen, mit Entschlossenheit ihr Opfer zu vollenden.

Gregors Abreise nach Lombardien konnte die Markgräfin Mathilde nicht gleichgültig lassen, denn von zarter Jugend auf hatte sie stets die innigsten Gefühle der Ehrfurcht und Liebe zu dem heiligen apostolischen Stuhle und zu der erhabenen Person des Papstes beibehalten. Sie verließ bei dieser Nachricht die Annehmlichkeiten des Hoflebens und begab sich, umgeben von ihren mächtigsten Vasallen und der Blüthe der Ritterschaft, auf den Weg trotz der herrschenden bittern Kälte. Von Canossa aus zog sie über das appenninische Gebirge, den Burdone, nach Pontremoli und von da nach Lucca und Pisa, wo sie den heiligen Vater anzutreffen hoffte.

Die Stadt Pisa erkannte damals die Markgräfin noch als ihre Gebieterin an. Die Bürger hatten sich durch ihre ausgedehnte Schifffahrt und den Handel mit den Erzeugnissen ihres fruchtbaren Bodens sehr bereichert und bereiteten bei der ersten Kunde von des Papstes Hinkunft demselben einen glänzenden Empfang. Von der Mündung des Arno an bis nach Pisa wogten zahllose buntbeflaggte und mit reichen orientalischen Teppichen geschmückte Fahrzeuge; die Straßen der Stadt waren mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bestreut und die Häuser mit den kostbarsten Stoffen und in sonstiger Weise auf's festlichste verziert. Mathilde ritt auf einem prachtvoll geschirrten Zelter mit ihrem Gefolge dem heiligen Vater entgegen und als sie ihm nahe gekommen, stieg sie ab und kniete vor ihm nieder. Der Papst hob sie mit huldvoller und freundlicher

Miene auf und reichte ihr die Hand zum Kusse, worauf er mit ihr unter den Baldachin trat, den vier und zwanzig der reichsten Herren von Pisa, in Goldstoff gekleidet, abwechselnd trugen. Die Markgräfin schritt an des Papstes linker Seite und etwas rückwärts von ihm mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Haupt einher, durch ihre ehrfurchtsvolle Haltung die tiefste Ehrerbietigkeit für den Vater der Christenheit an Tag legend. Der Erzbischof ging mit der ganzen Geistlichkeit aus der Hauptkirche dem Papste entgegen und dieser trat in die herrliche Basilika, die in jener Zeit schon als das prachtvollste Denkmal des Frommsinns und großmüthiger Opferwilligkeit der Pisaner galt, die sie mit Allem, was des Morgenlandes Reichthum, Kunst und Verfeinerung zu bieten vermochte, ausstatteten. Nachdem Gregor vor dem Altare ein kurzes Gebet verrichtet, wendete er sich zu der versammelten Menge und ertheilte ihr den Segen. Hierauf ließ er sich von Mathilde zu dem Grabe der Herzogin Beatrix führen, wo er für die Seelenruhe dieser erlauchten Fürstin betete, die durch ihren Heldenmuth, ihre große Macht und die großartigen Mittel, worüber sie verfügte, so lange dem Papste Alexander dem Zweiten gegen die Verfolgungen Heinrichs, die Umtriebe Guiberts, die Abtrünnigkeit der Simonisten, die Einfälle der Normannen und das gottlose Unterfangen des Cadolaus den kräftigsten Beistand geleistet hatte. In Gregors Augen bestand aber das größte Verdienst dieser berühmten Frau darin, daß sie Mathilde, ihre Tochter, in Gottesfurcht und wahrhaft christlichen Gesinnungen erzogen hatte, wodurch diese niemals wankend wurde, wenn es galt, für die Sache Gottes den Kampf auf-

zunehmen und zu seiner Ehre Alles zum Opfer zu bringen.

Von Pisa begab sich der Papst nach Lucca, welches damals der Mittelpunkt des Markgrafenthums von Toscana und als Hauptstadt von Mathildens ausgedehnten Besitzungen galt. Hier wetteiferten die Großartigkeit und Pracht der Häuser, Hallen und Paläste mit denen der Kirchen. Sobald der Papst sich der Stadt näherte, erklangen alle Glocken und eine unermeßliche Volksmenge setzte sich in Bewegung, um ihm entgegen zu ziehen und ihn auf das festlichste zu empfangen.

Yolanda war von ihrer hohen Beschützerin, die sie wie ihr eigenes Kind liebte und sich nicht mehr von ihr trennen konnte, mit nach Toscana genommen worden, wo die fromme Jungfrau den ihrem Herzen so süßen Trost hatte, dem heiligen Vater ihre Ehrfurcht zu bezeugen und seinen Segen zu empfangen. Wiewohl sie mit Allem umgeben war, was Reichthum, Pracht und das Leben am Hofe einer mächtigen Fürstin gewähren mag, und sie sowohl wegen der großen Gunst, in welcher sie bei der Markgräfin stand, als ihrer persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften eines großen Ansehens genoß und allgemein verehrt und bewundert wurde, so hatte sich doch ein tiefer Trübsinn ihres Herzens bemächtigt, denn sie lebte noch immer in Ungewißheit über das Schicksal ihrer theuren Eltern, und alle Bemühungen, etwas Näheres über sie zu erfahren, waren bei den damaligen Unruhen und der Schwierigkeit und Langsamkeit, womit man Nachrichten aus fernen

Gegenden erhalten konnte, fruchtlos geblieben. Als sie daher zwei Tage nach des Papstes Ankunft in Lucca sich mit der Markgräfin in dessen Gemächern befand und derselbe von einer Besichtigung der großen Kathedrale, die Mathilde zu Ehren des heiligen Martin daselbst mit großen Kosten erbauen ließ, zurück kam, faßte sie sich ein Herz, nahte dem heiligen Vater, sank vor ihm nieder und richtete, nachdem sie seinen Fuß geküßt, folgende Worte an ihn: „Möge Eure Heiligkeit mir huldvollst gestatten, ihren Segen für meinen Vater zu erflehen, der seit langen Jahren wegen seiner treuen Anhänglichkeit an Papst Alexander und euch, seinen würdigen und rechtmäßigen Nachfolger, in der Verbannung schmachtet."

Gregor betrachtete sie mit einem Blick voller Güte und da er sie weinen sah, so fragte er Mathilde, wer die Jungfrau sei.

„Heiliger Vater," antwortete diese, „sie ist die Tochter des Burggrafen von Magdeburg, der wie so viele Edle Sachsens fern von seiner Heimath vor des Königs Verfolgungen fliehen mußte."

Der Papst wendete sich hierauf zu Yolanda und sprach mit sanftem Lächeln:

„Ich erinnere mich eures Vaters, mein Kind, und weiß, daß er ein treuer Kämpfer für die Sache der Kirche ist und wegen seines wahrhaft ritterlichen Edelmuths gar manche Leiden ertragen hat. Aber beruhigt euch, denn wir hoffen, daß seine Verbannung mit Gottes Gnade endlich ein Ende genommen."

„Er lebt in tiefster Verborgenheit in der Abtei Opatowir in Böhmen,“ bemerkte hierauf Yolanda in schüchternem Tone.

„Nein, mein Kind,“ versetzte der Papst. „Es ist noch nicht lange her, daß ich aus Deutschland die Kunde erhalten, daß die meisten Reichsfürsten und Großen wegen Heinrichs Tyrannei gegen seine Vasallen und seiner Treulosigkeit gegen die heilige Kirche von ihm abgefallen sind und alle Edlen, die in Gefangenschaft oder Verbannung gelebt, zu einer Versammlung nach Tribur zur Berathung der Reichsangelegenheiten berufen haben. Dort hat sich auch euer Vater eingefunden und durch die Vermittlung der sächsischen Fürsten ist er wieder in die ihm so ungerechter Weise entrissenen Besitzthümer eingesetzt und überdies noch durch neue Gebietstheile entschädigt worden. So freut euch denn, mein Kind, und danket Gott, der Alles so zum Guten geleitet hat.“

Yolanda erhob ihren Blick zum Himmel; ihr Herz überströmte von seligster Wonne und sie sprach voller Demuth: „Ja, Dank, innigster Dank Dir, mein Gott und Herr, und auch Dir, erbarmungsvolle Königin des Himmels, denn Du hast erhört die Bitte Deiner Magd!“ Dann kniete sie von neuem vor dem heiligen Vater nieder, und unter einem heißen Thränenstrom küßte sie seine Füße, vermochte aber kein Wort mehr hervorzubringen, dergestalt fühlte sie sich von ihren Gefühlen überwältigt. Sie stand auf, beurlaubte sich durch eine tiefe Verbeugung vor dem Papste und schwankte, auf's tiefste ergriffen, hinaus.

Mathilde theilte hierauf dem Papste Einiges aus den traurigen Erlebnissen der Jungfrau mit, wie sie von dem mährischen Fürstensohn sei verfolgt worden, das Andenken an ihre Eltern ihr Dasein mit Traurigkeit erfüllt, und wie es scheine, als habe Gott diese fromme und reine Seele durch bittere Trübsal wie das Gold im Schmelzofen prüfen und läutern wollen.

Während sich der heilige Vater noch mit der Markgräfin unterhielt, kam der Bischof Anselmus und meldete die Ankunft eines Ritters, der eben aus Deutschland eingetroffen und um die Erlaubniß bitte, dem heiligen Vater sowie der Markgräfin wichtige Mittheilungen machen zu dürfen. Gregor entgegnete, er würde ihm willkommen sein.

Einige Augenblicke nachher öffneten sich die Sammetvorhänge der Thüre und herein trat ein Ritter von hoher Gestalt und edler Haltung; er trug ein Panzerhemd, das ihm bis auf die Kniee reichte, und Beine und Arme waren mit stählernen Schienen bedeckt. Als er den Eingang des Gemaches betrat, ließ er sich auf ein Knie nieder; hierauf bis in die Mitte schreitend, nahm er dieselbe Stellung ein, dann näherte er sich dem auf einem erhöhten Sessel sitzenden Papste, sank vor demselben nieder, küßte, auf's tiefste ergriffen, seine Füße und rief aus: „Heil mir! nun kann ich sterben.“ Gregor hob ihn liebevoll auf und sprach alsdann: „Sprecht, Ritter, was habt Ihr uns zu hinterbringen? Die Markgräfin von Toscana und wir sind bereit, euch anzuhören.“

„Heiliger Vater,“ begann hierauf der Ritter, „nachdem König Heinrich es bis zum Aeußersten hat

kommen lassen und der Statthalter Christi in der Synode von Rom seine Stimme erschallen ließ, um ihn mit der Kirchenstrafe zu belegen, durchzuckte eine allgemeine Erschütterung die Gemüther in ganz Deutschland, und wer noch einen Funken Glauben im Herzen trug, vernahm das vom apostolischen Stuhle ausgesandte Wort, als komme es von Gott selbst. Alle, sowohl geistliche als weltliche Fürsten, begannen sich vor den göttlichen Strafgerichten zu fürchten und verließen Heinrich, besonders als Bischof Udo von Trier bei seiner Rückkehr von Rom erklärte, er werde mit keinem Excommunizirten umgehen, wer es auch sei, denn wer es thue, sei von selbst der Strafe des Bannes verfallen. Was nun nachher auf dem Fürstentag zu Tribur vorgegangen und wie der König in die ihm von den dort Versammelten gemachten Bedingungen einging und sich nach Speier zurückzog — alles dieses wird eurer Heiligkeit bekannt sein. In Speier lebte der König ganz abgesondert von Allen, die ihn sonst umgaben; er versank in die düsterste Stimmung, vernachlässigte seine äußere Person, sprach kein Wort mehr und schien fortwährend im Innern mit sich zu kämpfen. Vergebens bemühte sich sein treues Weib, die ihn in den Tagen der Trübsal nicht hatte verlassen wollen, ihn aufzuheitern und ihm Muth einzusprechen. Wiewohl er nicht mehr gleichgültig gegen sie zu sein schien, so vermochte sie doch seinen Unmuth nicht zu verscheuchen; er war selbst gegen die Liebkosungen seines Söhnchens, des kleinen Conrad, gleichgültig. Indessen verging ein Tag nach dem andern und das Ende des Jahres, vor dessen Ablauf er von der Excommunikation frei gesprochen sein mußte, wenn er nicht Reich und Krone verlieren

wollte, rückte immer näher. Er sah sich verlassen, ohne Hof, ohne Krieger, ohne Geldmittel und von der Höhe eines unumschränkten Gebieters in tiefes Elend gestürzt. Da endlich nach langem Kampf beugte sich sein Stolz und er beschloß, die an ihn gestellten Forderungen zu erfüllen, sich zu demüthigen und die Lossprechung von dem auf ihm lastenden Bann bei eurer Heiligkeit nachzusuchen. Und so komme ich denn, eurer Heiligkeit zu melden, daß er nach Italien aufgebrochen ist. Die Königin und ihr Söhnchen und nur wenige Diener begleiten ihn. Als Herzog Rudolph von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen seine Abreise erfuhren, sandten sie schleunigst Kriegsleute, um die Engpässe nach Italien, Tyrol und Helvetien zu besetzen. Ich habe keinen Augenblick verloren, um eurer Heiligkeit diese Nachricht so schleunig als möglich zu hinterbringen. Auf dem Wege sind mir viele deutsche Bischöfe und Aebte begegnet, die sich nach Italien verfügen, um wegen der in Worms gegebenen Aergernisse Verzeihung von euch, heiliger Vater, zu erflehen. Dagegen habe ich auch wahrgenommen, daß die Lombarden an des Königs Ankunft neue Hoffnungen knüpfen und sich zu erneuertem Widerstand gegen den apostolischen Stuhl vorbereiten. Sie wollen Heinrich im Triumph empfangen, ihn an die Spitze eines zahlreichen Heeres, das sich unterdessen rüstet, stellen und die Feindseligkeiten wieder offen beginnen. Wenn ich daher einen Rath wagen dürfte, so wäre es der, daß eure Heiligkeit, statt die Reise nach Augsburg fortzusetzen, so lange in Canossa, das, wie ich weiß, so stark befestigt ist, zu bleiben, bis sich die Absichten Heinrichs und der Lombarden klarer herausstellen."

Während dieser Rede hatten Gregor und Mathilde ruhig und ohne den Ritter zu unterbrechen, zugehört. Als er zu Ende war, sprach der Papst mit jener Fassung, die ihn auch in den schwersten Augenblicken nicht verließ:

„Ich danke euch, edler Ritter, für das, was Ihr mir so eben mitgetheilt. Ich werde Alles in Ueberlegung ziehen und eures wohlgemeinten Rathes gedenken; auch werde ich eure Bereitwilligkeit, dem apostolischen Stuhle nützlich zu sein, nicht vergessen. Doch saget mir nun, wer Ihr seid."

Der Ritter beugte ein Knie und entgegnete:

„Ich bin Pandolf, Burggraf von Magdeburg, und würde mich unendlich glücklich schätzen, eurer Heiligkeit meine Dienste, ja mein Leben weihen zu dürfen."

Als Pandolf seinen Namen nannte, machte die Markgräfin eine unwillkürliche Bewegung; der Papst fuhr jedoch mit gewohnter Ruhe fort:

„Seid Ihr, Burggraf Pandolf, allein nach Italien gekommen, oder haben die Eurigen euch dahin begleitet?"

Meine Gattin wird mir folgen, da ich sie wegen der Schnelle meiner Reise zurücklassen mußte. Kinder habe ich nicht mehr," fuhr Pandolf mit einem Ausdruck tiefsten Schmerzes fort, „denn das einzige, das ich besaß, eine geliebte Tochter, ist spurlos verschwunden und wahrscheinlich von Mörderhand in Baiern gefallen."

„Lasset euer Vertrauen auf Gott nicht sinken," sprach Gregor, „er weiß die, so ihm getreulich dienen, manchmal wunderbarlich zu belohnen. Doch nun noch Eins. Dort die hohe Frau, Markgräfin Mathilde von Toscana, wird euch, edler Ritter, Näheres mittheilen. Meldet euch daher später bei ihr, sie wird euch gerne empfangen."

Während Pandolf sich vor der Fürstin tief verbeugte, sprach sie mit freundlichem Lächeln:

„Ich werde euch in einer Stunde mit Vergnügen bei mir sehen. Bis dahin sehet euch an unserm Hofe um und seid guten Muths."

Pandolf empfing nun noch einmal den Segen des heiligen Vaters und entfernte sich alsdann. Die Erinnerung an seine so heißgeliebte Yolanda hatte die herbe Wunde, die ihr Verlust ihm geschlagen, von neuem geöffnet und er versank in tiefe Schwermuth, aus der ihn nicht einmal die herablassende Huld, die ihm der Papst und die Markgräfin erwiesen, zu reißen vermochte. „O Gott!" sprach er tief seufzend, „gib mir die Kraft, den Schmerz, gegen den ich mich kaum zu wehren im Stande bin, zu ertragen und mich in deine Fügungen zu schicken." Kaum war er zur bestimmten Zeit, von zwei Leibpagen geführt, in die Gemächer der Markgräfin getreten, als dieselbe ihn mit den Worten empfing: „Seid mir willkommen, Graf Pandolf, und bereitet euch vor, den Lohn zu empfangen, den ihr durch eure unerschütterliche Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und an mein eigenes Haus zu beanspruchen berechtigt seid."

„Hohe Fürstin," entgegnete er mit einem schwermüthigen Blick, „ich fühle mich schon mehr als reichlich belohnt für das Wenige, das ich zu leisten im Stande gewesen bin, durch das Bewußtsein, der Sache des Statthalters Christi auf Erden gedient und mir auch den Beifall einer so edlen Fürstin erworben zu haben."

„Wohl ist es möglich, daß Ihr bei euren christlichen Gesinnungen wenig Werth auf irdischen Lohn leget; dennoch halte ich mich versichert, was ich euch zu bieten habe, werdet Ihr mit Freuden empfangen."

Bei diesen Worten gab Mathilde einem der Leibpagen einen Wink, worauf sich dieser entfernte und wenige Augenblicke nachher Yolanda in's Gemach führte. Als dieselbe ihres Vaters ansichtig wurde, stieß sie einen Freudenschrei aus, eilte auf ihn zu und sank, seine Kniee umfassend, laut schluchzend vor ihm nieder. Pandolf wußte nicht, wie ihm geschehen, denn er glaubte zu träumen. Als er sich aber überzeugte, daß es Wirklichkeit war, und er seine verloren geglaubte Tochter vor sich sah, da schloß er sie bald mit unaussprechlicher Freude an sein Herz, bald faßte er ihr geliebtes Haupt zwischen seine beiden Hände und besah sie von neuem, indem er, zugleich lachend und weinend, noch immer zweifelte, ob das ihm so plötzlich widerfahrene Glück keine Täuschung sei. Endlich faßte er sich so weit, daß er, zur Markgräfin gewendet, die Worte hervorbringen konnte: „Verzeihet, hohe Frau, die Aufregung, worin Ihr einen Mann sehet, den Ihr mit einem Glück beschenkt habt, dessen er auf Erden nicht

mehr theilhaftig zu werden glaubte. Tausend Dank euch dafür! Wollte Gott, ich fände Gelegenheit, euch durch die That zu beweisen, wie sehr ich es anerkenne, was Ihr an mir gethan.“

„Ich bin von eurer Dankbarkeit überzeugt,“ sagte Mathilde gerührt, „und gestehe euch, daß ich diesen Tag zu den schönsten meines Lebens zähle. Ich will euch nun mit eurer Tochter, die mir bisher eine theure Freundin und ein geliebtes Kind gewesen ist, allein lassen; ohne Zweifel habet Ihr euch noch Manches mitzutheilen.“

Als sich die Markgräfin zurückgezogen, verging eine geraume Zeit, ehe auch nur ein kleiner Theil von den hunderten Fragen, die Vater und Tochter an einander richteten, beantwortet werden konnte. Nachdem endlich etwas mehr Ruhe und Fassung in ihre aufgeregten Gemüther zurückgekehrt war, erfuhr Pandolf Yolanda's Rettung aus dem Raubnest der Falschmünzer, und er erzählte ihr seinerseits, wie Fredulf, der Alles von diesen Leuten, denen so viel daran gelegen sein mußte, ihr Geheimniß verborgen zu halten, zu fürchten hatte, einen Augenblick, wo er weniger streng bewacht war, benutzte und ihren ruchlosen Händen durch die Flucht entkam; wie er darauf in der nächsten Stadt Anzeige von dem verborgenen Schlupfwinkel der Falschmünzer machte und der Vogt mit einer Schaar Krieger die verfallene Burg umzingelte, aber, als sie in dieselbe eindrangen und alle Gewölbe und verborgenen Winkel durchsuchten, kein lebendes Wesen mehr vorfanden und nicht die die geringste Spur von Yolanda anzutreffen war. „Hoffnungslos,“ fuhr hierauf Pandolf fort, „und glaubend,

du habest dein junges Leben unter der Mörderhand dieser Verruchten verbluten müssen, begab sich der treue Diener nach Böhmen, um mir diese schreckliche Nachricht zu hinterbringen. Da ließ ich mich von keiner Rücksicht und Besorgniß trotz aller Abmahnungen des würdigen Abtes von Opatowir mehr abhalten und zog selbst nach Baiern in die Gegend der Burgruine, um Nachforschungen nach dir anzustellen. Aber Alles war vergeblich. Mit gramerfüllter Brust wollte ich Anfangs mit deiner Mutter irgend einen fernen Aufenthaltsort aufsuchen, um dort in der Einsamkeit mit ihr den Verlust unseres einzigen Kindes zu beweinen, da erfuhr ich, was mittlerweile in Deutschland vorgegangen. Ich hatte von meinen Verfolgern nichts mehr zu befürchten, durfte mich frei zeigen und meine Ansprüche auf mein verlorenes Eigenthum wieder geltend machen. Das Vaterland rief und in der Hoffnung, demselben und der Sache der heiligen Kirche noch nützlich sein zu können, begab ich mich auch nach Tribur zur Versammlung der Großen des Reichs. Dort traf ich den würdigen Abt Dauffer, unsern Beschützer und Freund, und durch dessen Vermittlung und den Beistand der sächsischen Fürsten erlangte ich nach einiger Zeit meine Güter wieder. Theils um nach einem lange unthätigen Leben unserm glorwürdigsten Papste nach meinen geringen Kräften nützlich zu sein, theils auch weil eine dunkle Ahnung mich hoffen ließ, in der Nähe des heiligen Vaters Trost für mein in Traurigkeit versunkenes Herz zu finden, bot ich mich an, die Nachricht von des Königs Aufbruch nach Italien nach Rom zu überbringen, und so bin ich denn hieher gekommen, um das nicht auszusprechende unverhoffte Glück zu er-

leben, dich, meine theure, geliebte Yolanda, unversehrt und blühend wiederzufinden unter dem Schutze der erhabenen Fürstin, die Gott auserkoren zu haben scheint, den Verfolgten und Bedrängten ein mächtiger Schild zu sein."

Nach diesen Worten drückte Pandolf von neuem seine Tochter an seine vor Freude hoch aufwallende Brust und Beide verweilten noch eine Zeitlang voll seligen Entzückens in stummer Umarmung.

Achtzehntes Kapitel.

Der Uebergang über die Alpen.

Der Winter des Jahres 1077 war so furchtbar streng, daß alle Flüsse diesseits der Alpen zugefroren waren. Der rauhe und scharfe Nordwind hatte Seen und Ströme mit schweren Eismassen bedeckt und zum Stehen gebracht. Donau, Rhein, Rhone, Inn und alle großen und kleinen Nebenflüsse waren von einem Ufer zum andern so tief zugefroren, daß man mit schwerbeladenen Schlitten, ganzen Schwärmen Reiterei und dem völligen Gepäck eines Heeres hinübersetzte, als wären es Straßen von Porphyr oder Granit gewesen. Der Schnee war so anhaltend und dicht in den Gebirgen gefallen, daß alle Päſſe verschüttet waren und er wie ein ungeheures Leichentuch die Abhänge und Hochflächen der Berge umhüllte, von denen man nur die mit schillerndem Eise bedeckten fernen Spitzen zu unterscheiden im Stande war.

Kein Wanderer würde die Tollkühnheit gehabt haben, sich im Monat Dezember und Januar auf diese Höhen zu wagen; nicht einmal die Gebirgsbewohner

hätten sich getrauen dürfen, den warmen Herd ihrer engverschlossenen Hütten zu verlassen und zur Gemsenjagd hinauszuziehen. Auf diesen öden Bergesgipfeln herrschte die schauerlichste Einsamkeit und man vernahm ringsumher nichts, als des Sturmes Sausen, das Krachen des unter seiner eigenen Schwere zusammenbrechenden Eises und das entsetzliche Gepolter der Lawinen, die, immer größer werdend und zu Gebirgsmassen anwachsend, von den Höhen herabrollten und mit donnerähnlichem Schall in die Tiefe der Thäler stürzten. Der ringsum lagernde düstere Nebel erhöhte nur noch das Grauenvolle des Daseins.

Bei dieser so heftigen Kälte sah man eines Abends einen Krieger zu Pferde, von einer Frau und einem Kinde begleitet, ganz erstarrt und mit Schnee bedeckt in dem Weiler Lans ankommen. Dem Reiter folgten mehrere bewaffnete Diener, die er unterwegs nebst einer Anzahl Führer angeworben. Wie der Herr und seine Begleiterin waren sie alle bis an die Augen in Bären- und Wolfshäute gehüllt, aber dennoch so von Kälte erstarrt, daß man Frau und Kind vom Sattel heben mußte. Sie traten in ein ärmliches Wirthshaus, wärmten sich an dem im Kamin lodernden Feuer und tranken warme Milch, während man ihnen ein dürftiges Abendessen bereitete, wie es eine so abgelegene und halb im Schnee versunkene Hütte zu bieten vermochte. Nachdem sie das sparsame Mahl zu sich genommen, legten sie sich, in ihre Pelzmäntel gehüllt, so gut es ging, um den Feuerherd nieder. Am andern Morgen ließ der Reiter die angesehensten Bewohner des nahen Dorfes rufen und gab ihnen auf, ihm junge und zuverlässige Leute

zu verschaffen, weil er seine Reise über den Mont Cenis fortsetzen und noch vor Nacht in Susa ankommen wolle. „Weder Ihr, noch die geübtesten Bergsteiger“ — gaben sie ihm zur Antwort — „ja nicht einmal Bären und Wölfe könnten es bei einem Wetter wie das jetzige dort oben auf den Höhen aushalten; die Stürme fegen den Schnee über Berg und Thal und heulen Tag und Nacht durch das Gestöber und unter dem dumpfen Niederfallen der Lawinen, die sich von den Gletschern losreißen und die Wege verschütten. Seht nur einmal da unten hin! Die ganze Schlucht ist mit Schnee angefüllt und um die Bergspitze wirbelt und tobt es, als wolle die Welt vergehen! Und diese unzugänglichen Höhen, glaubt Ihr, könne man ersteigen, der Wuth eines solchen Sturmes trotzen und in dem dichten Schneegestöber, daß man keine Hand vor den Augen sieht, fortkommen?

„Meine Rosse,“ erwiderte der Reiter, „sind scharf beschlagen und wir selbst wollen uns mit Eishaken versehen, damit wir nicht ausgleiten.“

„O ja,“ versetzten die Leute von Lans, „versucht's nur einmal mit eurem scharfen Beschlag, euren Eishaken, um damit auf dem glatten Granitboden fortzukommen! Wahrhaftig, es würde euch noch schlimmer gehen, als wenn Ihr ganz und gar nichts hättet!“

„Kurzum,“ entgegnete der Fremde, „es mag gehen, wie es will, diesen Abend muß ich in Susa sein; ich sehe nicht auf das Geld und wer mich begleiten will, soll's nicht zu bereuen haben.“

Der junge Tollkühne, der also sprach, war König Heinrich der Vierte mit der Königin und seinem Söhnchen Conrad. Jeder Tag schien ihm eine halbe Ewigkeit; es drängte ihn, nach Italien zu kommen, um von dem Papste noch vor Ablauf des festgesetzten Jahres von dem Banne losgesprochen zu werden. Er hatte, wie bereits erzählt, Speier mit seiner kleinen Familie und einigen Dienern verlassen und um nicht den deutschen Fürsten in die Hände zu fallen, den Umweg über Burgund genommen. In Besançon wurde er von dem Grafen Wilhelm, einem Oheim der Kaiserin Agnes, seiner Mutter, auf das Beste aufgenommen, brachte daselbst das Weihnachtsfest zu und empfing von seinem großmüthigen Wirthe Geld und Rosse zur Fortsetzung seiner Reise; als er aber an die Grenze der Grafschaft Maurienne kam, wurde ihm das fernere Fortschreiten untersagt, wenn er dem Grafen nicht die große und reiche Provinz Bugey nebst fünf an seine Staaten grenzenden Bisthümern abträte. Heinrich zitterte vor Wuth über diese unverschämte Forderung, mußte aber, von den Umständen gedrängt, nachgeben, da er lieber einen Theil als das Ganze verlieren wollte.

Es war also bei dem wüthenden Sturme und dem unaufhörlichen düstern Schneegestöber Niemand bereit, diese fürchterlichen Berge zu ersteigen. Nachdem der König aber für seine Gemahlin, den kleinen Conrad, sowie für das Gepäck Schlitten hatte bereiten lassen, wagte er sich dennoch auf das furchtbare Gebirge, das er unter tausend Schwierigkeiten und Mühseligkeiten und nicht ohne mehrere Pferde in den Abgründen zu verlieren, endlich erstieg. Als er aber auf der Höhe angelangt

war, erklärten die angenommenen Führer, daß, so mühsam und gefahrvoll bis dahin auch das Steigen gewesen, nunmehr die Reise wegen der glatten Eisflächen, die wie ein Spiegel die Abhänge bedeckten, nicht nur unendlich schwieriger, sondern mit unübersteiglichen Hindernissen verknüpft sein würde. „Beim Hinaufsteigen konnte man" — so sprachen sie — „sich an den vorspringenden Felsenstücken, Baumstämmen, ja an den Eiszacken selbst festhalten, aber beim Hinabsteigen vermögen die Füße sich auf dem abschüssigen, krystallglatten Boden nicht zu halten, und doch ist das noch die geringste Gefahr im Vergleich mit den glitscherigen und schutzlosen engen Stegen, die neben den fürchterlichen Abgründen vorbeiführen."

Nichtsdestoweniger wollte der König es auf jede Gefahr hin wagen. Die Königin, zitternd und bleich, schauderte vor Schrecken beim Anblick dieser mit einer glänzenden Schnee- und Eisdecke überzogenen, jählings in die Tiefe sich senkenden Abhänge. Da hoben die Führer sie vom Schlitten, in welchem sie bis dahin sie gezogen hatten, wickelten sie in eine Ochsenhaut und schnürten sie mit ledernen Riemen ein. Dasselbe thaten sie mit dem Kinde, worauf sie vorn und hinten ein Seil befestigten, wovon das eine dazu diente, daß die Last von den Vorausschreitenden auf dem Schnee in gehöriger Richtung gehalten werden konnte, während das Ende des andern von Einigen, die nachfolgten, gefaßt wurde, um das jähe Hinabschießen zu verhindern. Heinrich selbst stieg zu Fuß hinab, wobei er häufig wider die vorragenden Eisblöcke anprallte oder er rutschte auf dem Rücken hinunter, daß seine Kleider in Fetzen zerrissen.

Es war ein tiefergreifender Anblick, einen so mächtigen König in die äußerste Noth versetzt und eine so schöne und tugendhafte Königin auf einer Thierhaut die schroffen, mit Schnee bedeckten Abhänge hinuntergleiten zu sehen. Wie ganz anders war diese Reise beschaffen, als da er, noch umgeben von allem Gepränge und Glanz, seine Triumphzüge durch Deutschland hielt, die mächtigsten Fürsten des Reichs ihm ihre Huldigungen darbrachten und Tausende seines Winkes harrten und sich bestrebten, Alles aus dem Wege zu räumen, was nur im Entferntesten ihm hinderlich oder unbequem hätte sein können! Und jetzt — flüchtig, vor Frost erstarrt, jeden Augenblick den Tod vor Augen sehend, hielt er es noch für ein Glück, daß sich eine Handvoll armer Gebirgsbewohner seiner erbarmten. Dahin war es durch seine Sittenlosigkeit, Tyrannei und Frevel mit ihm gekommen — mit ihm, der dazu bestimmt war, die Liebe und der Ruhm Deutschlands zu werden!

Kaum war indessen das Gerücht von Heinrichs Ankunft in die Lombardei gelangt, da zeigte sich in den Parteien, die des Papstes Bestrebungen und Anordnungen zur Einführung einer bessern Kirchenzucht stets einen feindlichen Widerstand entgegengesetzt, eine große Bewegung und man beschloß, dem wüthendsten Feinde des päpstlichen Stuhles einen triumphähnlichen Empfang zu bereiten. Der ehrsüchtige Guibert war noch immer das Haupt der Simonisten und Gegner des Cölibats unter den lombardischen Geistlichen und hatte nicht aufgehört, den Haß der Mächtigen aufzustacheln, die gegen alles Recht die Besitzungen der Kirche an sich gerissen und mit Bisthümern und Prä-

latenstellen einen schmählichen Handel getrieben hatten. Sofort sandte er Boten nach allen Städten und Burgen des Landes, um sie anzutreiben, so viel Fußvolk und Reiterei als möglich anzuwerben, damit der König bei seiner Ankunft ein geübtes und ergebenes Heer vorfinde und sich an dessen Spitze stellen könne.

Unterdessen, noch bevor Heinrich Burgund verlassen, hatte Gregor sich nach Canossa begeben, wo Mathilde ihn mit aller dem Statthalter Christi gebührenden Ehre aufnahm. Die angesehensten Persönlichkeiten aus Italien, Frankreich, Burgund, Deutschland und England hatten sich daselbst eingefunden, um dem Vater der Christenheit ihre Ehrfurcht und Ergebenheit zu erweisen und ihn willkommen zu heißen. Unter den erlauchten Gästen war die Markgräfin Adelheid von Susa mit ihrem Sohne Amadeus, Azzo von Este, der allverehrte Abt Hugo von Clugny mit einer Menge Erzbischöfe und Bischöfe, die dem apostolischen Stuhle getreu geblieben und trotz der allgemeinen Verderbniß und Parteiwuth Herz und Hand vor Gott und seiner heiligen Kirche rein bewahrt hatten. Canossa war gleichsam ein zweites Rom geworden.*) Während aber die vielen anwesenden Großen allen Glanz und Reichthum entfalteten und heitern Angesichts und in prachtvoller Kleidung erschienen, gewährte es einen eigenthümlichen Anblick, als mit der Trauer der Büßenden die herannahten, die aus allen Gegenden Deutschlands nach Canossa ge-

*) Ex me, fitque nova, dum fiunt talia, Roma, ruft der Mönch Donizone, Mathildens Hauskaplan, in seinem zu ihrer Verherrlichung geschriebenen Gedicht aus.

kommen waren, um des Papstes Verzeihung zu erflehen und von der Kirchenstrafe befreit zu werden, die sie sich wegen ihres hartnäckigen Widerstands gegen den apostolischen Stuhl, ihrer Theilnahme an den Wormser kirchenfeindlichen Beschlüssen oder dadurch zugezogen hatten, daß sie sich am Kirchenraub betheiligt oder die sächsischen Bischöfe und Prälaten, deren sich Heinrich so eidbrüchig und verrätherisch bemächtigt, in ihren Burgverließen gefangen gehalten hatten. Als diese bußfertigen Fürsten und Bischöfe nach einer langen und gefahrvollen Reise über die deutschen Alpen und durch die von raubsüchtigen Zwingherren bewachten Engpässe, die sich den Wanderern nur nach Erlegung eines schweren Durchgangsgeldes öffneten, in Carcassone, Ciano und Bianello ankamen, legten sie die Zeichen ihrer Würde ab und begaben sich nach Rossena und von da nach Canossa, angethan mit einem groben Büßergewand, den Strick um den Hals, das Haupt mit Asche bedeckt; dort knieten sie in der Vorhalle der St. Apolloniuskirche und flehten mit lauter Stimme um Vergebung für ihre Verbrechen. Gregor empfing die tief Zerknirschten mit Herzensgüte, allein da eine im Laster eingewurzelte Gewohnheit den Willen des Sünders mit sich fortreißt und er durch Buße und Gebet sich in seinem Vorsatz der Besserung kräftigen muß, so gab der heilige Vater jedem dieser Büßenden auf, sich in eine Zelle des Klosters von Canossa zurückzuziehen und durch Züchtigung des Fleisches, Fasten bei Wasser und Brod und anhaltendes Gebet Gottes Gerechtigkeit zu sühnen und Verzeihung für seine Missethaten zu erlangen. Den weltlichen Fürsten und Großen, die vor den Füßen des Papstes demüthig ihr Schuldbekenntniß ablegten, wurde

eine von jener der Prälaten etwas verschiedene Buße auferlegt.

Damals waren gewisse kanonische Strafen noch in Kraft. So erzählt Donizone, daß der Markgraf Bonifaz, Vater Mathildens, weil er für Geld einige geistliche Würden verkauft hatte, sich freiwillig der Geißelung unterzog und das Gelübde ablegte, nach dem gelobten Lande zu pilgern. Der mächtige Kaiser Heinrich der Dritte, Vater des gegenwärtigen Königs, ließ sich zur öffentlichen Abbüßung seiner Sünden die nackten Schultern geißeln. Die stolzen und übermüthigen Beherrscher Englands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens sah man zerknirscht und demüthig sich einem Bischofe zu Füßen werfen, ihm ihre Grausamkeiten beichten, ihn um Lossprechung ihrer Sündenschuld und um Auferlegung einer Buße bitten, sich der öffentlichen Kirchenstrafe unterwerfen und ihre nackten Schultern den Ruthenstreichen der Bußpriester darreichen.

Wollte man es heut zu Tage allen Leuten recht machen, so müßte der Weg zum Paradiese aufhören, schmal, steil und dornenvoll zu sein, wie Christus ihn beschreibt. Warum nicht lieber ein recht breiter, ebener, angenehmer und mit Blumen bestreuter Weg, auf dem man behaglich dahin schreitet und das Paradies, auf weich gepolsterten Kissen eines bequemen Wagens liegend, zu gewinnen im Stande wäre! Will doch Vincenz Gioberti der ganzen Welt vorpredigen, die Kirchenbußen des Mittelalters könnten sich mit den Einrichtungen des bürgerlichen Christenthums nicht vereinigen lassen. Fürwahr, hätte der heilige Aloysius von Gon-

zaga das Glück gehabt, in unserer Zeit zu leben, er würde sich viele Kasteiungen, Fasten und lange Gebete haben ersparen können! Zu jener Zeit bildete man sich ein, man müsse, um seine Seele zu retten, zu jeglicher Strenge seine Zuflucht nehmen. Heute sieht man das als Thorheit an, die menschliche Weisheit macht sich den Weg zum Paradiese so eben als möglich, bewegt sich darauf sonder Müh' und Anstrengung und möchte es so leicht erreichen, als führe es sich auf Eisenbahnen dahin. Das würde, man muß es gestehen, dem heiligen Petrus einen gewaltigen Zuwachs von Arbeit geben, da er genöthigt wäre, von Morgens bis Abends die Himmelsthüre zu öffnen. Glücklicherweise haben sich aber viele Zeitungsschreiber diese mißliche Lage des heiligen Petrus zu Herzen genommen und schlagen deshalb vor, ihm die Schlüssel des Himmelreichs abzunehmen, damit der Eingang zu demselben jedem Ankömmling ohne Thürsteher und Wächter offen stehe und Jeglicher ohne lange Untersuchung, ob er berechtigt sei oder nicht, hinein könne.

So denken im Allgemeinen die meisten unserer modernen Schriftsteller und es kann daher nicht auffallen, wenn so viele Geschichtschreiber, gewohnt, das Mittelalter nach dem Maßstab ihres Zeitalters zu messen, sich über die Strenge Gregors des Siebenten heiser schreien und ihn als einen grausamen und fanatischen Papst bezeichnen. Es ist noch ein Glück, daß ihre Wuth dabei stehen bleibt und sich in mehr oder weniger schnaubenden Phrasen Luft macht. Könnten sie nur eben so leicht zu Thaten übergehen, sie würden das Paradies erstürmen, wo der heilige Papst im

Strahlenglanz der Auserwählten thront; sie würden ihn erbarmungslos daraus vertreiben, seinen Festtag aus dem Brevier und dem Missale streichen und dagegen die Himmelsthüre so weit als möglich aufreißen, um Feinde, Lästerer und Verläumder der Kirche und des heiligen Stuhles hinein zu lassen.

Nach einigen Tagen ließ Gregor die Büßenden wieder vor sich, indem er sprach: „Denen, die ihre Sünden recht erkennen und bereuen, werde durch Gottes Barmherzigkeit Verzeihung zu Theil." Er hielt ihnen nochmals vor, welche schwere Schuld sie durch ihren Trotz und ihre Widerspenstigkeit gegen den heiligen Stuhl auf sich geladen, ermahnte sie in eindringlichen Worten zur Besserung und sprach sie endlich von der Exkommunikation frei, jedoch mit der Mahnung, mit König Heinrich, so lange er keine gehörige Genugthuung vor der Kirche geleistet, keine Gemeinschaft zu pflegen; doch wäre es ihnen nicht benommen, den König durch Ermahnungen vom Irrwege abzuhalten und dahin zu wirken, daß auch er in sich gehe und für seine Vergehungen Buße thue.

Während dies in Canossa vorging, gelangte Heinrich nach Turin und es sammelten sich um ihn eine Anzahl deutscher und lombardischer Ritter und Großen, die noch nicht aufgehört hatten, gegen Gregor und Mathilde einen grimmen Haß zu hegen und sich deshalb an den König anschlossen. Heinrich stellte ihnen seine Lage vor, indem er ihnen auseinandersetzte, daß, wenn er vor Ablauf der Jahresfrist vom Kirchenbanne nicht freigesprochen sei, er unwiderruflich der Krone ver-

lustig gehe, wie dies von den Reichsfürsten in Tribur festgesetzt worden, daher es ihm am rathsamsten scheine, zu des Papstes Gnade seine Zuflucht zu nehmen. Hierauf wurde beschlossen, Gesandte an den heiligen Vater und die Markgräfin Mathilde, Heinrichs Nichte, abgehen zu lassen, um ihnen des Königs Ankunft zu melden und die Fürstin, der Gregor wegen ihrer ihm geleisteten vielfältigen Dienste nichts würde abschlagen können, um ihre Vermittlung zu bitten.

Als der heilige Vater unter Begleitung der Markgräfin und ihres ganzen Hofes, sowie sämmtlicher in Lucca anwesenden fremden Fürsten und Herren sich nach Canossa begab, war auch Pandolf mit seiner Tochter ihm dahin gefolgt. Seit der Zeit, wo Yolanda im Kloster zur Jungfrau herangewachsen, hatte ihr Vater nur selten Gelegenheit gehabt, sich mit ihr zu unterhalten. Um so mehr freute er sich, durch ihren nähern Umgang täglich neue Eigenschaften und Tugenden an ihr zu entdecken, die sie ihm immer theurer machten. Nach so vielen Leiden waren es für ihn Augenblicke der süßesten Wonne, wenn er an ihrer Seite weilen konnte und Beide im Austausch ihrer gegenseitigen Gefühle, in der Mittheilung ihrer an Ereignissen so reichen Vergangenheit einen Ersatz für die lange Trennung fanden, zu der das Schicksal sie bis dahin schien verurtheilt zu haben. Pandolf lernte die verloren geglaubte Tochter immer mehr lieben, denn jeder Tag überzeugte ihn, welch ein theures Kleinod er in ihr besaß, und Yolanda's Verehrung für ihren Vater, dessen hochherzige Gesinnungen, edles und frommes Gemüth sich ihr bei jeder Gelegenheit klarer offenbarten, stieg immer höher.

An einem klaren und frischen Morgen, den der ungewöhnlich helle Schein der Wintersonne erheiterte, wandelten sie so wieder an den Abhängen der sich von Canossa nach Rossena ausdehnenden Berge und unterhielten sich von ihrer Heimath und den Plänen für die Zukunft. Da sahen sie plötzlich einen jungen Ritter auf hohem Rosse daher sprengen, der, als er des Burggrafen und seiner Tochter von ferne gewahrte, zu ihnen heranritt und mit edlem Anstande und unter allen Zeichen der Ehrerbietigkeit, aber doch mit einiger Verlegenheit und niedergesenkten Blicks, ihnen einen freundlichen Morgengruß bot und, nachdem er sich eine kurze Weile mit ihnen unterhalten, seinen sich unter ihm bäumenden Rappen weiter lenkte. Es war der junge deutsche Ritter, der sich seit einiger Zeit am Hofe der Markgräfin aufhielt und schon bei der von derselben zu Ehren ihrer Gäste angestellten Falkenjagd, woran auch Yolanda Theil nahm, dieser so besondere Aufmerksamkeit erwiesen hatte. Im Augenblick, wo sie bei der heutigen Begegnung seiner ansichtig wurde, begann sie in ihrer noch eben recht lebhaften Rede verwirrt zu werden, als habe sie den Faden des Gesprächs verloren; ihre Stimme stockte und hohe Röthe überzog ihr Antlitz. Dies war ihrem Vater nicht entgangen; ohne sich jedoch etwas darüber merken zu lassen, richtete er an Yolanda in einem halb lächelnden Tone die Frage: „Kennst du diesen Jüngling, liebe Yolanda?“ „O ja, mein Vater,“ erwiderte sie mit schüchterner Stimme und wieder erröthend; „ich hatte Gelegenheit, ihn bei mehrern Festlichkeiten am Hofe meiner edlen Beschützerin sowie auch häufig sonst, wenn sich die Ritterschaft und hohen Herren in den Gemächern der

Markgräfin versammelten, zu sehen, ja" — fügte sie in noch leiserm Tone hinzu — „ich sah ihn auch schon früher."

„Mir scheint," entgegnete Pandolf, „dieser junge Deutsche ein ganz vollendeter Ritter zu sein, denn Alles, was ich von ihm gehört, spricht nur zu seinen Gunsten, und er braucht in keiner Hinsicht vor einem der fränkischen und italienischen jungen Edelleute, welche die Zierde dieses Hofes ausmachen, zurück zu stehen. Ich hatte Gelegenheit, mit ihm mehrmals zusammen zu treffen, unter andern auf unserer Reise von Lucca nach Canossa, und ich kann dir versichern, daß mir sein Wesen recht gut gefiel. Er ist bescheiden, voll edler Gesinnung und was besonders für ihn zeugt, ist seine aufrichtige und entschiedene Anhänglichkeit an den heiligen Vater; ich bin versichert, daß er den letzten Blutstropfen zu dessen Vertheidigung hingäbe. Doch, sagtest du mir nicht, du habest ihn schon früher gekannt?"

„Ihr werdet euch, theurer Vater, erinnern, daß ich euch von einem jungen Ritter erzählte, der auf König Heinrichs Befehl den Kampf mit einem Löwen bestehen mußte, und bei dessen Sieg über das grimme Thier die versammelte Menge, zu der auch ich, in Pilgerkleidung gehüllt, gehörte, in lauten Jubel ausbrach. Wegen seiner kindlichen Ehrfurcht und Hingebung gegen seinen greisen Vater hatte der Jüngling die Theilnahme aller Zuschauer im höchsten Grade erregt und keiner schien ungerührt bei der Todesgefahr, welcher man ihn preisgegeben sah. Auch ich" — fuhr Yolanda fort, während ihr Auge lebhafter glänzte —

„auch ich zitterte um sein junges Leben, aber er muß wohl in Gottes besonderer Gnade gestanden haben, denn er ging unversehrt aus dem Kampfe hervor. Dieser tapfere Jüngling, lieber Vater, ist der junge Ritter, der eben von uns schied. Er heißt Friedrich von Rastäde und ist der Sohn des Grafen von Oldenburg. Wohl dürft Ihr ihn hochschätzen, Vater, denn auch bei dem Papst und der Markgräfin steht er in hoher Gunst; sie wissen, daß er ein treuer Sohn der Kirche ist."

„Du scheinst seine Verdienste ganz besonders zu würdigen, mein Kind?" warf hier der Burggraf, ganz unbefangen scheinend, ein; „es wird dir also auch nicht entgangen sein, daß er ein besonderer Verehrer des Gesanges und Saitenspiels ist, denn als du vorgestern in Gegenwart unserer Fürstin und der Markgräfin von Susa ein Lied zur Harfe sangest, bemerkte ich, daß er mit hohem Entzücken zuhörte; man hätte geglaubt, daß seine ganze Seele, sein Blick an den Saiten deiner Harfe hingen."

Yolanda wandte den Kopf ab, um die Gluth, die ihre Wangen überzog, zu verbergen. Sie wußte nicht, daß Friedrich einige Tage vorher bei ihrem Vater um ihre Hand angehalten, dieser die Markgräfin darüber zu Rathe gezogen und deren völlige Zustimmung zu der Verbindung der beiden jungen Leute erlangt hatte. Nachdem Pandolf auch von andern Seiten nur unbedingtes Lob über den jungen Grafen vernommen und ihm daher eine Verbindung desselben mit seiner Tochter wünschenswerth erschien, empfand er eine geheime Freude bei

der Wahrnehmung von Yolanda's stiller Neigung zu dem Jüngling. Er sprach also zu ihr: „Liebe Yolanda, aus Allem, was du mir eben gesagt, glaube ich wohl entnehmen zu dürfen, daß dir der junge Graf Friedrich von Rastäde nicht mißfällt. Ich richte deshalb die Frage an dich, ob du wohl geneigt wärest, demselben deine Hand am Altare Gottes zu einem ewigen Bündniß als sein treues Eheweib zu reichen?"

Die Jungfrau wurde bei dieser unerwarteten Frage Anfangs leichenblaß und sie begann zu zittern, dann faßte sie ihres Vaters Hand, richtete ihr sanftes Auge zu ihm empor und sank dann, ohne ein Wort hervorzubringen, an seine Brust. Pandolf drückte sie mit Innigkeit an sich und hob dann wieder an: „Fasse dich, mein Kind, und scheue nicht, deinem Vater, der doch dein bester Freund ist und nur dein Wohl will, dein Herz zu öffnen."

Nachdem sie noch einige Augenblicke geschwiegen, sprach sie endlich: „Theurer Vater, du weißt, wie ich, in Abgeschiedenheit von der Welt erzogen, nur von guten und frommen Menschen, die mich Gott lieben lehrten, umgeben war. Ich sah das stille Wirken, das gottgeweihte Leben und den daraus hervorgehenden süßen Frieden der Aebtissin und so vieler ihrer Mitarbeiterinnen im Weinberge des Herrn. Da entstand auch bei mir der Wunsch, in solcher Weise Gott mein Dasein zu widmen und unter dem Schutze seiner Gnade unbemerkt von der Welt zu wandeln. In diesen Gedanken wurde ich noch mehr bestärkt, als ich, mit Gottes Zulassung aus des Klosters stiller Klause gewaltsam

herausgerissen, unter die Menschen treten mußte und mit blutendem Herzen die Wahrnehmung machte, wie die Liebe zum himmlischen Vater, zu der er in seiner unendlichen Huld uns berufen und die wir auch auf unsere Nächsten übertragen sollen, so häufig in der Welt vergessen wird und dagegen Haß, Bosheit, Neid und Trug herrschen. Ich will es nicht läugnen, bester Vater," — bei diesen Worten senkte Yolanda den Blick und die Röthe holder Schamhaftigkeit bedeckte ihr Antlitz — „als ich damals den tapfern und frommsinnigen Jüngling zur Rettung der Ehre und des Lebens seines Vaters dem Tode so ruhig in's Angesicht blicken sah, da flehte ich in heißem Gebete Gottes Schutz für ihn an und es regte sich plötzlich der Wunsch in mir, für diesen Jüngling irgend etwas recht Schweres unternehmen, ja ihm ein großes, anhaltendes Opfer bringen zu dürfen. Ich lernte ihn, als ich ihn in Canossa wiedersah, wegen seines bescheidenen Wesens und all der schönen Eigenschaften, die man an ihm wahrnahm, immer mehr achten, aber jeder Gedanke, daß er meiner ernstlich beachten würde, blieb fern von mir, denn ich sah mich für die Tochter eines armen Verbannten, wie du damals, lieber Vater, noch warst, und eine arme Verlassene an, und suchte mit Gottes Beistand mein Herz vor Eindrücken zu wahren, die meine Vernunft in meiner Lage nicht billigen konnte. Du weißt nun Alles, guter Vater, und wirst über dein Kind entscheiden, das sich in diesem Augenblick wie ein auf dem Wasser schwankender Kahn ohne Ruder vorkommt, der sich selbst keine bestimmte Richtung zu geben vermag."

„Theure Yolanda" — entgegnete Pandolf — „ich kann es nur ganz natürlich finden, daß ein Herz, welches

sich der Liebe zu Gott ganz hingegeben und es recht erfaßt hat, was wir ihm Alles verdanken, sich angetrieben fühlen muß, ihm ausschließlich anzugehören und, um dies ausführen zu können, sich von dieser Welt, wo so viele Hindernisse und Verlockungen uns von unsern frommen Bestrebungen abzuhalten drohen, gänzlich abzuwenden. Befürchtete ich, daß, wenn du der Welt angehörtest, du jemals in deinen Grundsätzen wankend und von deiner Liebe zum Heilande ablassen könnest — fürwahr, ich würde zittern über die Verantwortlichkeit, dir einen Rath zu ertheilen, der dich von einem hochherzigen Entschlusse abhalten könnte. Ist es mir doch klar, daß Eltern vor allem Uebrigen das wahre Glück, das ewige Seelenheil ihrer Kinder vor Augen zu halten nie vergessen dürfen. Ich verhehle dir nicht, daß der Gedanke, dich, als die letzte meines Stammes, an der Seite eines edlen, dir ebenbürtigen Mannes zu sehen, meinem Herzen wohl thut. Dennoch würde ich diesen Wunsch unterdrücken, ahnte ich in der Erfüllung desselben Gefahr für dich und deine Seele. Ich halte dich aber für stark im Glauben, für unerschütterlich in den Grundsätzen, worin du erzogen worden, und zweifle nicht, daß, in welchen Kreis der Wirksamkeit dich auch Gott berufen mag, du dein Herz rein bewahren wirst. Ja, vielleicht ist es eben Gottes Wohlgefallen, daß du in anderer Weise seine heilige Religion lieben lehrst, daß du besonders durch dein Beispiel auf deine Umgebung wirkest und mitten in der Welt den Samen des Guten ausstreuest und zum erfreulichen Gedeihen bringest. Sollte dieses nicht eben in Gottes Absichten mit dir liegen, da er dich einem edeldenkenden jungen Manne in wunderbarer Weise

nahe gebracht und in eure beiderseitige Herzen eine unverkennbare tugendhafte Neigung zu einander gelegt hat? Ueberdies billigt, wie ich dir schon gesagt, auch deine so gottesfürchtige Beschützerin, die Markgräfin Mathilde, die wie eine zärtliche Mutter dich liebt, diese Verbindung, was dir nur eine Bürgschaft mehr sein kann, daß sie dir nicht zum Unheil gereichen wird."

„Wohlan denn, Vater, wenn du glaubst, daß es so Gottes Wille ist und ich einen Stand betreten soll, an den ich bisher nicht gedacht, so will ich mich deinem Wunsche nicht widersetzen. Gott wird mich auch ferner beschützen und mich zur würdigen Erfüllung meines Berufes stärken und seinen Beistand leihen."

Vater und Tochter schlugen nun wieder den Fußpfad ein, der nach Canossa führte. Als sie in die Nähe der Veste kamen und die Anhöhe, die zu derselben führt, erstiegen, sahen sie von weitem eine Reiterschaar heranziehen. Pandolf und Yolanda beeilten sich, die Burg zu erreichen nnd letztere begab sich in ihr Gemach, dessen Erkerfenster auf den innern Hof ausging, über welchen der Zug kommen mußte. Es waren eine Anzahl Ritter theils in reichen Waffenröcken und mit goldgewirkten, mit Pelzwerk besetzten Mänteln, theils in voller Rüstung mit glänzenden Panzern und mit Federbüschen auf den Helmen. Ihnen folgten Knappen und Pagen, in die Farben ihrer Gebieter gekleidet.

Yolanda betrachtete mit Vergnügen die stattliche Schaar der Einziehenden, unter denen sich, wie sie an

den Wappenschildern erkannte, viele deutsche Fürsten und Großen befanden. Wirklich war es eine aus deutschen und lombardischen Rittern bestehende Gesandtschaft, welche beauftragt war, dem Papste und der Markgräfin Heinrichs Ankunft zu melden und über die Bedingungen seiner Losssprechung von dem Kirchenbanne zu unterhandeln. Treu dem Könige und zu seinem Beistand herbeieilend, hatten sie die rauhen Thäler Graubündtens, Chomouny und den Splüngen trotz Schnee, Eis und schneidender Kälte überschritten, waren dem Hinterhalt, den Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen den Anhängern Heinrichs in den Engpässen gelegt, ausgewichen und in Italien angelangt, wo sie in Turin und Vercelli mit dem Könige zusammen trafen. Ihrer Gesinnung fester Anhänglichkeit an ihn, die sich noch eben durch ihre Ankunft bewährt hatte, vertrauend und von ihrer Gewandtheit und Beredsamkeit das Beste erwartend, sandte er sie nach Canossa, da er sich wohl bewußt war, daß in der Bedrängniß, worin er sich versetzt sah, das einzige Mittel zu seiner Rettung in seiner Versöhnung mit dem päpstlichen Stuhle zu finden war. Um den Zug noch zahlreicher und glänzender zu machen und dadurch einen Begriff von des Königs noch nicht ganz gesunkener Macht am päpstlichen Hofe zu erwecken, mußten sich demselben mehrere jüngere Edelleute mit ihrem Gefolge anschließen.

Kaum hatte Yolanda denselben überblickt, als sie plötzlich erblaßte und, von einem heftigen Zittern ergriffen, vom Fenster zurücktrat. „Was ist dir, mein Kind?" fragte Pandolf, der nahe bei ihr stand, in ängstlichem Tone. „Sollte vielleicht die Fußwanderung von diesem Morgen dich zu sehr angestrengt haben?"

„O nein, Vater," entgegnete sie mit schwacher Stimme und kaum vermögend, ein Wort hervorzubringen; „aber dort unter den Rittern habe ich den Urheber all unseres Unglücks, Ottokar, erkannt!"

„Beruhige dich, Yolanda," sprach Pandolf, „du wirst dich getäuscht und nur Jemanden, der ihm ähnlich ist, gesehen haben. Wie soll der junge Markgraf zu Heinrich gekommen sein, der einsam in Speier lebte und allein nach Italien gezogen ist?"

„O, er ist es, er ist es sicher, Vater," antwortete Yolanda, „ich habe ihn wohl erkannt und sein Knappe führte das Brünner Wappen im Schilde. Wenn er mich nur nicht erblickt hat! Aber ich fürchte sehr —"

Pandolf suchte sie zu beruhigen und versprach ihr, mit dem Bischof Anselmus und dem Abte von Clugny darüber zu sprechen. Er gab ihr die Weisung, der Markgräfin Mathilde die Sache mitzutheilen und sich so wenig wie möglich außerhalb ihrer Gemächer zu zeigen, sich auch davor zu hüten, irgend eine Aufregung und Besorgniß merken zu lassen, sondern sich nur in ihrer gewöhnlichen heitern und ruhigen Stimmung zu zeigen.

Zwei Tage nach diesem Vorfalle wurde die Zugbrücke über den äußern Graben von Canossa niedergelassen und ein Ritter mit seinem Knappen ritt in schnellem Trabe in der Richtung nach Ciano hin, setzte über die Enza und stieg nach Varvassone hinauf, einer Mathilden zugehörigen starken Bergveste, die den Ueber-

gang über den Fluß deckte. Während der Ritter schweigend und in sich gekehrt einherritt, sprach ihn sein Knappe mit folgenden Worten an: „Gnädiger Herr, es will mir nicht aus dem Kopf; mir ist's, als habe ich Yolanda, das schöne Fräulein aus dem Adelgundiskloster bei Brünn, hier gesehen."

Der Ritter richtete plötzlich das Haupt in die Höhe und sprach kurz abbrechend: „Du bist nicht gescheidt!"

„Haltet mich für nicht gescheidt, so viel Ihr wollt, Herr! ich sage euch aber, sie war's; ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen; sie stand an einem Erkerfenster der Burg, als wir über den Hof zogen, und ich sah deutlich, wie sie ihre Blicke auf euch gerichtet hatte. Sie scheint größer und stärker geworden zu sein, aber ihre Züge sind nicht geändert. Habe ich sie doch oft genug im Klosterzwinger gesehen, wenn sie den Armen Almosen austheilte, so daß ich mich nicht irren kann."

„Und glaubst du, sie habe mich gesehen?"

„Das kann ich mit Bestimmtheit nicht behaupten. Ich sah aber, daß ein Mann von hohem Ansehen ihr zur Seite stand, mit dem sie sich zu unterhalten schien. Als der Zug ganz nahe kam, zog sie sich plötzlich zurück und verschwand."

„Also deshalb schickt mich die Markgräfin so eilig fort, um dem König die ihm vom Papst auferlegten Bedingungen zu überbringen! Ha! wenn das wahr wäre!

Wenn ich mich an dieser Stolzen und Undankbaren, die ich aus dem Staub erheben wollte, rächen könnte! Wahrhaftig, ich will nicht Ottokar von Brünn heißen, wenn ich nicht nach Canossa zurückkehre und man meiner gedenken wird! Sind ja doch die Bedingungen, die der Papst dem Könige stellt, unannehmbar. Der schlaue Mönch ahnt wohl, daß Heinrich sich nur zu einem solchen demüthigenden Schritte bequemt, weil er sich von den deutschen Großen bedroht sieht und fürchtet, des Thrones entsetzt und durch einen andern Fürsten verdrängt zu werden. Deshalb fordert er, daß der König ihm als Beweis der Aufrichtigkeit seiner Reue Krone und Scepter übersende und sich des königlichen Titels unwürdig erkläre. Wird sich Heinrichs stolzer Sinn einer solchen neuen Demüthigung unterwerfen? Schon sieht er sich von mehrern deutschen Fürsten umgeben und die Lombarden erheben sich zu seinen Gunsten; die dem Papste feindlichen italienischen Mächtigen werben überall Kriegsschaaren an und er braucht nur Turin zu verlassen, sich an die Spitze des Heeres zu stellen, es über die Enza zu führen und gegen Canossa vorzurücken. Während sie dort oben in Prunkgelagen sich einer vollen Sicherheit überlassen, kann er das Felsennest überrumpeln und dem ganzen Streite mit Einem Mal ein Ende machen. Ha, ich will der Erste sein, der diese stolzen Mauern erklettert und mit eigener Hand des Königs Banner auf den Zinnen derselben aufpflanzt! Ich lege Feuer an die Burg und erwürge den Papst mitsammt der alten Betschwester, die ihn beschützt! Fällt dann Yolanda in meine Gewalt, ha, dann —"

„Schwört nicht, gnädiger Herr," unterbrach ihn der Knappe, „denn wo Weiber im Spiele sind, da weiß

man nicht, ob man nicht gerade das Gegentheil von dem thut, was man geschworen. Wartet nur ruhig ab, Ihr wißt nun einmal, wo euer ehemaliges Liebchen zu finden ist und die Gelegenheit, es zu erwischen, wird wohl kommen."

Ottokar knirschte vor Aerger mit den Zähnen, gab seinem Rosse die Sporen und flog pfeilschnell weiter.

Neunzehntes Kapitel.

Die Gauklerin.

Die von Heinrich nach Canossa abgeordneten Gesandten gaben sich alle Mühe, seine Lossprechung vom Kirchenbann vor Ablauf der durch das Pfalzgesetz und den Ausspruch der Reichsversammlung von Tribur festgestellten Jahresfrist bei dem Papste zu erwerben. Allein Gregor ertheilte die Antwort, er halte es nicht der Gerechtigkeit und den Gesetzen der Kirche gemäß, einen Ausspruch zu thun, bevor die deutschen Reichsstände darüber berathschlagt und Kläger und Beklagte vernommen worden seien. Die Fürsten hätten eine allgemeine Reichsversammlung, die in Augsburg stattfinden sollte, ausgeschrieben, um die gegen ihn erhobenen Anklagen zu vernehmen; Heinrich solle sich dieser Aufforderung fügen und sich von den ihm vorgeworfenen Verbrechen reinigen, dann werde er, der Papst, hierauf seinen Urtheilsspruch erlassen. Niemand wünsche mehr, als er, ihn unschuldig zu finden; er würde dem Himmel für einen solchen Ausgang danken und nichts könnte auch der Kirche und allen Gläubigen erwünschter sein.

Die Gesandten wandten dagegen ein, die Unterthanen könnten ihren eigenen König nicht richten. „Sie richten ihn auch nicht," antwortete der Papst: „sie klagen ihn an, daß er die Verfassung des Reichs verletzt, und dazu haben sie ein Recht, in Erwägung, daß der römische König nur zu diesem Range erhoben wird durch die freie Stimme der Wahlfürsten mit Genehmigung des Kirchenoberhauptes, welcher Karl den Großen, König der Franken, mit der Herrschaft des Reichs bekleidete; erbliche Kronen seien andern Bedingungen unterworfen, als Wahlreiche; bei jenen bestimme die Geburt, bei diesen das freie Wahlrecht.*) Habe Heinrich die Bedingungen, unter denen er gewählt worden, nicht verletzt; seien die gegen ihn erhobenen Anklagen ungegründet, so sei Gott dafür gepriesen und Heinrich möge dann herrschen und triumphiren." Da die Gesandten gegen diese auf vernunftgemäßen Folgesätzen beruhende Darlegung nichts einzuwenden vermochten, wendeten sie sich an des Papstes Milde, aber er entgegnete, daß die Gerechtigkeit die ältere Schwester der Erbarmung sei.

Die Markgräfin Mathilde nahm an diesen Unterhandlungen einen regen Antheil; König Heinrich war ihr Vetter, seine Gemahlin war die Tochter der Markgräfin von Susa, die zur selben Zeit sich am Hofe zu

*) Wenn die Gegner des heiligen Stuhles diesen Unterschied redlich berücksichtigten, so würden sie nicht so häufig in's Blaue hinein gegen päpstliche Anmaßung predigen, die sich das Recht zuschriebe, die hartnäckigen Uebertreter des Grundgesetzes, das aufrechtzuhalten sie bei ihrer Wahl Angesichts der Kirche und Reichsstände den Schwur ablegten, abzusetzen.

Canossa aufhielt. Der Abt Hugo von Clugny hatte bei Heinrichs Taufe Pathenstelle vertreten. Auch die anwesenden Fürsten und Herren konnten, wiewohl sie aufrichtige Anhänger des päpstlichen Stuhles waren und Gregor liebten, dem Könige, der große Tapferkeit besaß und sich immer ein würdevolles Ansehen zu geben gewußt hatte, ihre Ehrerbietigkeit nicht versagen. Deshalb ward Mathilde unaufhörlich durch Bitten und Vorstellungen, ihren Einfluß auf den Papst, der ihr zu großem Dank wegen vielfacher sowohl in der Gegenwart als Vergangenheit ihm erwiesener Dienste verpflichtet sei, auszuüben. Wirklich legte Mathilde ihre Fürsprache bei ihm ein und suchte ihn, soviel wie möglich, für Heinrich günstig zu stimmen. Allein heilige Seelen verlieren bei Allem, was sie thun, niemals Gott aus den Augen, und wenn es sich um Gewissensdinge handelt, bleiben sie bei allen Vorstellungen unerschütterlich wie ein Fels. Auch die beiden frommen Männer Hugo und Anselmus vereinigten ihre Bitten mit denen Mathildens, allein Gregor widerlegte Alles, was sie nur anführen mochten, mit so überzeugenden Gründen, daß sie nichts mehr darauf zu erwidern im Stande waren.

„Sagt mir doch, Hugo," wiederholte der Papst, „weshalb hat sich Heinrich nicht auf den Reichstag begeben, um seine Vertheidigungsgründe darzulegen? Warum kommt er nach Italien und sucht den Papst auf, während der Papst gerade im Begriff ist, nach Deutschland zu reisen?"

„Heiliger Vater," erwiderte der Abt von Clugny, „Heinrich hat dort so viele Feinde; sie würden ohne

Fehl den Sieg über ihn davon tragen und ihn sonder alles Erbarmen unterdrücken."

„Und hat denn Heinrich," sprach Gregor, „mit Sachsen, Thüringen und Schwaben Erbarmen gehabt? Dann ist es auch nicht wahr, daß Alle feindselig gegen ihn gesinnt waren. Seht nur, wie viele Fürsten, Erzbischöfe und Bischöfe, die ihm zur Seite standen und zu seinen Missethaten, sei es aus Nachsicht oder aus Eigennutz, schwiegen oder sie sogar förderten, jetzt ihre Stimmen mit denen von Tribur vereinigen, weil seine Verbrechen zu offenbar geworden."

„Möge eure Heiligkeit," sagte Anselmus, „auf des Königs Jugend, ungestümes Temperament, seine schlechte Erziehung, die bösen Rathschläge und Verlockungen seiner Verführer, die ihn von einem Abgrund in den andern hineingezogen, Rücksicht nehmen und ihm Verzeihung angedeihen lassen. Ein Vater, wie Ihr, erbarmt sich seines verirrten Sohnes."

„O meine Freunde," erwiderte der Papst, indem er seinen bekümmerten Blick zum Himmel erhob, „wie gerne würde ich Erbarmung statt Gerechtigkeit walten lassen, wenn dadurch einem schwer gedrückten Volke Ruhe wiedergegeben, der Frieden der in ihren Grundfesten erschütterten Welt zurückgeführt und all den Uebeln, die in Kirche und Staat so viel Unheil angerichtet, abgeholfen wäre! Dringet nicht in mich und wollet mich nicht zu einer Schwäche verleiten. Ich darf nicht wanken und sollte auch Alles um mich in Trümmer zerfallen. Ich will dem Herrn ein treuer

Verwalter des mir anvertrauten Talents sein, und habe ich den giftigen Schaden, der sich immer tiefer in den Leib der Kirche einfrißt, mit gelinden Mitteln nicht zu heilen vermocht, so so ist es meine Pflicht, ihn auszubrennen. Frei muß die Kirche auf Erden sein, und sollte ich selbst darüber untergehen müssen! Seht Ihr nicht, wie Heinrich sie als seine Magd behandelt? Hat nicht der Herr, unser Erlöser, dem heiligen Petrus die Gewalt gegeben, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden? Sind denn hiervon die Könige ausgenommen? Gehören sie nicht zu den Schafen, die Gottes Sohn dem heiligen Petrus anvertraut? Wenn die Kirche den Missethäter von seiner Sündenschuld lösen soll, dann sieht sie in ihm nur einen Büßer, nicht aber, ob er ein Bettler oder ein König ist. Bevor sie aber ihn löset, muß sie überzeugt sein, daß er Reue empfindet, Genugthuung leistet und den Vorsatz der Besserung hat. Ich will euch nicht an die Missethaten erinnern, deren sich Heinrich schuldig gemacht. Wißt Ihr nicht, wohin es durch ihn mit der Kirche in Deutschland gekommen ist, so saget, wo von all den dortigen Bisthümern und Abteien, die seit seinem Regierungsantritt erledigt worden sind, ist der Vorsteher derselben wie der gute Hirt in den Schafstall durch die Thüre hineingegangen? Haben sie sich nicht vielmehr alle durch's Fenster oder durch ein eingebrochenes Mauerloch hineingestohlen? Kann ich gegen den Verräther apostolischer Rechte, den Zertreter seiner Mutterkirche, den Schänder des Heiligen Milde walten lassen, noch bevor Anzeichen wahrer Zerknirschung, Verdemüthigung und künftiger Besserung vorhanden sind? Ach, die Sünden der Machthaber sind meistens Drangsale für die Welt und sie

vermögen nicht einmal, selbst bei gutem Willen, was sie verbrochen, wieder gutzumachen!"

„Aber," fielen Hugo und Anselmus ein, „zeugt es nicht gerade von Heinrichs Reue und Verdemüthigung, daß er über die Alpen gekommen ist, um eurer Heiligkeit Verzeihung zu erlangen?"

„Wohlan," erwiderte Gregor, „wenn er wahrhaft bereut, so soll er mir die königlichen Insignien, Krone und Szepter senden und ein schriftliches Bekenntniß seiner Vergehungen gegen Gott und seine Völker ablegen. Dann werden wir sehen, was Gott uns zu thun räth, denn trotz aller seiner Verirrungen haben wir nicht aufgehört, ihm ein zärtlicher Vater zu sein."

In Folge dieser Unterhandlungen zwischen dem heiligen Vater, Mathilde, dem ehrwürdigen Abte Hugo und dem Bischof Anselmus war es geschehen, daß Mathilde, um Yolanda's Ruhe willen, den jungen Markgrafen von Brünn beauftragte, Heinrich diese Bedingungen zu überbringen und in ihrem Schreiben den König bat, den Boten nicht zurückzusenden.

Während Ottokar in großer Aufregung die Anhöhe von Varvassone hinanritt und über die Mittel nachbrütete, seine Rache an Yolanda auszuführen, kam eine alte Bettlerin, deren Gesicht beinahe ganz von einer über ihren Kopf geschlagenen Decke verhüllt war, eben vom Berge, worauf Burg und Weiler lagen, herab. Als sie des jungen Ritters ansichtig wurde, betrachtete sie ihn mit ihren stechenden Augen sehr aufmerksam und

blieb dann an der Seite des Weges stehen, bis er ihr ganz nahe war, worauf sie ihm entgegen rief: „Seid gegrüßt, Herr Ottokar von Brünn!“

Erstaunt, sich in mährischer Sprache im fremden Lande angeredet zu hören, hielt dieser still und als er das Weib genauer besehen, brach er in den Ruf aus: „Was, du bist's, Swatiza! Wo kommst du her?“

„Ach, junger Herr! Ihr wißt ja, daß mich die Wanderlust immer forttreibt von einem Land zum andern. Ueberdies war in Deutschland meines Bleibens nicht mehr, denn der Zufall hatte mich mit einer Bande zusammen gebracht, die ein gewagtes Spiel im Dunkeln trieb und der, wenn ich meines Lebens sicher sein wollte, ich meine Dienste leihen mußte. Es fehlte wenig, da wäre ich mit ihnen ertappt worden, denn der Bischof von Würzburg ließ, nachdem ihr Schlupfwinkel entdeckt und sie daraus vertrieben worden, nach ihnen fahnden. Da man mich in Gesellschaft mit einigen dieser bösen Schalke angetroffen, so mußte ich mich durch schnelle Flucht aus der Gegend retten. In Deutschland sieht's überall trüb und düster aus, deshalb bin ich nach Italien gekommen, wo die Leute noch Sinn für mein Gaukelspiel haben und es noch etwas zu verdienen gibt. Ich gehe nach Canossa, denn dort läuft ja jetzt eine Menge Volks zusammen und, wie Ihr wißt, wo's Viele gibt, da sind auch immer welche darunter, die vor einer armen Zigeunerin den Beutel nicht verschlossen halten und — —“

Ottokar hatte dieser langen Rede mit Ungeduld zugehört, endlich unterbrach er die Schwätzerin und sprach:

„Ich glaube, Weib, der Teufel ist mit dir im Spiele, denn er sendet dich mir zu gelegener Stunde. Weißt du, wo Yolanda ist? Rathe einmal!“

„Ohne Zweifel wird sie in Rom sein, wohin sie sich unter den Schutz des Papstes stellen wird.“

„Nein, sage ich dir, sie ist in Canossa. Doch höre!—“ Hier wandte er sich zu seinem Knappen mit den Worten: „Reite du nur voraus und erwarte mich am Thore von Varvassone.“ Dann stieg er von seinem Rosse ab, trat ganz nahe zu der Zigeunerin und sprach: „Du weißt, Swatiza, wie ich von dieser Yolanda behandelt worden bin; sie hat mich wie einen Troßbuben verschmäht und mich bei all meinen Leuten zum Gelächter gemacht, ja sogar mich in eine Gefahr gebracht, der ich nur mit genauer Noth entging. So etwas läßt sich nicht so leicht verschmerzen und wenn ich früher wirklich den thörichten Gedanken hegen konnte, sie zu meinem Ehegespons zu machen, so hasse ich sie jetzt und ihre ganze Sippschaft. Nicht ungestraft soll sie meiner Liebe gespottet haben und mein ganzes Innere braust in Flammen auf, wenn ich daran denke, daß sie jetzt mit diesen italienischen Zimperlingen an Mathildens Hofe schön thut und mit Hohn auf mich herabsieht. So höre denn! Deine Schlauheit wird dich Mittel finden lassen, in ihre Nähe zu kommen und ihr ein Pülverchen beizubringen, daß ihr die Lust vergeht, die Spröde gegen Fürstensöhne zu spielen. Gelingt dir das nicht, so suchst du dich mit irgend einem Burschen zu verbinden, der für guten Lohn bereit ist, ihr mit dem Dolch oder mit einem Pfeil aus der Ferne bei-

zukommen. Ha, wie will ich mich freuen, wenn du mir die Nachricht bringst, daß sie die verdiente Strafe für ihre schnöde Kälte gegen mich gefunden hat! Ich will dich königlich dafür belohnen. Durfte die Spröde mich verschmähen, so soll sie auch keinem Andern zu Theil werden."

„Ja, lieber Herr," erwiderte Swatiza, „wenn ich euren Auftrag übernehmen soll, so dürft Ihr nicht vergessen, daß ich dazu wirksame Mittel gebrauche. Ihr wißt aber, daß ich arm und nicht im Stande bin, durch Geld die zur Ausführung eures Planes geeigneten Leute zu gewinnen."

„Wenn's das nur ist," entgegnete Ottokar, „so bin ich bereit, dir zu beweisen, wie ernst mir die Sache gemeint ist."

Bei diesen Worten griff er in die Tasche seines Wammses und übereichte der Zigeunerin eine Handvoll Goldstücke, die diese begierig ergriff und zu sich steckte.

„Ich verlasse mich auf dich, Swatiza," fuhr Ottokar fort, „und wiederhole dir nochmals, daß, wenn du nach meinem Willen thust, dein Lohn groß sein wird. Findest Du mich nicht mehr in Italien, so erwarte ich dich in Brünn!"

Als er dies gesagt, bestieg er seinen Rappen und sprengte davon.

Die Zigeunerin sah ihm mit einem spöttischen Lächeln nach und murmelte dann bei sich: „Ja, trabe

du nur fort, Tollkopf, der du noch immer nicht aufgehört hast, die Zuchtpeitsche, ja sogar Dolch und Gift zu gebrauchen, wenn die Leute nicht nach deiner Pfeife tanzen wollen! Du wirst noch lange warten, ehe ich dich in Mähren aufsuche, denn ich habe deine Drohung, mich an den Schweif deines wildesten Rosses binden und mich zu Tode schleifen zu lassen, noch nicht vergessen. Wer einmal des Tigers Klauen entging, wagt sich nicht mehr in dessen Raubhöhle. Du irrst dich, Milchbart, wenn du wähnst, ich ließe mich zum Werkzeug des Verderbens der unschuldigen Jungfrau gebrauchen! Denn abgesehen von der Gefahr, der ich bei solchem Spiel mich aussetze, ist es mir, als wäre mir diese Yolanda, seitdem ich sie den Händen jener rußigen Buben entrissen, noch lieber geworden. Ich kann's mir freilich nicht erklären, denn auf Swatiza hat nie ein Menschengesicht Eindruck gemacht, und wahrlich! es will etwas heißen, wenn ich Mitleid mit irgend Jemanden fühle. Sie sind mir alle gleichgültig — diese Menschen, und die ich nicht hasse, deren spotte ich im Innern und benutze ihre Schwächen zu meinem Vortheil. Ueberdies kann ich ja auf zwei Seiten ernten, wenn ich Yolanda vor Ottokar warne. Und nicht allein warnen will ich sie, sondern auch beschützen. Ich weiß nicht, wie es kommt, das Mädchen hat's mir angethan und ich kann nichts gegen sie unternehmen und sollte ich auch noch so viel des Goldes dadurch verdienen!"

Als Swatiza in Canossa angekommen war, kehrte sie in eine kleine Herberge ein, legte ihre schlechten Kleider ab, ordnete ihr langes, rabenschwarzes Haar und theilte es in zwei lange Flechten nach der Sitte der Zigeunerinnen.

Dann zog sie einen buntfarbigen Rock und ein mit Goldschnüren besetztes Mieder an und begab sich auf den öffentlichen Platz, wo sie auf einen Schemel trat und in ein kleines Horn blies, daß es weithin erschallte. Bald liefen von allen Seiten Neugierige herbei, bildeten um die Fremde einen Kreis und fragten einander, was diese auffallende Erscheinung zu bedeuten haben möge. Nachdem die Zuschauerzahl immer mehr angewachsen war, ergriff Swatiza das Wort und sprach in einem sonderbar klingenden Gemisch von lombardischer, deutscher und slavischer Mundart: „Leute von Canossa, ich komme aus einem Lande, das Herminien heißt und weit, weit von hier entfernt ist; wo am Tage der Mond und in der Nacht die Sonne scheint, wo die Menschen zwei Köpfe und die Weiber Schnurrbärte wie die Katzen haben und wo man statt auf Pferden und Maulthieren auf Seehunden reitet, die so groß wie Elephanten sind. Dort ist das Gold so gemein wie hier die Kieselsteine; statt des Wassers fließt Wein in den Bächen und zwar kein saurer Krätzer, das sage ich euch, und auf den Bäumen wachsen Perlen, wie hier Oliven und Trauben. Die Menschen dort sind ganz anders als sonst irgendwo: sie haben wirkliches Feuer im Leib und speien es aus; sie trinken geschmolzenes Metall und sind unverwundbar gegen Stich und Hieb. Ich bin nun hiehergekommen, um euch einige dieser Wunder zu zeigen, denn ich weiß, so etwas habt Ihr nie gesehen."

Das Volk gab keinen Laut von sich und auf allen Gesichtern war die gespannteste Erwartung zu lesen. Da nahm die Gauklerin eine Handvoll Werg, stopfte es

sich in den Mund, blähte die Backen auf und bald quoll ein dicker Rauch zwischen ihren Lippen hervor, in dem sich gleich darauf Feuerfunken zeigten, die immer dichter wurden und umher flogen, zuletzt sogar in langen Flammen ausbrachen.

Mit aufgesperrtem Munde stand das Volk und konnte nicht begreifen, wie das möglich sei. „Das Weib muß von Eisen sein," rief hier Einer. „Sie hat den Teufel im Leibe," bemerkte dort ein Anderer.

Darauf nahm Swatiza einen eisernen Löffel, stellte ihn auf ein brennendes Kohlenbecken und zeigte den ringsumher Stehenden den Inhalt desselben, der ganz wie geschmolzenes Blei aussah. „Na, liebe Freunde," sprach sie alsdann, „wenn's im Magen brennt, muß man mit geschmolzenem Metall das Feuer löschen. Sie nahm einen Becher, goß die Flüssigkeit aus dem Löffel hinein und ihn dann hoch haltend, setzte sie ihn an den Mund. „Um Gotteswillen," rief Alles, „thut's nicht, Ihr verbrennt euch die Eingeweide und trinkt euch den Tod." Aber die Zigeunerin that, als hörte sie die Warnung nicht, und leerte den Becher aus, hielt den Inhalt desselben einen Augenblick im Munde und spie ihn dann wieder in ein Gefäß aus, das sie alsdann in den ledernen Sack steckte, den sie bei sich führte.

„Da ich viele junge Dirnen und Frauen sehe," fuhr alsdann Swatiza fort, „so will ich sie mit einem Stück hübschen Seidenbands beschenken. Gebt Acht, ich will's euch sofort zubereiten." Sie nahm einen

Büschel Hanf, wickelte ihn zu einem Knäuel zusammen und steckte ihn in den Mund, worauf sie die Kinnbacken so rüstig in Bewegung setzte, das man vermeinte, sie müsse eine gewaltige Eßlust haben und es schmecke ihr vortrefflich. Sie kaute immer fort, verdrehte die Augen und that, als wollte sie ersticken, bis es endlich nach Anwendung aller Mühe schien, der Hanf sei endlich verschluckt. Da klatschten die Umstehenden in die Hände und jeder drängte sich weiter vor, um dieses neue Wunder recht in der Nähe betrachten zu können.

Währenddeß begann die Gauklerin sich zu winden und die Seiten zu drücken und allerlei Geberden zu machen; dann steckte sie auf einmal in rascher Bewegung die Finger in den Mund und zog das Ende eines hübschen rothseidenen Bandes hervor.

„Seht, seht!“ riefen die Leute, „das ist unbegreiflich, so etwas ist nie gesehen worden! Das Weib muß mit dem Bösen im Bunde stehen!“ Und Swatiza zog immer fort, bis sie an die dreißig Ellen Band von den verschiedensten Farben hervorgezogen hatte.

Der Lärm stieg auf's Höchste, bis die Zigeunerin durch Winken der Hand Ruhe gebot, dann mit lächelnder Miene eine Scheere nahm, das Band in Stücke zerschnitt und nun die Mädchen und Frauen herbeirief, um es in Empfang zu nehmen. Alle aber zögerten, denn sie fürchteten, mit der Zauberin in Berührung zu kommen. Nachdem aber Eine, von der Schönheit des Bandes angelockt, sich ein Herz faßte und ein Stück annahm, da eilten auch die Uebrigen herbei und rissen sich beinahe darum.

„Um euch nun das Beste zu zeigen," fuhr Swatiza endlich fort, „seht hier diesen Dolch." Bei diesen Worten zeigte sie einen solchen vor, dessen Spitze ziemlich stumpf, die beiden Seiten aber geschliffen waren. „Ihr müßt wissen, meine lieben Leute, daß wenn Feuer und geschmolzenes Blei mir nichts anhaben können, auch diese scharfe Waffe mir nicht zu schaden vermag."

Kaum hatte sie dies gesagt, so stieß sie sich den Dolch bis an's Heft in die Seite, that, als wenn sie tödtlich getroffen zurücksinke, zog ihn dann plötzlich wieder heraus und zeigte ihn, sich auf einem Fuß herumdrehend, lachend der Menge wieder vor. Der Dolch war so eingerichtet, daß er sich auf einen Druck vermittels einer in dem Handgriff, der so lang wie die Klinge war, befindlichen Feder in denselben hineinschob und, wenn der Druck nachließ, auch wieder aus demselben heraussprang.

„Wollt ihr nun auch wissen, wie man seinen Körper gegen Feuer, Stich, Hieb und alle möglichen Krankheiten schützt und, wenn man von irgend einem Uebel behaftet ist, davon geheilt wird, so kauft euch von diesem Pulver hier. Ihr seid dann vor Allem, was euch nur treffen kann, geschützt." Dies sagend holte sie aus ihrem Sack eine Menge kleiner Päckchen hervor und zeigte sie der Menge vor. „Dies Pulver," fuhr sie alsdann fort, „nehmt Ihr in einem halben Becher reinen Brunnenwassers und möget Ihr am Kopf, am Herzen, am Magen, an den Nieren, an der Leber, an den Händen oder Füßen leiden; möget Ihr Krampf, Seitenstechen, Fieber, Schwindel, Athemsnoth haben,

dies Pulver heilt euch sogleich davon. Ich habe damit den König von Golkonda, den Prinz von Paponien und eine Unzahl großer Herren und Frauen kurirt und obgleich ich gewöhnlich mehrere Goldbyzantiner für ein einziges Päckchen erhalte, so verlange ich von euch, da ich euch nur eine Wohlthat erweisen will, weiter nichts dafür, als ein einziges Silberstück." Kaum waren diese Worte gesprochen, da reichten hunderte Hände ihr Geldstücke dar, um dagegen das kostbare Pulver in Empfang zu nehmen, so daß die verschmitzte Gauklerin in wenigen Minuten eine Menge Geld einsäckelte. In dem sie umstehenden gedrängten Haufen hatte sie auch einen, kaum dem Knabenalter entwachsenen jungen Menschen in zierlicher Pagenkleidung wahrgenommen, sich in dessen Nähe gedrängt und ihm rasch zugeraunt: „Euch steht ein großes Glück bevor, Junker! Kommt zu mir dort unten in die Herberge; ich will euch eure Zukunft offenbaren." Kaum war sie daher in's Wirthshaus zurückgekehrt, als sich auch der Jüngling, neugierig sein künftiges Schicksal zu erfahren, einfand. Sie begab sich mit ihm, um ungestört zu sein, auf ihr Kämmerlein, ergriff seine Hand und sprach: „Ja, ja, ich sah es gleich an der Form eurer Stirne und diese Linien hier bestätigen es mir, Ihr seid zu etwas Hohem geboren, eure glänzende Zukunft liegt hier klar geschrieben. Doch um euch Näheres darüber mitzutheilen, muß ich zuerst meine geheime Kunst darüber genau befragen. Wenn Ihr morgen zu mir kommt, werde ich euch mittheilen können, welch günstiges Geschick eurer wartet. Für jetzt saget mir euren Namen."

„Ich heiße Luitprand," antwortete der Page. — „Gut, mein lieber Luitprand! Ihr steht in Diensten unserer

erlauchten Markgräfin und werdet daher auch ein schönes, blondes Edelfräulein, das sich am Hofe aufhält und dessen Namen Yolanda ist, ohne Zweifel kennen?"

„Ei!" versetzte jener, „die schöne Yolanda ist lange genug an unserm Hofe, daß ich sie wohl kennen muß. Sie ist aber nicht allein schön, sondern auch gut und großmüthig. Ihr Falkner ist mein Taufpathe und auch er weiß nicht Rühmens genug von ihr zu sagen. Unsere Gebieterin hält große Stücke auf sie und behandelt sie wie ihre eigene Tochter. Alle hohe Herren und Ritter am Hofe sind voll Bewunderung für sie. Anfangs wußte man nicht, wer sie war, als aber der heilige Vater sich von Rom nach Lucca begab, traf er einen vornehmen Herrn an, der sich als ihren Vater zu erkennen gab."

„Wirklich?" unterbrach ihn Swatiza; „und wußte man, wer er war?"

„Er sagte es selbst. Der Papst und die Markgräfin bewiesen ihm besondere Ehre und nahmen ihn als einen von König Heinrich, weil er zur Partei des heiligen Vaters gehörte, verfolgten deutschen Großen mit besonderer Huld auf — kurz, es ist der Graf Pandolf von Magdeburg."

„Und Yolanda ist seine Tochter?" rief die Zigeunerin mit Ueberraschung aus. „Könnt Ihr vielleicht mir auch sagen, ob das Edelfräulein noch frei ist? Ihr versteht mich ja, ob sich noch kein hoher Freier für sie gefunden?"

„Ja, das ist noch so eine Art Geheimniß. Aber so Etwas kann doch nicht lange an einem Hofe verborgen bleiben. Da fällt hier und da ein Wörtchen, das merkt sich die Kammerzofe, diese theilt es dem Einem oder dem Andern mit, dieser wieder einem der untergeordneten Diener und am Ende weiß es Jedermann. So heißt es denn, sie sei mit einem deutschen Ritter, dem Erben einer mächtigen Grafschaft, der sich seit einiger Zeit am Hofe unserer Gebieterin aufhält, verlobt. Wer es nicht sicher wußte, konnte doch leicht vermuthen, daß er ein günstiges Auge auf sie geworfen, denn jedes Mal, wenn die schöne Yolanda nicht an der Seite der Markgräfin, wie's gewöhnlich geschah, reiten mußte, sprengte er immer rasch herbei in ihre Nähe und schien dann nur Augen für sie zu haben. Bei der Falkenbeize legte er immer die Beute zu ihren Füßen, und wurde auf Hirsche und Rehe gejagt, dann ließ er das Wild immer in ihre Nähe treiben, um ihr die Ehre, es erlegt zu haben, zu verschaffen. Das konnte man bei jeder Gelegenheit sehen."

„Und wißt Ihr nicht, Luitprand, ob das Eheverlöbniß wirklich schon stattgefunden?"

„Ginevra, des jungen Falkners Widbod Schwester, die ebenfalls in Diensten unserer erlauchten Gebieterin steht, weiß, daß Alles zur Heirathsfeier vorbereitet wird. Man erwartet nur noch die Ankunft der Mutter der Braut. Es soll hoch dabei zugehen, denn der Papst selbst wird das Brautpaar am Altare des heiligen Apollonius einsegnen, und unsere hohe Gebieterin hat einen Theil der reichen persischen Stoffe, die der Kaiser

von Konstantinopel ihr vor Kurzem als Geschenk übersandt, sowie das herrlichste Geschmeide zur Ausschmückung der Braut bestimmt."

„Das ist ja wie gewünscht," murmelte die Zigeunerin bei sich selbst; „ist sie so hoch gestiegen, so habe ich Alles von ihrer Dankbarkeit zu erwarten. Uebrigens gönne ich ihr auch ihr Glück; sie hat des Leids schon genug erfahren." Dann laut fortfahrend, sagte sie zu dem Pagen: „Ihr müßt, mein lieber Luitprand, das Edelfräulein zu sprechen suchen und ihr sagen: die, welche sie aus dem verfallenen Schloß in Baiern geführt, sei in Canossa angekommen und wünsche dringend, sie auf einen Augenblick zu sprechen, um ihr eine wichtige Nachricht mitzutheilen und sie vor einer geheimen Nachstellung zu warnen."

Während sie noch am Sprechen waren, trat plötzlich ein von vier Lanzenknechten begleiteter Gerichtswaibel herein, der, als er die Zigeunerin erblickte, rief: „Da ist sie, ergreift und bindet sie, damit die Hexe uns nicht entwische!" Die Bewaffneten bemächtigten sich ihrer, banden ihr die Hände auf den Rücken und führten sie fort nach einem dunkeln Kerker der Burg. Während sie auf dem Markte der versammelten Menge ihre Gaukeleien und Künste vorgemacht hatte, war auch einer von Ottokars Leuten hinzugekommen, der, als er die Zigeunerin, gegen die er von Brünn aus einen besondern Haß trug, erkannt, nichts Eiligeres zu thun hatte, als sie beim Schloßvogt als eine boshafte Hexe und Zauberin anzuzeigen, die ohne Zweifel nach Canossa gekommen sei, um Unheil zu stiften, vielleicht gar den Papst oder

die Markgräfin zu vergiften. Dazu kam auch noch, daß eine junge Mutter ihrem todtkranken Kinde von dem übrigens aus den gefahrlosesten Bestandtheilen verfertigten Pulver eingegeben, worauf dasselbe gleich nachher starb. Als daher die unglückliche Swatiza zwischen den Lanzenknechten mit Stricken gebunden über die Gassen geführt wurde, lief gleich eine Menge Volks zusammen, wozu sich auch die Mutter des eben gestorbenen Kindes gesellte und die Zauberin unter lauten Verwünschungen anklagte, ihr Knäbchen vergiftet zu haben. Da erhob sich von allen Seiten ein Geschrei: „Ja, das fremde Weib ist mit dem Teufel besessen; sie ist eine vermaledeite Hexe und verdient nichts Besseres, als mit dem Tode bestraft zu werden." — Das Gerichtsverfahren war in den damaligen Zeiten besonders gegen Solche, die des Lasters der Zauberei oder eines Bündnisses mit dem Teufel angeklagt waren, ein sehr kurzes, und schon andern Tags wurde die Zigeunerin des Todes schuldig erklärt und zum Holzstoß verurtheilt.

Mittlerweile konnte Luitprand durch Ginevra's Dazwischenkunft den ihm von Swatiza gegebenen Auftrag an Yolanda ausführen. Sie erkannte aus den Worten sogleich die Zigeunerin, die sie unter großer Gefahr aus den Händen der Falschmünzer gerettet. Da sie erfuhr, was mit ihr vorgegangen, so ließ sie sich vom Kerkermeister in das tiefe Verließ führen, worin Swatiza gefangen saß. Diese erschrack heftig, als sie Schritte hörte, denn sie glaubte, es seien die Henkersknechte, die kämen, um sie zu ihrem letzten Gange abzuholen. Wie froh war sie aber, als sie beim Schein der Fackel

Yolanda erkannte, die sie mit freundlichen Worten ansprach und ihre Verwunderung zu erkennen gab, sie hier fern von Deutschland in diesem dunkeln Gefängniß anzutreffeu. „Ist's wirklich wahr, Swatiza," fuhr sie fort, „daß euch so schwere Strafe trifft, weil Ihr ein Kind getödtet und Zauberei getrieben? Gesteht nur eure Vergehungen ein und kann ich euch nicht retten, so werde ich wenigstens mich bemühen, eure Strafe zu lindern."

„Ach, gnädiges Fräulein," rief die Gefangene, vor Yolanda niedersinkend, „steht mir bei, ich beschwöre euch bei Allem, was euch heilig ist! Ich bin unschuldig an dem, was man mir hier zur Last legt. Um mir einen Zehrpfenning zu verdienen, habe ich dem dummen Volk meine Künste und Gauklerstücke vorgemacht und es ist meine Schuld nicht, daß sie Alles für Teufelswerk und Zauberei angesehen. Ich will den gestrengen Richtern Alles wieder vormachen und sie überzeugen, daß es bei allen meinen Scheinkünsten mit ganz natürlichen Dingen zugeht. Ich leugne zwar nicht, daß das Pulver, welches ich den leichtgläubigen Leuten als ein allgemeines Heilmittel verkauft, nicht das geringste Uebel zu heilen geeignet ist, aber es ist auch eben so unschuldig und kann Niemanden in keinerlei Weise schaden, denn es besteht aus geriebenen, gerösteten Buchweizenkörnern, Bergmehl und etwas Salz, was keinem Thier noch Menschen Schaden bringen kann. Ich wußte nicht, wie ich mich anlegen sollte, um in die Burg zu kommen, denn ich hatte euch höchst Wichtiges mitzutheilen. Da fiel mir ein, daß, wenn ich das Volk um mich versammelte, mir vielleicht der Eine oder Andere

behülflich sein würde, Zutritt zu euch zu erhalten oder euch wenigstens, was ich euch zu melden hatte, zu Ohren gelangen zu lassen. Denn wißt, liebes Fräulein, euer Verfolger, Ottokar von Brünn, ist hier und will grimmige Rache an euch nehmen, weil Ihr seine Liebe verschmäht habt. Er wollte mich unter Verheißung großen Lohnes bewegen, eurem Leben nachzustellen. Ich habe freilich in der Welt manches Uebele gethan und noch Schlimmeres ist mir von den Menschen vorgeworfen worden, aber euch, die jederzeit so voll Güte für mich war, der ich sogar einmal nicht ohne Gefahr für mich selbst aus großer Noth geholfen — euch, die ich von allen Menschen allein liebgewonnen, weil Ihr aufrichtiges Vertrauen zum fremden Bettelweibe hattet — euch zu verderben, nein, dazu würde ich mich nimmermehr verstanden haben. Prüft mich, edles Fräulein, ob ich euch zugethan bin. Rettet mir das Leben und ich verspreche euch, bis zu meinem Ende euch als Sklavin dienen zu wollen. Ich bin ohnehin dieses fortwährenden Wanderns müde, und will auch fernerhin nicht mehr den Bösen meine Dienste leihen, denn es führt doch am Ende nur zum eigenen Verderben."

„Wohlan, Swatiza, ich halte euch beim Wort. Ich weiß, daß Ihr einer edlen That nicht unfähig seid und vertraue auch den Versicherungen eurer Unschuld an den Verbrechen, deren Ihr hier angeklagt werdet. Seid Ihr früher auf bösen Wegen gegangen, so ist es nicht zu spät, davon abzulassen und zu Gott zurückzukehren. Ich bin euch Dankbarkeit schuldig, kann euch aber keine größere Wohlthat erzeigen, als wenn ich die Finsternisse, von denen eure Seele umhüllt ist, zerstreue und

euch das Glück kennen lehre, das Gott denen, die sich der Tugend weihen und ihr treu bleiben, zum Antheil schon hier auf Erden verheißen und, weil er untrüglich in Seinen Worten ist, auch wirklich verliehen hat, wie Jeder, der es erprobt, sich überzeugen muß."

„O gnädiges Fräulein," erwiderte die Zigeunerin, Yolanda mit thränenden Augen ansehend, „wie Ihr zu mir redet, so hat noch kein Mensch zur armen Swatiza gesprochen. Ihr vergesset aber, daß ich von heidnischen Eltern geboren und von dem Gott der Christen verstoßen bin."

„Eure Unwissenheit läßt euch," antwortete rasch die Jungfrau, „freveln an dem allbarmherzigen Gott, der allen Menschen, die sich aufrichtig an ihn wenden, seine Vaterarme öffnet und Keinen verstößt, der durch Jesum Christum zu ihm gelangen, ihn lieben, verehren und Seine Gebote befolgen will. Darum höret mich an: „Ich werde eure Freiheit bei der erlauchten Markgräfin erwirken, denn sie liebt die Gerechtigkeit und will nicht, daß Jemand für einen Fehler büße, den er nicht begangen. Ein treuer Diener wird euch noch diesen Abend aus eurem Kerker abholen. Ihr verlasset dann morgen früh Canossa und geht nach Deutschland zurück. In Magdeburg wendet Ihr euch an den Burgkaplan meines Vaters, des Grafen Pandolf, einen ehrwürdigen Greis, der, wenn Ihr es wünschet, euch die göttliche Religion der Christen wird kennen lehren. In einigen Wochen werde ich mit meinen Eltern dort eintreffen und ich bin dann bereit, euch mit mir in meine neue Heimath zu nehmen, wo Ihr die Wahl haben sollet, entweder in einem Häuschen,

mit einem Stück Land, das ich euch schenken werde, bei einigem Fleiß ein unabhängiges Leben zu führen, oder in meiner Nähe als treue Dienerin zu verweilen. Damit Ihr aber nicht wähnet, ich wolle euch Zwang anthun, so soll euch der, welcher euch eure Freiheit ankündigen und aus der Gefangenschaft führen wird, zugleich eine Summe Geldes einhändigen. Wollt Ihr alsdann euer bisheriges umherwanderndes Leben fortsetzen, so mögt Ihr es thun und eurem Schicksal entgegen gehen. Ist es euch aber Ernst, von euren bisherigen Wegen abzulassen und den zu betreten, den zu wandeln Gott selbst die Menschen gelehrt hat, so müßt Ihr von heute an schon zeigen, daß Ihr der Gnade, mit welcher Er den Menschen so barmherzig entgegen kommt, nicht widerstrebet. Ihr müßt dann Alles unterlassen, wodurch Ihr Gott beleidigt. Darum thut und wünschet keinem Menschen, was Ihr nicht wollet, daß man euch selbst thue oder wünsche. Merkt euch nur diese einzige Lehre und bestrebt euch, nicht davon abzuweichen. Es kommt besonders darauf an, daß Ihr den aufrichtigen Willen habet, dem allmächtigen Gott zu dienen. — Es stehen euch nun zwei Wege offen, Swatiza, aber ich vertraue, daß Ihr den wählen werdet, von dem ich euch gesagt, daß er zum Glück, zum einzigen Glück auf Erden und zu einer ewigen Seligkeit im Himmel führt."

„So darf ich also," sprach die Zigeunerin, die den Worten der Jungfrau mit Aufmerksamkeit zugehört, „so darf ich also hoffen, daß auch ich einmal von dem Gott der Christen mit gnädigen Augen angesehen werde? Ich habe auf meinen Wanderungen mit vielen Menschen

verkehrt — mit Großen und Kleinen, in der Welt und in Klöstern — und immer fand ich, daß es von denen, die aufrichtig, rechtschaffen, mildherzig und sanftmüthig waren, hieß, es seien gute Christen. Das brachte mich oft zum Nachdenken: denn traf ich auf betrügerische, hinterlistige, hartherzige, zornmüthige und rachsüchtige, dann mußte ich immer mich überzeugen, daß es meistens keine Christen waren oder sie wurden als schlechte Christen bezeichnet. Aus euren Worten ist es mir nun klar geworden, was es eigentlich für eine Bewandtniß damit hat. Zweifelt nicht, edelstes Fräulein, was Swatiza thun wird. Ihr vertraut mir, sagt Ihr? Ich sehe daraus, daß Ihr in mein Inneres schaut. So wißt denn, ich bin jetzt schon nicht mehr dieselbe, die ich bisheran gewesen. Ich will etwas Anderes, als ich bis jetzt gewollt und Ihr sollt euch in eurer Erwartung nicht täuschen. Ich sehe es schon als ein Glück an, in Zukunft in eurer Nähe bleiben zu dürfen und über euch wachen und euch beschützen zu können."

Sie faßte bei diesen Worten Yolanda's Hand und küßte sie; da ließ sich draußen ein Geräusch vernehmen. Der Kerkermeister, der, nachdem er Yolanda in den Kerker geführt und die Fackel in einen Mauerring gesteckt, vor der Thüre gewartet hatte, trat herein, begleitet von dem Henker und zweien seiner Gehülfen. Einer von ihnen trug eine starke Schnur und einen kurzen Stab in der Hand. „Was wollt Ihr?" fragte ihn Yolanda. Als er das Edelfräulein erkannte, trat er zwei Schritte zurück und antwortete: „Der Vogt hat befohlen, daß man die Missethäterin, um die Festlich-

keiten nicht zu stören, statt auf dem öffentlichen Markt hinzurichten, hier im Gefängniß erdrosseln soll. Ich komme, um seinen Befehl zu vollstrecken."

Da sprach Yolanda: „Ich verbiete euch im Namen der erlauchten Markgräfin, diese Frau anzurühren. Geht und sagt dem Vogt, daß er in einer Stunde vor seiner Gebieterin erscheinen solle."

Zwanzigstes Kapitel.

Heinrich der Vierte in Canossa.

Die Berge um Reggio waren mit dichtem Schnee bedeckt. Noch immer fuhr der Winter in seiner Strenge fort und die eisigen und heftigen Nordwinde fegten heulend über die Hochflächen und Ebenen der Lombardei. Aus der alle Höhen ringsum bedeckenden schimmernden Schneedecke traten die dunkeln Mauern von Canossa's Burg einsam und scharf hervor und waren aus der Tiefe der Thäler wie das Nest eines auf hoher Felsenspitze horstenden Adlers anzusehen. Dieser steile Felsen war damals der Aufenthalt des Statthalters Christi und einer Menge gebietender Fürsten, die dort einen ungewöhnlichen Glanz verbreiteten. Von den hohen Thürmen und aus den langen und schmalen Fenstern von Mathildens Schloß sah man am rauhen Morgen des dreiundzwanzigsten Januars mühsam über den Schnee und die eisbedeckten Wege einen noch jungen Mann herannahen. Sein Haupt war unbedeckt, sein Haar in Unordnung, ein Sack von grober Leinwand, den ein Strick um den Leib befestigte, umgab seine Glieder.

Als er an der ersten der drei Ringmauern, womit das Schloß umgeben war, ankam, klopfte er heftig an das Thor, worauf der Thurmwart das Fallgitter aufzog und ihn in den zweiten Hof führte. Dort war die nach dem Innern führende Zugbrücke aufgezogen. „Oeffnet mir!" rief der Pilger. Es fiel gerade ein dichter, mit feinen Schlossen untermischter Schnee, den der Wind ihm in's Gesicht peitschte. Er rief ein zweites Mal und heftiger als zuvor dem Wärter zu, die Brücke herabzulassen und das Thor zu öffnen. Endlich knarrten die Ketten, die schwerfällige Maschine senkte sich, aber nur, um dem Pilger den Eingang zu gestatten. Die ihn begleiteten, mußten ohne Erbarmen draußen bleiben.

Um aus dem zweiten in den dritten Burgzwinger zu gelangen, mußte der Ankömmling mehrere Male anklopfen: Man antwortete ihm nicht. Da nahm er einen Stein und begann auf die schweren Nägel, womit das Thor beschlagen war, zu hämmern und erregte dadurch einen Lärm, als werde das Thor mit einem Sturmbock eingestoßen. Endlich steckte der Pförtner aus einer der Schießscharten der den Eingang überragenden Warte den Kopf und rief: „Wer da?"

„Oeffnet, ich bitte und beschwöre euch darum!" rief der Pilger, „eilt euch, denn ich bin ganz erstarrt vor Kälte."

„Zu wem wollt Ihr?"

„Ich will zum Papst und zur Markgräfin Mathilde; kommt herab und öffnet."

Ich komme weder herab noch öffne ich," antwortete der Thurmwart in barschem Tone: „Wer seid Ihr?"

„Ich bin Heinrich, römischer König, Schwiegersohn der Gräfin Adelheid von Susa und Vetter eurer Gebieterin, der Markgräfin Mathilde. Komm sogleich herab, oder ich lasse dich an den Zinnen dieser Mauern aufknüpfen!"

Der Thurmwart zog den Kopf zurück und eilte sogleich in die Burg, um den König Heinrich anzumelden. Da ging Mathilde zum Papste, kniete vor ihm nieder und sprach mit bittender Stimme: „Heiliger Vater, ohne den Abschluß der zwischen euch und seinen Gesandten schwebenden Verhandlungen abzuwarten, kommt der größte König der Christenheit in eigener Person, um sich zu den Füßen eurer Heiligkeit niederzuwerfen. Wie mir der Thurmwart meldet, ist er da und harret barfuß, in einen groben Linnensack gehüllt, einen Strick um den Leib und unbedeckten Hauptes. Seht, heiliger Vater, dieses Schneegestöber an, es herrscht eine eisige Kälte und der Nordwind tobt mit äußerster Heftigkeit. Darum habt Mitleid mit dem verirrten jungen Manne, der in sich geht und eure Barmherzigkeit anfleht."

„Wer sagt euch, daß er in sich geht?" sprach der Papst; „Ihr, Markgräfin, werdet zu allererst dies nicht glauben und nur eure Herzensgüte, nicht eure innere Ueberzeugung läßt euch so sprechen. Wäre Heinrich gekommen und vor dem Statthalter Christi demüthig niedergekniet, als ihn noch Glanz umgab, als er die

Fürsten Sachsens und Thüringens zu seinen Füßen sah und ganz Deutschland vor ihm erzitterte, dann hätte man an die Aufrichtigkeit seiner Reue glauben können. Ihr werdet euch aber erinnern, Markgräfin, daß, als die beiden Völker mit zahlreichen und kriegsgeübten Streitkräften sich ihm gegenüber stellten in einem Augenblick, wo er mit seinem schwachen Heere ihnen nicht Widerstand zu bieten wagte, er wie ein frommes Lamm sich an mich wendete, damit ich ihn aus der Verlegenheit ziehen möchte. Da schrieb er mir den euch wohl bekannten Brief, worin er sich all seines Unrechts, seiner Verirrungen, Unterdrückungen und kirchenräuberischen Eingriffe anklagte, meine Verzeihung darob anflehte und laut betheuerte, daß er niemals mehr die Bisthümer um Sündengeld verkaufen und der Kirche seinen Arm leihen würde, um jene vom Geist der Unlauterkeit getriebenen Elenden von dem heiligen Tabernakel des Herrn zu entfernen und die der hehren Braut Christi von ihnen angethane Schmach zu tilgen, und was er Alles sonst noch versprach: daß er sein Wort getreulich halten wolle, nur um meinen Segen bitte, sich fernerhin als ein ergebener und gegen die Gebote Gottes und der Kirche gehorsamer Sohn zeigen, die Gerechtigkeit aufrecht erhalten und seine Völker mit Milde und Güte regieren werde. Sahet Ihr nicht, Markgräfin, wie dieser Brief mein Herz mit Wonne erfüllte, wie nur väterliche Gesinnungen mich beseelten, ich ihm aufrichtig verzieh, ihn segnete, das verirrte und wiedergefundene Schaf mit Zärtlichkeit aufnahm und es freudenvoll zur Herde des göttlichen Hirten zurückbrachte? Was that aber Heinrich, nachdem er kaum meine Antwort empfangen? Er erdrückte die

Thüringer und darauf die Sachsen, vergaß in seiner Siegestrunkenheit seine Versprechungen und heiligsten Eidschwüre, überließ sich von neuem der Grausamkeit, Ungerechtigkeit, dem Kirchenraub und allen Arten von Freveln und verläugnete Gott, die Kirche und alle Tugenden eines christlichen Herrschers."

„O heiliger Vater," bemerkte Mathilde, „dieses sich so sehr widersprechende Verfahren Heinrichs muß man seiner Jugend, der Macht der Gewohnheit, sowie dem Einfluß seiner bösen Rathgeber zuschreiben."

„Und glaubt Ihr, sein verbrecherischer Wille sei nicht mit daran Schuld?"

„Aber er zeigt doch jetzt Reue und thut Buße. Er bittet demüthig, ihm zu erlauben, sich vor euren Füßen niederzuwerfen und Verzeihung von der Hand zu erlangen, die dem Geringsten und dem Mächtigsten, dem armen Leibeigenen wie dem gekrönten Machthaber den Himmel öffnen und schließen kann."

„Seid versichert, Markgräfin, Heinrich ist es viel weniger um die goldenen Schlüssel des Paradieses, als um seine Krone zu thun. Mir ist sein unredliches Herz mehr als irgend Einem bekannt; er sieht sich jetzt von einem Richter gedrängt, der keinen Unterschied der Person macht, und von der für Alle unerbittlich dahinfließenden Zeit. Nur einige Tage noch, und das Jahr seiner Excommunikation ist abgelaufen, und geht die verhängnißvolle Frist vorüber, ohne daß er von seinem Banne freigesprochen ist, so weiß er, der der Zeit keinen

Einhalt zu gebieten vermag, recht wohl, daß er kraft der allemanischen Satzungen jedes Anrecht auf die Krone verliert und die deutschen Fürsten nach der Reichsverfassung einen andern König wählen können. Heinrich sieht, daß der Faden, woran das über ihm schwebende Damoklesschwert befestigt ist, zu zerreißen droht, darum eilt er zum Papste mit dem Rufe: Rettet mich, mein Vater! — Ja, ich möchte ihn retten, aber auf dem gesetzlichen Wege. Sagt ihm, er solle auf dem Reichstag von Augsburg erscheinen, und kann er dort die Anklagen der Reichsfürsten widerlegen, so werde ich mich freuen, ihn je eher je lieber lossprechen und segnen zu können. Ich selbst werde der Erste sein, der ihn in seine Würden wieder einsetzt und die Krone auf seinem Haupte befestigt."

Als Mathilde sah, daß es vergeblich sein würde, weiter in den heiligen Vater zu dringen, zog sie sich traurig zurück. Sie berief Heinrichs Gesandte zu sich und forderte sie auf, Alles anzuwenden, um ihrem Gebieter Muth einzusprechen und zur Geduld zu mahnen.

Während dies vorging, stand Heinrich erstarrt vor Kälte im Schnee, kaum vermögend, seinen innern Ingrimm zu verbergen, dann wieder in Thränen ausbrechend und sich auf die Brust schlagend, um Mitleid flehend. Die Gesandten begaben sich endlich zu ihrem Gebieter und fanden ihn, das Haupt voll Eis und Schnee und mit halberfrorenen Händen. Während sie das Knie vor ihm beugten, weinte er und ergoß sich in bitteren Klagen; sie baten ihn, den Muth nicht sinken zu lassen, und theilten ihm mit, daß die Markgräfin auf's wärmste

sich für ihn beim Papste verwendet und dieser, so sehr er auch seine Liebe und Achtung für den König betheuerte, erklärt habe, weder von dem, was gerecht und billig sei, noch von der im Reiche festgesetzten Ordnung, noch von dem in streitigen Sachen in der Kirche üblichen Recht abweichen zu können, und daß er sich übrigens nach dem Ausspruch der Augsburger Versammlung richten werde.

„Es handelt sich weder von den Reichsfürsten noch von Augsburg," rief Heinrich in aufgebrachtem Tone; „der Papst ist der allgemeine Richter, er ist aber auch ein guter Vater; die deutschen Fürsten im Gegentheil sind Rebellen und Verräther, die man nicht einmal zu Knechten, viel weniger zu Richtern haben möchte." Bei diesen Worten gerieth er in große Aufregung und sein noch eben vor Kälte blasses Gesicht überzog eine feurige Röthe. Zorn kochte in seinen Adern und er zitterte vor Wuth. Endlich brachten es die Gesandten durch Ueberredung dahin, daß er den Ort, wo er noch immer unter freiem Himmel stand, verließ um ein wenig Ruhe zu genießen und Nahrung zu sich zu nehmen, da er seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen hatte.

Des andern Morgens ließ man ihn wieder in die zweite Umwallung eintreten, aber er versuchte es vergebens, in das Innere der Burg einzudringen. Laut und mit kläglichen Worten flehte er des Papstes Erbarmung und Verzeihung an; um sich vor dem Erfrieren zu schützen, stampfte er mit den Füßen auf den Boden, streckte unaufhörlich die Hände nach der Burg aus

und bat, daß man ihm das Thor öffne und ihm erlaube, dem heiligen Vater die Füße zu küssen. Bei dem von ihm verursachten Lärm waren eine Menge Bewohner von Canossa auf die innern Wälle geeilt und sahen durch die Zinnen und Schießscharten sich dieses Schauspiel an. Welch ein Anblick! Ein so großer König in so tiefes Elend versetzt! Die Klügsten sagten: Seht, das sind die Früchte seiner Ränke! Er hat den Papst so oft hintergangen, daß dieser ihm nicht mehr traut. Andere verhöhnten ihn, wieder Andere empfanden Mitleid mit ihm.

Gegen Sonnenuntergang kamen die Gesandten wieder zum König und berichteten ihm, wie viele Vorstellungen sie dem Papste gemacht und wie sehr sie ihn mit Bitten bestürmt, damit er seinen Sinn ändere und ihm verzeihe, daß er aber unbeugsam bleibe und immer darauf zurück komme, das Urtheil könne nur in Gegenwart der Fürsten und Angesichts von ganz Deutschland gesprochen werden. „Laßt aber, o Herr," fügten sie hinzu, „deshalb den Muth nicht sinken, die Hoffnung bleibt ja immer noch; täuschen wir uns nicht, so war in des Papstes strengem und entschlossenem Blick ein milder Strahl zu erkennen, der uns Sonnenschein verspricht."

„Ach," sagte Heinrich, „Gregor scheint nichts mehr von mir wissen zu wollen; er wird sich nie erweichen lassen, mir verzeihen und mit der Kirche versöhnen; er ist ein harter und eigensinniger Greis."

Da antworteten einige von den Gesandten, die aus Deutschland gekommen waren: „Glaubet das nicht,

Herr, Ihr selbst habt uns ja so oft in vollem Ernst gesagt, Ihr seiet versichert, Gregor sei ein frommer Mann, der sich nur von den Grundsätzen der Tugend leiten lasse. Wir selbst sind mit Vorurtheilen gegen ihn hieher gekommen, haben uns aber überzeugt, daß er zwar ein strenger, doch nicht minder gütiger und mildherziger Mann ist, der sich aber durch keine Scheingründe und durch nichts von dem, was er als Recht und Pflicht erkannt, abbringen läßt. Er hat einen klaren und durchdringenden Verstand, aber sein Herz ist doch dem Mitleid leicht zugänglich, und eine Thräne aufrichtiger Reue vermag Alles über ihn. Noch diesen Morgen, als die Markgräfin, der Bischof Anselmus, der Abt Hugo und Herzog Azzo von Este zu euren Gunsten mit Bitten in ihn drangen, heftete er seinen Blick auf ein großes, mitten auf dem Tische stehendes elfenbeinernes Krucifix und beim Anblick der Wunden des Heilandes milderte ein Blick zärtlichen Mitleids seine so strenge Stirn und er schien tief gerührt, als die Markgräfin ihm sagte: Heiliger Vater, erbarmt euch des armen jungen Mannes, der seit zwei Tagen barfuß vor eurer Thüre steht, der Kälte und dem Schnee ausgesetzt, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen. Bei diesen Worten sah er von neuem das Kreuzbild an und es war, als kämpfe Pflicht und Mitleid mit einander in seinem Innern, Thränen glänzten in seinen Augen und tief gerührt entließ er Alle, indem er sich in seine innern Gemächer zurückzog. Darum, Herr, glaubet uns, setzt euren einmal gefaßten Entschluß durch und Ihr werdet siegen." — Nach diesen Worten zog sich der König in Gedanken vertieft vom Thore zurück und begab sich in seine Herberge.

Am Morgen des dritten Tages ging Heinrich, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, wieder nach der Burg hin, um Einlaß zu begehren und des Papstes strengen Sinn durch Bitten und Thränen zu beugen. Als er aber zum dritten Thore kam, fand er es noch immer fest verschlossen. Todesschweigen herrschte ringsumher, der Schnee fiel in dichten Flocken, die Kälte war schneidend, düster und schaurig die Einsamkeit. Von Zeit zu Zeit erschien zwischen den Zinnen das vor Frost entstellte Gesicht eines Neugierigen, um den König Heinrich zu sehen, zog sich aber bald wieder, vom scharfen Wind gepeitscht, zurück. Heinrich pochte, weinte und wüthete, aber das Thor blieb unbeweglich in seinen Angeln und innen mit schweren Riegeln verschlossen. Nach langem, vergeblichem Warten und als er sah, daß man taub bei seinen Bitten blieb, begann er am Erfolge zu verzweifeln und rannte wie ein Rasender durch den Schnee. Da fand er auf seinem Wege die St. Nikolauskirche offen stehen, stürzte mit Ungestüm hinein, eilte ins Chor und rief, den Altar umfassend, mit lauter Stimme: „Heiliger Altar Gottes, verehrungswürdige Reliquien der Märtyrer, zu euch nehme ich meine Zuflucht, verlasset mich nicht! Ich habe die Menschen angerufen; sie wollen mich nicht hören. Euch rufe ich jetzt an! Ich umfasse den Altar; er stellt Christus selbst dar. Heilig und unverletzlich ist dieser Ort und kein Mensch wird mich von dieser Stätte des Heils zu entfernen vermögen!"

Auf dieses Geschrei eilte der Abt von Clugny herbei. Als Heinrich ihn erblickte, verharrte er an derselben Stelle und rief ihm zu: „Hugo, rettet mich! Saget

dem Papste, König Heinrich befinde sich in der Kirche des heiligen Nikolaus; er umfasse den Altar, der Christus darstellt, und Christus habe ihn nicht verstoßen. Er sei sein Stellvertreter auf Erden, darum solle er sich des reuigen Heinrich erbarmen, ihn wieder in seine Huld aufnehmen und ihm seinen Segen ertheilen."

Der fromme Abt bemühte sich, die große Aufregung, worin er den König antraf, in etwa zu stillen, und als er ihn ein wenig beruhigt sah, sprach er zu ihm: „Mein Sohn, Ihr habet den heiligen Vater so oft hintergangen, daß er sich nicht entschließen kann, eure Reue für aufrichtig zu halten."

„O ich schwöre euch, daß ich aus ganzem Herzen bereue," sagte der König, „geht und verbürgt euch für mein Wort, schwöret an meiner Stelle und gebet dem Papste die heiligste Versicherung, daß es mir aufrichtig gemeint ist."

„Ich kann dies nicht, Herr!" erwiderte der Abt, „weil die Ordensregel mir verbietet, für irgend Jemanden, wer es auch sei, Bürge zu stehen. Bittet die Markgräfin Mathilde, eure Base, die Bürgschaft für euch zu übernehmen. Sie hat ein edelmüthiges Herz und wird ihr Wort für euch verpfänden. Ihr könnt euch kaum vorstellen, wie viel sie über den Papst vermag; sein Herz läßt sich durch sie erweichen und auf sie allein müßt Ihr eure Hoffnung setzen."

„Wohlan denn," sprach Heinrich mit einer Stimme tiefer Niedergeschlagenheit, „so geht, frommer Mann,

der Ihr mich über die Taufe gehalten, ich bitte und beschwöre euch hier mit gefaltenen Händen, und bewirkt, daß die Markgräfin zu mir komme, daß sie Erbarmen habe mit meiner Lage und mir dazu verhelfe, den Papst zu sprechen. Ihr seid es, durch den ich ein Christ geworden; durch euch sind mir die Pforten der Kirche geöffnet worden. So laßt es mich euch auch verdanken, daß sich diese Pforten, die meine Vergehungen mir geschlossen haben, sich mir wieder öffnen; machet, daß ich mich wieder zu der Heerde Christi zählen darf."

Von diesen rührenden Worten tief ergriffen, umarmte Hugo weinend den tief gebeugten König und verließ die Kirche, um sich zur Markgräfin zu begeben. Als diese den gottesfürchtigen Mann in so tiefer Betrübniß kommen sah und die Ursache seines Schmerzes vernahm, verließ sie den Palast und begab sich nach der Kirche, wo Heinrich noch immer den Altar umfaßt hielt. Als er ihrer wahrnahm, faßte er neuen Muth, lief ihr entgegen, fiel vor ihr nieder, faßte sie zärtlich bei der Hand, die er küßte und mit seinen Thränen bedeckte, und rief, die Augen zu ihr erhebend: „O theure Base, ich lasse eure Hand nicht, bis ihr mir versprochen, eure Fürbitte beim Papste für mich einzulegen."

Als die edelmüthige und mildherzige Markgräfin den König in einem so elenden Aufzuge zu ihren Füßen sah, sprach sie mit tiefer Rührung zu ihm: „Steht auf, mein königlicher Vetter, denn ich kann euch in dieser Erniedrigung nicht sehen; ich will zum Papste gehen, mich vor ihm niederwerfen und nicht eher aufstehen, bis ich eure Verzeihung erlangt habe. Glaubet mir

aber, nicht aus Herzenshärte zögert der heilige Vater so lange mit seiner Vergebung: sein Gewissen und die Erinnerung eurer so oftmaligen Wortbrüchigkeit hält ihn davon ab."

„Base!" rief der König, indem er sich erhob, „ich lege die Hand auf Haupt, Mund und Brust und thue den Schwur mit aller Aufrichtigkeit und aus meinem ganzen Herzen, daß ich mein Versprechen in Zukunft heilig und unverletzlich halten werde. Uebernehmet sowie auch Adelheid von Susa und Herzog Azzo die Bürgschaft dafür. Der Papst lege mir eine Bedingung auf, welche er wolle, ich werde gehorchen: ich will mich als seinen ganz ergebenen Sohn zeigen; versichert ihn an meiner Stelle meiner aufrichtigen und herzlichen Reue und saget ihm, nie solle es ihm Leid thun, mir verziehen zu haben."

Mathilde kehrte in die Burg zurück und begab sich sogleich zum Papste, vor dem sie auf die Kniee sank und ihm ihre Bitte mit solcher Eindringlichkeit und und so häufigen Thränen vortrug, daß der heilige Vater auf's tiefste gerührt ward, sie aufhob und sprach: „Gott behüte mich, Markgräfin, daß ich in euren und der ganzen Christenheit Augen als unversöhnlich erscheinen sollte. Ich verkündige euch aber zum Voraus und zwar mit eben derselben Ueberzeugung, mit welcher ich bis jetzt das göttliche Ansehen der Kirche aufrecht zu halten mich bestrebt, daß Ihr, ich und das ganze Reich es bereuen werden, dem König in dieser Weise verziehen zu haben." Da traten Adelheid von Susa, Azzo von Este und mehrere italienische und deutsche Großen

herein, die sich alle anboten, für Heinrich zu bürgen. Aber der Papst, der die Gerechtigkeit nicht mit dem, wozu wir aus Milde getrieben werden, verwechselte, sprach: „Ich verzeihe Heinrich unter der Bedingung, daß er sich unter allen Umständen vor den Reichstag von Augsburg stelle, wohin ich mich zu begeben gedenke, und daß er mir und meinen Prälaten sicheres Geleit und Schutz gegen jede Gewaltthat durch Deutschland verspreche. Wird er durch gerichtliches Verfahren für unschuldig erkannt und erlangt er sein Zepter wieder, so muß er das Versprechen ablegen, sein lasterhaftes Leben zu ändern, als christlicher Herrscher zu regieren und Allen, von denen er sich beleidigt glaubt, zu verzeihen."

Darauf begaben sich die Markgräfin und die Fürsten, die sich für Heinrich verbürgt, zu ihm hinunter und theilten ihm den glücklichen Ausgang mit. Der König nahm die ihm vom Papste gestellten Bedingungen dankbar an und versprach unter den heiligsten Versicherungen, Alles genau ausführen zu wollen.*) Hierauf wurde Heinrich mit großem Jubel zum heiligen Vater geführt, vor dem er niederkniete und in Gegenwart der versammelten Fürsten und Edlen die von ihm beschworenen Versprechungen erneuerte. Da stand Gregor von seinem Throne auf, hob Hände und Augen zum Himmel und sprach ihn frei von dem Bande der Excommunikation; sich dann zu ihm väterlich niederneigend, hob er ihn auf, umarmte ihn, küßte ihn auf die Stirn, segnete ihn und empfing von Heinrich den Friedenskuß.

---

*) Wörtlich nach Lamb. von Aschaffenburg.

Am andern Morgen, den sechsundzwanzigsten Januar, begab sich der ganze Hof mit Heinrich zur Kirche, wo der Papst, von seinen Prälaten umgeben, das heilige Meßopfer feierte. Zahlloses Volk war herbeigeeilt. Heinrich hatte mitten im Chor zwischen Mathilde und Adelheid von Susa Platz genommen und hinter ihnen drängten sich die italienischen und deutschen Fürsten mit ihren Rittern und Leibpagen. Die feierlichste Stille herrschte in dieser Menge, deren Augen unverwandt auf den Papst und den König gerichtet waren. Als Gregor zur Communion gelangt war und unter der andächtigsten Stimmung der Menge das Domine non sum dignus gesprochen hatte, nahm er die eine Hälfte der konsekrirten Hostie und sprach dann zu Heinrich, den versammelten Fürsten und dem Volke gewendet, folgende Worte:

„Dieses ist der wahre Leib Jesu Christi, des Sohnes des allmächtigen Gottes, der aus dem Himmel auf Erden herabgestiegen ist, um der Gerechtigkeit seines über die Sünden der Menschen erzürnten ewigen Vaters genugzuthun. O Christus, ich bin Dein Statthalter auf Erden und halte Dich in meinen Händen. Höre, ich bitte Dich, auf meine Stimme. Ich, Gregorius, bin von Heinrich und seinen Anhängern schrecklicher Verbrechen angeklagt worden; ich solle mich durch Simonie und gewaltsamer Weise auf den Stuhl Petri, Deines Apostels, den erhabenen Stuhl der Wahrheit, gedrängt und mein Leben durch Laster befleckt haben, die nach der Ordnung der Kirchenbeschlüsse mir jeden Zutritt zu heiligen Aemtern verschließen würden; ich solle ein Verächter deiner Gesetze, ein Ehebrecher, Zauberer,

Mörder und Gotteslängner sein. Wiewohl ich alle diese Anschuldigungen durch triftige Zeugen widerlegen könnte, durch Zeugen, die den ganzen Lauf meines Lebens von Kindheit an kennen, so will ich doch mehr auf göttlichen, denn auf menschlichen Beweis bauen. Darum, o Jesus, Du Richter der Lebendigen und der Todten, schwöre ich bei Deinem Leibe, Deinem Blute, bei Deiner Seele und Deiner Gottheit, daß ich dieser Verbrechen unschuldig bin. Wenn ich vor Deinem Angesichte lüge, so treffe mich jäher Tod im Augenblick, wo ich dich empfange. Bin ich aber unschuldig, so lege davon Zeugniß ab vor Deiner Kirche, zu deren Führer und Oberhaupt Du mich erwählet hast."

Bei diesen Worten machte er das Zeichen des Kreuzes und sprach dann, zum Volke gewendet: Corpus Domini Jesu Christi custodiat animam meam in vitam aeternam. Hierauf communizirte er, betete still, und das Volk, welches seine Blicke auf ihn gerichtet hielt, sah sein Antlitz vor himmlicher Freude leuchten. Da bemächtigte sich eine tiefe Bewegung aller Anwesenden. Aller Herzen überströmten vor Freude und wie aus Einem Munde brach ein Jubelgeschrei aus, daß des Tempels Räume davon wiederhallten: „Es lebe Gregorius, unser Papst! Der Herr hat seine Unschuld bezeugt! Gepriesen sei Gott dafür tausend Mal im Himmel und auf Erden! Er hat Seinen Statthalter verherrlicht! Es lebe Gregorius, unser Papst!"

Als nach dieser heiligen Begeisterung der Fürsten und des Volkes es wieder etwas ruhiger geworden, trat der Papst wieder zum Altare, nahm die

andere Hälfte der Hostie, und sich von neuem zu den Gläubigen wendend, hob er sie in die Höhe und sprach mit lauter Stimme: „Heinrich von Franken, tretet vor, nähert euch dem Fuße des Altars und schwöret ebenfalls vor Gott, daß Ihr unschuldig seid an den Verbrechen, deren eure Vasallen und die Kirche, die Braut Christi, euch anklagen. Dies ist sein allerheiligster Leib, nehmet ihn und sprechet frei heraus: Mein Herr und mein Gott, wenn ich der Verbrechen, deren man mich zeiht, schuldig bin, so treffe jäher Tod mich in dem Augenblick, wo ich Dich empfange!“

Heinrich, der auf diese Berufung an Gottes Gericht nicht gefaßt war, erbleichte, gerieth in Zittern und zog sich in eine anstoßende Kapelle zurück, um sich mit den Seinigen zu berathen. Gleich darauf kehrte er wieder zurück, nahm seinen vorigen Platz ein und sagte dann, zum Papste hingewandt: „Heiliger Vater, wenn ich diesen Eid in Abwesenheit der deutschen Fürsten und Bischöfe, die mich vor euch angeklagt haben, ablegte, so könnte ich von denselben als Betrüger und Meineidiger angesehen werden. Erlaubet mir daher, daß ich diese ernste und schauerliche Handlung bis zu der Reichsversammlung von Augsburg verschiebe.“

Der Papst, der sich auch bei dieser Gelegenheit wieder von seiner hohen Milde leiten ließ, machte gegen Heinrichs Entschuldigung keine Einwendung. Als er nach der Messe wieder in die Burg zurückgekehrt war, lud er den König zu seiner Tafel, wo er sich mit ihm, der Markgräfin und den übrigen, zur Feier dieses frohen Festes eingeladenen fürstlichen Gästen in heiterer

Weise unterhielt. Nach dem Mahle zog er sich mit Heinrich in seine Gemächer zurück, hatte eine lange Unterredung mit ihm, worin er ihn ermahnte, so zu leben, daß Gott sein Wohlgefallen daran habe und die Kirche, sowie die Völker, deren Führung der Herr ihm anvertraut, sich darüber freuen könnten. Er wies dabei auf den Frieden hin, den Heinrich durch Tugend und Frömmigkeit seinem Herzen verschaffen, sowie auf den Ruhm, der seinen Namen umgeben, und das ewige Glück, das er dadurch für die ganze Ewigkeit im Himmel erlangen würde. Heinrich schien von Gregors Worten ganz durchdrungen zu sein; voll Rührung küßte er die Hand, die ihn gesegnet und wieder mit der Kirche ausgesöhnt hatte, kniete dann nieder und nahm vom heiligen Vater Abschied. Dieser umarmte ihn, küßte ihn und entließ ihn alsdann, nachdem er ihm nochmals seinen Segen ertheilt.

Noch an demselben Tage gelangte Heinrich mit seinen Anhängern und Gesandten nach Reggio.

Mittlerweile war Adeltrudis, Pandolfs Gattin, eingetroffen; auch hatte ein besonderer Bote die Einwilligung des Grafen von Oldenburg zum Ehebündniß seines Sohnes mit Jolanda überbracht und so wurde denn beschlossen, daß die Vermählungsfeierlichkeit in der folgenden Woche stattfinden sollte. Als der Tag herankam, segnete der Papst selbst die Ehe am Altare des heiligen Apollonius in Gegenwart der Eltern des Brautpaares und vieler aus den angesehensten Fürsten und Herren bestehenden Zeugen ein. Die Markgräfin setzte der Braut den Kranz auf und der junge Amadeus

von Savoyen sowie der Herzog Azzo von Este dienten ihr als Brautführer. Glänzende Feste folgten der Feierlichkeit und die Markgräfin Mathilde ließ es sich besonders angelegen sein, Alles an Pracht uud Reichthum zur Verherrlichung derjenigen aufzubieten, der sie mit ganzem Herzen zugethan war und die ihr gleichsam als eigene Tochter galt.

Pandolf war mit einem besondern Auftrag vom Papste betraut worden und mußte zwei Tage nach dem Vermählungsfeste seiner geliebten Yolanda sich nach dem Hoflager des Königs begeben. Während er in sich versunken still dahin ritt, gedachte er noch einmal, auf welchen beschwerlichen Wegen der Herr seine Tochter zu ihrem nunmehrigen Glanz und Glück geführt, und er erinnerte sich dabei, wie der Einsiedler im Walde bei Brünn, Manfred, ihr dies, als sie noch ein zartes Kind war, vorherverkündigt. Mit freudigem Herzen segnete er die Vorsehung, durch deren wunderbare Rathschlüsse Yolanda's lange Leiden zu einem so glücklichen und glorreichen Ziel geführt worden. So wohlthuend aber auch das Bewußtsein, nach so langen Jahren und bittern Erfahrungen seine Freiheit, Reichthum und Ansehen wieder erlangt zu haben und die Seinigen glücklich zu sehen, auf sein Gemüth wirkte, so konnte er sich doch der trüben Gedanken nicht enthalten, die Heinrichs nur zu wohl bekannte Doppelzüngigkeit und sein Mangel an Aufrichtigkeit bei ihm hervorriefen; er befürchtete neues Unheil für die Kirche, neue Erschütterungen für das Reich.

Als er in Reggio ankam, erfuhr er, daß Heinrich am Tage vorher nach Parma abgereist sei. Er hielt

sich deshalb nicht auf, sondern zog dem Könige nach, um wo möglich die verderblichen Einflüsterungen Guiberts, welcher unter den dem Papste feindseligen lombardischen Großen und simonistischen Bischöfen der Rädelsführer war, zu vereiteln. Von diesen befürchteten die Einen, durch Heinrichs Friedensschluß mit dem Papste gezwungen zu werden, der Kirche die ihr entwendeten Güter zurückzugeben, die Andern, ihre mit schwerem Gold erkauften Bischöfssitze zu verlieren oder von dem unerlaubten Leben, das sie führten, ablassen zu müssen. Kaum war Pandolf in Parma angekommen, als er sich zum Könige begab. Er traf ihn in düsterer Stimmung; unruhige Gedanken schienen ihn zu beschäftigen und als Pandolf die Botschaft des Papstes und der Markgräfin Mathilde ausrichtete und ihm alle Versicherungen von deren freundlichen Gesinnungen gegen ihn gab, antwortete er darauf nur ganz kurz, indem ein bitteres Lächeln seine Lippen umspielte. In diesem Augenblick trat der Erzbischof Guibert in's Gemach, näherte sich Heinrich und sprach in einem aufgeregten Tone:

„Unüberwindlicher König, die lombardischen Fürsten, Bischöfe und Ritter, die euch bis jetzt so treu anhänglich gewesen sind, lassen euch durch mich verkündigen, daß sie euch ferner nicht mehr als ihren Herrn anerkennen; sie können sich nicht entschließen, den ersten Monarchen der abendländischen Christenheit als ihr Oberhaupt zu betrachten, da er seine Krone und königliche Würde von sich in den Sumpf jenes schmutzigen Satans Gregor geworfen habe. Erscheint darum nicht vor den lombardischen Städten; sie würden euch ihre Thore verschließen; rechnet auch nicht auf dieses Landes tapfere

Krieger, die sich schon gerüstet und ihre Schwerter gezogen hatten, um Rom und die Welt von jenem Scheusal zu befreien: Keiner wird mehr zu Schild und Lanze zur Vertheidigung eines Königs greifen, der sich vor jenem hochmüthigen Priester so tief erniedrigt hat."

Die, welche den König umgaben, mußten leicht einsehen, daß Guibert solchen Hader mit Fleiß hervorgerufen, um Heinrich zu schrecken und ihn von seinen guten Vorsätzen, im Fall er sie wirklich gehegt, abzubringen, dann um ihn zu zwingen, die Maske abzuwerfen, wenn er, ohne es von Herzen zu wollen, dem Papste Gehorsam geschworen, und ihn zu einem offenen Kriege gegen denselben zu verleiten, damit er selbst endlich zum Papstthume gelange, nach welchem ihn so heftig gelüstete, daß er darob die Kirche in die größte Verwirrung stürzte. Die Guten verabscheuten diesen gottlosen Menschen, der sich in Allem nur von einem grenzenlosen Ehrgeiz leiten ließ, die Schlechten zollten ihm heimlich Beifall oder munterten ihn noch mehr durch Worte auf, boten ihm ihre Hülfe an und nährten seine weitaussehenden Hoffnungen.

Zwei Tage nach diesem Vorfall trat Heinrich frohen und heitern Angesichts am frühen Morgen in die Halle, wo die Fürsten sich versammelt hatten.

„Frisch auf, Ihr edlen Herren!" sprach er in leichtem Tone; „die Sonne scheint hell und es ist ein schöner Tag. Haltet euch bereit, in einer Stunde steigen wir zu Rosse. Ich habe die Absicht, dem Papst und der Frau Markgräfin, meiner Base, welche einen Ausflug

nach Bianello machen, mit einem Besuche zu überraschen. Wenn wir gut zureiten, kommen wir noch vor dem Mittagsmahl dort an. Du, Markgraf Ottokar, wirst uns nicht begleiten; ich habe für dich einen Auftrag nach der Stadt."

Alle sahen sich erstaunt an. Man begriff nicht, wie der König so schnell seine Meinung hatte ändern können. Noch am Abend vorher war er gegen Gregor gestimmt gewesen und heute wollte er ihn besuchen, sich vor ihm beugen und ihm sein Versprechen des Gehorsams und der Ergebenheit wiederholen. Als alle Reiter bereit waren, bestieg Heinrich sein Roß und hörte nicht auf, demselben scharf zuzusetzen, bis er die Thore von Bianello erreicht hatte. Gregor und die Markgräfin Mathilde hatten sich wirklich von Canossa dahin begeben. Sie empfingen Heinrich mit großer Freundlichkeit. Nach beendigtem Mahle führte der König seine Wirthe in ein besonderes Gemach und sprach zu ihnen: „Heiliger Vater, ich fühle mich mit jedem Tage glücklicher, daß endlich nach so vielen Unannehmlichkeiten und Leiden zwischen uns Friede geworden: Ich danke Gott und eurer Heiligkeit dafür. Ihr habt mich mit so vieler Güte wieder unter den Fittig eurer Barmherzigkeit genommen. Obgleich mehrere lombardische Fürsten und Großen mir grollen, weil ich mein Gewissen dem königlichen Ansehen und den Ruhm der heiligen Kirche, unserer Mutter, den persönlichen Interessen derselben vorgezogen, so freut es mich doch in hohem Grade, eure Freundschaft wieder erlangt zu haben, denn die geht mir über alles irdische Gut. Dennoch glaube ich, es wäre gut, wenn die lombardischen Fürsten euch per-

sönlich sähen, euch hörten, aus eurem Munde Worte des ewigen Lebens vernähmen und zugleich euren apostolischen Segen empfingen. Deshalb bitte ich eure Heiligkeit, sowie euch, meine geehrte Base, das jenseits des Po's auf dem Gebiete von Bressello lagernde Heer der lombardischen Krieger zu besuchen. Dort wollen wir alsdann im Beisein der Anführer desselben die Friedensbedingungen festsetzen, damit sie sich selbst überzeugen mögen, wie billig und nachgiebig eure Heiligkeit dabei verfahren, und wie ich es mir zur kindlichen Pflicht rechne, sie anzunehmen und mich denselben als folgsamer Sohn zur Beruhigung meines Gewissens und um des Friedens der christlichen Welt willen zu unterwerfen. Ihr, Mathilde, die Ihr mir als Vermittlerin gedient, könnet dann den süßen Trost genießen, eure Bemühungen von einem so glücklichen Erfolg gekrönt zu sehen. Darum führt uns den heiligen Vater übermorgen zu und Ihr selbst, allverehrter Vater, segnet, bevor ich scheide, euren Sohn Heinrich." Der von diesen Worten gerührte Papst ertheilte dem König seinen Segen und versprach, sich mit der Markgräfin am bestimmten Tage im Lager einzufinden.

Zwei Tage später ritten Gregor und die Markgräfin nebst deren Gefolge und nur von einer kleinen Kriegerschaar begleitet, in der Richtung von Bressello, wo sie über den Po setzen sollten. Sie waren nur noch eine kurze Strecke vom Flusse entfernt und unterhielten sich von Heinrichs friedlicher Stimmung, da sahen sie einen Reiter mit verhängten Zügeln auf sie zueilen, der, sobald er ihnen nahe gekommen, halb athemlos ihnen zurief: „Heiliger Vater, thut keinen Schritt

weiter! Ich bin Pandolf" — bei diesen Worten öffnete er das Visir — „und es ist mir mit Gottes Hülfe gelungen, der mir gelegten Falle zu entgehen, ohne daß man es ahnt. Vernehmt denn, daß Heinrich wieder in seine frühere Gewohnheit, sein Wort zu brechen, zurückverfallen ist und eure erbittertsten Feinde um sich versammelt hat, unter denen sich auch der schändliche Guibert befindet, der mit einer wahren Wuth in allen Gemüthern Haß und Zorn gegen eure Heiligkeit anfacht. Die Verschworenen haben sich diese Nacht in des Königs Zelt berathschlagt und Heinrich hat den verbrecherischen Anschlag gefaßt, sich durch Verrath eurer Heiligkeit und der Markgräfin zu bemächtigen, euch in einen tiefen Kerker zu werfen und darin umkommen zu lassen, ohne daß Jemand ahnen könne, wo Ihr euer Grab gefunden. Zur Ausführung dieses verruchten Planes hat Heinrich zwei starke Haufen lombardischer Krieger in einen Hinterhalt gelegt, die auf eurem Wege euch überfallen und gefesselt in sein Zelt führen sollen, während ein Theil seines Heeres Canossa zueilt, um es zu überrumpeln. Der andere Theil soll gegen Rom ziehen, wo Guibert, zum Papste ausgerufen, alle eure Anhänger würde niedermetzeln lassen. Es ist keine Minute zu verlieren, heiliger Vater, darum kehret schnell nach Canossa zurück." *)

Bei dieser Kunde wendeten Gregor und die Markgräfin sogleich um und kehrten eiligst nach Canossa zurück. Mathilde ließ daselbst die Wachen verstärken, die Zugbrücke aufziehen, die Thore verrammeln und alle Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen. Zu gleicher

---

*) Donizone, vita Mathild.

Zeit sandte sie Eilboten nach allen umliegenden Vesten, sich gegen einen plötzlichen Ueberfall vorzusehen. Wiewohl es Heinrich schwerlich gelungen sein würde, das so stark befestigte Canossa einzunehmen, ließ sie es doch an keiner Vorsicht fehlen, um dem Feinde einen kräftigen Widerstand bieten zu können. Um aber dem wortbrüchigen König jedes Recht und alle Hoffnung auf den Besitz dieser Veste so wie ihres übrigen Gebiets zu benehmen, faßte sie einen hochherzigen Entschluß und übergab das Ganze Gott, der, wie sie selbst sich äußerte, sie damit belehnt habe. Sie trat vor den Papst, kniete nieder und sprach: „Heiliger Vater, Statthalter Gottes auf Erden, ich schenke und vermache zum Besitzthum auf ewige Zeiten alle meine italienischen Staaten dem heiligen Petrus, dem Fürsten der Apostel, der heiligen römischen Kirche und euch, Petri erhabenem Nachfolger, und bekräftige diese Schenkung durch gegenwärtige, in allen Formen richtig abgefaßte Urkunde, die ich eurer Heiligkeit hiermit überreiche."

Bei dieser von so außerordentlicher Großmuth und grenzenloser Liebe zur Kirche zeugenden Handlung hob Gregor den Blick zum Himmel und sprach tief gerührt: „Markgräfin, Gott und der heilige Petrus nehmen euer Geschenk an. Die Machthaber der Erde werden sich um eure Erbschaft streiten und ihre Hände darnach ausstrecken, um es Gott und dem heiligen Petrus zu rauben; es wird ihnen auch vielleicht gelingen, einen großen Theil desselben an sich zu reißen, immer aber wird der Kirche noch genug davon bleiben, um das Andenken an ihre größte Wohlthäterin zu erhalten. Morgen reise ich nach Rom und werde dann euer Geschenk auf das Grab des heiligen Petrus nieder-

legen. Gott ist mein Zeuge, daß ich mit aufrichtigem Herzen und den väterlichsten Gesinnungen alle Mittel versucht habe, um Heinrich zur Heerde Jesu Christi zurückzuführen. Aber es scheint, er will nicht aufhören, gegen die Kirche feindselig anzugehen und mich bis auf den unverletzlichen Felsen des Vatikans zu verfolgen; sein ganzes Trachten geht dahin, mich vom Sitze des heiligen Petrus herabzureißen und den ruchlosen Guibert darauf zu setzen. Sollte Gott in seinem ewigen Rathschlusse mir vorbehalten haben, Rom in die Hände seiner Feinde fallen, ja der Zerstörung preisgegeben zu sehen, dann werde ich dennoch nicht zittern für die heilige Kirche, denn ihr bleibt der Beistand des Allmächtigen bis an das Ende der Jahrhunderte; sie wird nach allen Drangsalen und Prüfungen wieder glänzender denn je wie ein Phönix aus der Asche entstehen, die ausgestreute Saat wird in herrliche Frucht aufgehen und die hehre Braut Christi in ihrer ganzen Reinheit und Würde erscheinen. Darum zittert auch Ihr nicht, erhabene Frau! Gott hat das Opfer, das Ihr ihm gebracht, mit Wohlgefallen angesehen und Sein Schutz wird mit euch sein. Er läßt seine Feinde manchmal einen scheinbaren Sieg erlangen, aber durch eben solche Siege bereiten sie sich ihren Untergang vor und wo des Herrn Langmuth aufhört, beginnen seine Strafgerichte."

Mathilde war vor ihm niedergesunken und die Hände faltend beugte sie das Haupt in christlicher Demuth und Ergebung. Da streckte der Vater der Christenheit seine Hand über sie aus und segnete sie, den Blick nach Oben gerichtet.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Ungeachtet aller Verheißungen, die Heinrich dem Papste zu Canossa unter wiederholten Eidschwüren gegeben und nachdem er von dem Statthalter Christi den Segen empfangen und mit väterlicher Zärtlichkeit behandelt worden war, faßte er den ruchlosen Anschlag, sich des Papstes und der Markgräfin Mathilde in verrätherischer Weise zu bemächtigen. Als er seinen verruchten Plan scheitern sah, kannte seine Wuth keine Grenzen mehr. Mit seiner Verstellung war es nun am Ende; er warf die Maske ganz ab, trat offen gegen den Papst auf und erklärte ihm den ungerechtesten Krieg. Zunächst warf er dessen Legaten, den Kardinal Gerardus von Ostia, und den Bischof Anselmus in's Gefängniß. Da Gregor nunmehr sich nicht selbst nach Deutschland begeben konnte, so beschickte er die Reichsversammlung, die die Fürsten in Forchheim hielten, durch eine Gesandtschaft, bestehend aus dem Kardinal Bernard und dem Abte von Marsiglia, die den Auftrag hatten, den Bischöfen und Großen des Reichs mitzutheilen, unter welchen Bedingungen der heilige

Vater Heinrich vom Banne gelöst und wie derselbe durch Eidesbruch von neuem sich gegen die Kirche empört habe. *)

Der Reichstag wählte zum neuen König den tapfern Rudolph von Schwaben, der ein zahlreiches Heer zusammenbrachte und Anstalten traf, die Angelegenheiten des Reichs zu ordnen und den Papst von Heinrichs Bedrückung zu befreien. Bei der Nachricht von dieser Wahl brach Heinrich sofort von Italien auf und eilte mit allen seinen Streitkräften nach Deutschland, wo er sein Heer durch die Böhmen verstärkte und überall, wohin er kam, die fürchterlichsten Verheerungen anrichtete. Vor Allem ward Schwaben durch Plünderung, Raub, Brand und Verwüstung heimgesucht, ebenso alles Gebiet von Ostfranken und dem Main hinab bis Ulm längs der Donau hin. Schrecken zog vor ihm her. Die meisten Kirchen wurden von seinen Rotten geplündert und verbrannt, alles Heilige und Schöne zertreten und verachtet, Aebte, Bischöfe und Geistliche und Alle, die es mit Gregor hielten, wurden schmählich mißhandelt. **)

Mit wechselndem Kriegsglück war von beiden Seiten lange gekämpft worden, bis endlich Rudolph in einem Augenblick, wo er sich des Sieges schon gewiß hielt, in der Schlacht bei Merseburg, nahe an einem Sumpfe, Grona genannt, einen tödtlichen Lanzenstich erhielt und bald darauf seinen Geist aufgab. Bald

*) Lamb. Schaffnab. 1077. — S. Gregorii epist. 23—24.

**) Voigt, S. 530.

nachher kam in Brixen auf Heinrichs Betreiben eine Versammlung von dreißig excommunizirten Bischöfen und andern weltlichen Großen zu Stande. Diese setzten den echten Papst ab und ernannten an dessen Stelle den gottlosen Guibert von Ravenna, der den Namen Klemens des Dritten annahm.

Das war der Anfang der großen Spaltung, die für die Kirche Deutschlands und Italiens so große Drangsale herbeiführte. Heinrich, der den Gegenpapst nach Rom führen und ihn dort Besitz von dem Stuhle Petri nehmen lassen wollte, ging über die Alpen und gelangte nach der Lombardei, ohne auf Widerstand zu stoßen. Mathilde allein hatte ein wachsames Auge auf ihn gerichtet und folgte allen seinen Bewegungen. Zahlreiche Heereshaufen standen auf dem Punkte, ihr Gebiet zu überfallen; ringsum rüsteten sich ihre Feinde zu ihrem Untergang, aber sie wankte nicht in ihrer Treue gegen das wahre Oberhaupt der Christenheit und festen Muths erwartete sie hinter den Mauern ihrer starken Burgen den heranrückenden stolzen Unterdrücker der kirchlichen Freiheit, den wortbrüchigen Verletzer jedes Rechts. So zahlreiche Haufen er aber auch aus der Lombardei und den von Gregor abgefallenen Provinzen um sich versammelt hatte, so gelang es ihm doch nicht, die mächtige Markgräfin zu besiegen.

Knirschend vor Wuth, sich vor der Festigkeit eines kühnen Weibes zurückziehen zu müssen, zog Heinrich nach Rom und schlug auf den neronischen Feldern in der Nähe des Vatikans sein Lager auf. Gregor leistete mit seinen Getreuen und den ihm von Mathilde zu

Hülfe geschickten Kriegsschaaren einen kräftigen Widerstand. Der Sommer trat ein und verursachte böse Fieber und ansteckende Seuchen, welche in Heinrichs Heer schreckliche Verwüstungen anrichteten, so daß er sich gezwungen sah, die Belagerung aufzuheben, so ungern er es auch that. Im folgenden Frühling kehrte er indessen wieder zurück, bemächtigte sich eines Theiles von Rom, wo er den gottlosen Guibert zum Papste ausrufen ließ, wogegen dieser ihn in ungesetzlicher und kirchenschänderischer Weise zum römischen Kaiser salbte.

Während dieser unheilvollen Wirrnisse fuhr Mathilde fort, den katholisch Gesinnten eine unermüdliche Stütze zu sein, indem sie die von den Schismatikern verfolgten und verbannten zahlreichen Bischöfe, Priester und Edlen durch ihre Schätze unterstützte und den Bedrängten überall mit Rath und That beistand. Auch gelang es ihr, dem Papste trotz der Belagerung Roms eine ganz bedeutende Geldsumme zu übersenden. Ganz Italien war in Aufruhr und es gab keine Provinz, wo man nicht über das Elend des Krieges und den Zwiespalt der Parteien, welcher den blutigsten Bürgerkrieg herbeiführte, wehklagte. Die ganze, von dem wahren Papst abgefallene Lombardei stand gegen die Markgräfin gewaffnet, die, so sehr sie auch gedrängt wurde, den Muth nicht verlor, sondern unverdrossen gegen ihre Feinde kämpfte, überall bereit war und in der Vertheidigung ihrer der Wuth der Schismatiker unaufhörlich ausgesetzten Vesten in Lombardien und Toscana die größte Thätigkeit entwickelte. Da sie einen bedeutenden Theil ihrer Kriegsmacht schon vor Heinrichs

Ankunft nach Rom geschickt hatte, ein anderer Theil ihrer Mannen als Besatzung in den festen Burgen lagen, so waren ihre Streitkräfte sehr geschwächt und zerstreut. Dennoch zeigte sich diese Heldin des Mittelalters muthvoll und entschlossen, gleichsam als wenn ein lebendiger Funke von Gregors standhaftem Geiste und vertrauensvollem Gemüthe ihr Inneres zu gleicher Flamme entzündet hätte. Sie leitete das Streitschwert der Ihrigen, wie Mancher, der sich als Krieger rühmte, nicht vermochte.*) Sobald sie vernahm, daß der Markgraf Obert an der Spitze der lombardischen Heere gegen sie anrücke, sammelte sie ihre Haufen, die in den Besatzungen lagen, und beschloß, ungeachtet ihrer geringern Streitmacht, festen Glaubens und, im Bewußtsein ihrer gerechten Sache, auf höhere Hülfe vertrauend, den anstürmenden Feinden Trotz zu bieten. Der fromme Anselmus gab der kleinen, rüstigen Schaar seinen Segen und nun fühlte sie sich stark und unbesiegbar. Die Lombarden fielen in's Gebiet von Modena ein. Aber schon vor der Veste Sorbara stießen sie auf tapfern Widerstand. Da erfuhr die Markgräfin, daß die Feinde im Vertrauen auf ihre Uebermacht sich einer großen Sorglosigkeit überließen, keine Vorposten ausstellten und die Bewachung ihrer Verschanzungen vernachlässigten. Schnell sammelte sie die Blüthe ihrer Streiter und näherte sich dem feindlichen Lager, entweder um den unvorbereiteten Feind zu überfallen, oder Verstärkung in die bedrohte Veste zu werfen. Es war Nacht. Mathilde munterte die Ihrigen nochmals auf und gab ihnen das Losungswort. Da plötz-

*) Voigt, 620.

lich stürzten sie sich unter dem Feldgeschrei: „Sankt Petrus!“ in's Lager, wo Alles im Schlafe lag, und nun begann ein mörderischer Kampf, in welchem eine große Menge der Lombarden ihren Tod fanden. Obert selbst ward schwer verwundet; sechs der Hauptanführer, sowie mehr denn hundert lombardische Ritter wurden gefangen und alles Waffengeräth sammt fünfhundert Streitrossen und das ganze feindliche Lager fiel den kühnen Siegern als Beute anheim. Andern Tags war vom Feinde nichts mehr zu sehen, als Todte und verlorenes Gepäck. Von Mathildens Mannen waren drei getödtet und nur wenige verwundet worden. Diese kühne That erfüllte die Anhänger des Papstes mit neuen Hoffnungen und mehrte Mathildens Ruhm. Ihre Klugheit, ihr fester und männlicher Sinn erregte selbst bei ihren Feinden Bewunderung. Indessen wurde ihre eigene Freude an diesem Siege durch das Hinscheiden des frommen Anselmus, der so lange ihr Gewissensrath gewesen, schmerzlich getrübt. Dieser Mann gehörte zu den ehrwürdigsten und frommsinnigsten seiner Zeit. Er war treu und unwandelbar, fest im Glauben und freudig in der Gottseligkeit, eifrig im Gebete und bewährt in seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und Gregor. Wegen seiner großen Frömmigkeit, zu welcher er von Jugend auf erzogen, und seiner großen Kenntnisse erhob ihn Papst Alexander zum Bischofe. Er war in den Wissenschaften erfahren wie Wenige; der Inhalt der heiligen Schriften war ihm so geläufig, daß er nicht allein jedes Kapitel und jede einzelne Stelle der Bibel, sondern die darüber von den heiligen Vätern gegebene Auslegung sogleich wörtlich anzugeben wußte. Er war sein ganzes

Leben mit der Bildung und Unterrichtung seiner Untergebenen beschäftigt. Sein Wissensdrang war so groß, daß er sich die nöthigste Ruhe abbrach und oft ganze Nächte las oder schrieb; wo er ein neues Buch fand, studirte er es sorgfältig. Er gab ein Muster frommen Wandels und einer unendlichen Sehnsucht nach dem Himmlischen; nie wich die Wahrheit von seinem Munde, nie verabsäumte er Gebet und Fasten. Er übte die größte Strengheit gegen sich selbst; köstliche Speisen und Wein genoß er fast nie und er schützte lieber Kränklichkeit vor, wenn er bei Andern zu Tische war. Die Verfolgungen, Drohungen und Schmähungen seiner Feinde, die Vertreibung von seinem bischöflichen Sitze ertrug er mit außerordentlichem Gleichmuth; mit kindlicher Demuth ergab er sich in Alles, was Gott über ihn verfügte. So wie Gregor die tiefste Ehrfurcht gegen ihn hegte, so erkannte Anselmus in dem heiligen Leben des großen Papstes sein Lebensmuster. In Lombardien war er die feste Stütze des apostolischen Stuhles. Darum gab ihm auch Gregor als seinem Legaten unumschränkte Gewalt in allen Kirchensachen in der Lombardei und er war es, zu dem wie zu ihrem Vater alle Verfolgten und Bedrängten hinflohen. *)

Im folgenden Jahre zog Heinrich seine Streitkräfte zusammen, um Rom einzunehmen. Er schloß es vollständig ein. Gregor hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, um dem wüthenden Guibert zu entgehen,

---

*) Der deutsche Bearbeiter hat diese Charakterschilderung des heiligen Anselmus den Lesern nicht vorenthalten wollen; sie ist mit Ausnahme einiger Zusätze beinahe wörtlich nach dem protestantischen Schriftsteller Voigt. l. c. 677.

der Alles versuchte, dessen geheiligte Person in seine Gewalt zu bekommen. Durch Bestechung hatte Guibert einen beträchtlichen Theil der Bürger für sich gewonnen und so viel Macht erlangt, daß er in Rom mit offener Gewalt auftrat. Er beraubte die Kirchen und geweihten Stätten ihrer Schätze, zog die Güter der Treugebliebenen ein und belohnte damit seine Helfershelfer. Ebenso wirkte Heinrich auf die käuflichen Massen, suchte das Volk zu gewinnen und streute Gold mit vollen Händen aus, damit ihm Roms Thore geöffnet und Gregor ihm ausgeliefert würde. Da eilte auf die Nachricht von der dringenden Gefahr, worin der heilige Vater schwebte, Robert Guiscard, Herzog von Apulien, an der Spitze seiner Normannen herbei, um die Stadt einzunehmen. Sie erzwangen an der Seite des Laterans einen Durchgang und stürzten in die Stadt, Alles auf ihrem Wege verwüstend und versengend. Wer nicht zu entfliehen vermochte, fiel unter ihren mörderischen Streichen. Der heftig wehende Wind trieb das Feuer immer weiter und bald stand das alte Rom in vollen Flammen. Der Normannenfürst verschanzte sich zuerst im Amphitheater, drang dann bis zur Engelsburg vor, warf die Kaiserlichen über den Haufen und es gelang ihm, Gregor den kirchenräuberischen Händen Heinrichs und Guiberts zu entreißen und ihn unversehrt nach der Stadt Salerno zu bringen. Heinrich und der Gegenpapst ließen nun ihre volle Wuth und Grausamkeit an den zurückgebliebenen Anhängern des geretteten heiligen Vaters aus, die ihre Treue zu ihrem Hirten theuer büßen mußten. Sie wären noch größeren Drangsalen ausgesetzt gewesen, hätte Heinrich sich nicht in aller Eile nach Deutschland begeben müssen, wo nach dem

Tode Rudolphs von Schwaben die Reichsfürsten Hermann von Lothringen zum deutschen König ernannt hatten. Dieser machte Heinrich den Besitz des deutschen Reichs eine Zeitlang streitig, wurde aber nach vielen heftigen Kämpfen von ihm endlich überwunden. Heinrich benutzte seinen Sieg, um an den päpstlich Gesinnten, die es mit dem neuen König gehalten, die blutigste Rache zu nehmen, worauf er nach Italien zurückkehrte, vor Begierde brennend, sich an Mathilde zu rächen.

Während der entsetzlichen Verwirrung, in welche die von dem Gegenpapst Guibert geknechtete Kirche gebracht worden, und in Deutschland und Italien die gräulichsten Bürgerkriege herrschten, war des greisen Gregorius Geisteskraft sich gleich geblieben, denn er hatte nicht aufgehört, sich auf Gott zu stützen und Trost im Gebete zu suchen. Indessen schwanden doch seine Körperkräfte allmälig hin und er fühlte sein Ende herannahen. Da rief er die Kardinäle und getreuen Bischöfe vor sich. Weinend und die heißesten Gebete für ihren großen Oberhirten zu Gott emporsendend, umstanden sie sein Krankenlager und ergossen sich in Danksagungen gegen ihn für die ihnen ertheilten Lehren und das Beispiel der Standhaftigkeit und des Gottvertrauens, das er unter den härtesten Verfolgungen und bittersten Drangsalen ihnen zu geben nicht aufgehört hatte. Da sprach er: „Geliebteste Brüder, ich will mich keiner Thaten rühmen, aber darauf vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt und Gottlosigkeit gehaßt habe.“ Und als jene in Klagen ausbrachen, was nach seinem Tode aus ihnen werden würde, erhob der heilige Vater seine Hände gegen Himmel

und sprach: „Ich steige dort hinauf und flehe für euch den gnädigen Gott an.“ Bald darauf starb er in Salerno, wo er eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Es war im Jahre 1086.

Da geschah es, daß die unermüdlich kämpfende Markgräfin Mathilde an der Spitze ihrer tapfern Kriegsschaaren Rom einnahm, den Gegenpapst daraus vertrieb und zur Wahl eines neuen rechtmäßigen Kirchenoberhauptes durch die Geistlichkeit und das Volk schreiten ließ. Alle Stimmen vereinten sich auf den schon durch Gregorius zu seinem Nachfolger empfohlenen Kardinal und Abt von Monte Cassino, Desiderius, der den Namen Viktor der Dritte annahm. Als dieser ein Jahr darauf starb, wirkte Mathilde durch ihren Einfluß dahin, daß Urban der Zweite in gesetzmäßiger Weise gewählt ward. Indessen zwang ein von niedriger Habsucht geleiteter und durch große Versprechungen angetriebener Theil der Römer auf verrätherische Weise Urban zur Flucht aus Rom und öffnete dem Antipapst die Thore, der nun wieder den Stuhl Petri verunehren und die Anhänger des rechtmäßigen Statthalters Christi mißhandeln konnte.

Um Urban wieder auf den päpstlichen Thron zurückzuführen, sammelte die Markgräfin alle ihre Streitkräfte und rückte gegen Rom vor, gerade als Heinrich mit einem ansehnlichen Heere aus Deutschland nach Italien unterwegs war, in der Hoffnung, Mathildens Macht, die allein noch den verbündeten Schismatikern in Italien entgegenstand, zu vernichten. Sie hatte durch die trefflichen Anordnungen, die sie im geeigneten Augen-

blick auszuführen gewußt, sowie durch ihre Kühnheit und Tapferkeit nacheinander alle ihre Gegner geschlagen, so daß sie sich glücklich schätzen mußten, wenn sie ihnen eine kurze Waffenruhe gestattete. Als sie aber Kunde von Heinrichs Heranrücken erhielten, schöpften sie neuen Muth und so niedergeschlagen sie bis dahin gewesen, so keck und dreist zeigten sie sich jetzt. Unter Spott und Hohn drohten sie der Markgräfin ihren Untergang, denn es sei wahnsinnig, einer Macht wie der Heinrichs widerstehen und sich für den Papst opfern zu wollen. Sie rüsteten sich daher von neuem, um im Verein mit dem deutschen Heere sie auf Tod und Leben zu bekämpfen.

Aber die heldenmüthige Fürstin erwartete sie festen Fußes, vertrauend auf Gott und den heiligen Petrus.

Heinrich bemächtigte sich zuerst aller ihrer beträchtlichen Besitzthümer in Lothringen und diesseits der Alpen, dann zog er nach Italien, rückte gegen den Po vor und belagerte Mantua, dessen Thore ihm durch Verrath geöffnet wurden. Von hier aus bezwang er nach und nach alle der Markgräfin gehörenden festen Plätze diesseits des Po; dann bemächtigte er sich jener, welche auf der andern Seite des Flusses lagen, Montemorello's, Montealfredo's, ferner Modena's und rückte immer weiter gegen Canossa vor. Als er aber unter die Mauern Montebello's kam, traf er auf einen unerwarteten Widerstand. Er hatte die Veste von einer auserlesenen Abtheilung seines Heeres einschließen lassen und war fest entschlossen, nicht eher von der Belagerung abzustehen, bis die Mauern gefallen, die Besatzung

getödtet sei und die Burg in Asche liege. Aber er hatte es mit einer beherzten und tapfern Schaar zu thun, die bereit war, ihr Leben für ihre Fürstin, für Recht, Religion und Glauben freudig einzusetzen. Heinrich schloß die Veste immer enger ein, erneuerte mit jedem Tage den Sturm mit um so größerem Ungestüm, je kräftiger die Belagerten Widerstand leisteten. Als er sah, daß mit den gewöhnlichen Belagerungswerkzeugen sich gegen diese festen Mauern nichts ausrichten ließ und er sich zu schämen begann, seine besten Streitkräfte vergebens an eine einzelne Veste zu vergeuden, berief er die geschicktesten und erfahrensten Meister in der Belagerungskunst, um ihm zur Eroberung des Platzes behülflich zu sein. Auf deren Anrathen ließ er eine ungeheure Maschine erbauen, die alle bisherigen Wurfgeschosse an Kraft bei weitem übertraf und vermittels welcher ganze Massen von Steinen und Eisen gegen die Mauern geschleudert und sie zertrümmert werden konnten. Außer dieser furchtbar wirkenden Maschine wurden auch noch eine Menge anderer Werkzeuge, Sturmböcke, Katapulten und Ballisten in Bewegung gesetzt.

Während auf diese Weise die Belagerung mit der äußersten Anstrengung betrieben wurde, begann des Königs langes Ausbleiben den Antipapst Guibert zu beunruhigen. Durch die von ihm verübten Erpressungen und Ungerechtigkeiten, die mit jedem Tage unerträglicher wurden, und wodurch der Gottvergessene den päpstlichen Stuhl befleckte, hatte sich die Zahl seiner Feinde sehr vermehrt. Aus Furcht vor ihrer Rache beschloß er daher, sich in's kaiserliche Lager zu begeben. Aber auch Mathilde befand sich in der äußersten Be-

drängniß. Ligurien und die Lombardei waren in vollem Aufstande, Toscana hatte sich erhoben, ein großer Theil von Italien befand sich in den Händen der Schismatiker und viele Provinzen waren durch Heinrichs Heerhaufen verwüstet und entvölkert. Ihre Geldmittel waren erschöpft und sie sah sich auf einige kleine Vesten beschränkt; auf ihren Unterthanen lastete schwerer Druck und die getreuen Anhänger des echten Papstthums unter den Geistlichen schmachteten in der Verbannung oder in Fesseln. Die verzweifelte Lage der unverzagten Frau benutzend, machte ihr Heinrich Friedensvorschläge. Alle ihre Provinzen sollten ihr zurückerstattet werden und er wolle sich verpflichten, dieselben in einen blühendern Zustand zu versetzen, als worin sie sich vor dem Kriege befunden, jedoch Alles unter der Bedingung, daß sie Guibert als rechtmäßigen Papst anerkenne. Von Furcht befallen und nur an ihr eigenes Wohl denkend, riethen ihr viele unter denen, die sie umgaben, diese Vorschläge anzunehmen, und stellten ihr vor, in einem solchen Falle müsse man auf nichts Anderes mehr Rücksicht nehmen und mit seinen Unterthanen Erbarmen haben. Aber Mathilde nahm ihre ganze Kraft zusammen und fragte sich: „Ist der um den Preis einer Beleidigung Gottes erkaufte Friede ein wahrer Friede? Nein! Er ist ein Verbrechen! Was liegt an Macht und Herrschaft, wenn nur das Gewissen unbefleckt bleibt! Saget Heinrich, daß wenn Gott mit mir ist, ich keinen König fürchte.“

Als Heinrich sah, daß es vergeblich sei, weitere Versuche zu machen, um die heldenmüthige Frau dahin zu vermögen, in seine Vorschläge einzugehen, und mittler-

weile alle Vorbereitungen zum erneuerten, entscheidenden Sturme vollendet waren, sprach er zu Guibert: „Morgen sind wir in Montebello, das ich dem Boden gleich machen werde. Nachher greife ich mit meiner ganzen Macht Canossa an. Ich will dann einmal sehen, ob des Papstes Schlüssel ein neues Reich für meine eigensinnige Base zu öffnen vermögen.“ „Jawohl,“ versetzte der Gegenpapst mit einem spöttischen Lächeln, „aber ein Reich in den Lüften!“

Indessen gelang es der Markgräfin, während der Friedensunterhandlungen die Veste heimlich mit neuen Lebensmitteln zu versehen und eine Schaar bewährter Kämpfer hineinwerfen zu lassen. Die folgende Nacht thaten sie einen kräftigen Ausfall und legten Feuer an die neuerrichtete Riesenmaschine, daß sie in Flammen aufging. Hierauf stürzten sie mit Ungestüm auf das kaiserliche Lager und kämpften wie ergrimmte Löwen. Es galt um das Höchste und die Begeisterung lieh ihnen neue Kräfte. Immer heftiger entbrannte die Schlacht. Da eilte Mathilde mit einer frischen Schaar von der Anhöhe zur Unterstützung der Ihrigen herbei, die Kaiserlichen wurden von allen Seiten umzingelt und ergriffen bald in der schrecklichsten Unordnung die Flucht, verfolgt von den Siegern, die einen Hagel von Pfeilen auf sie schleuderten. Vergebens suchte Heinrich die Seinigen zum Stehen zu bringen; er selbst sah sich genöthigt, vor Mathildens unwiderstehlichen Kämpfern zu entfliehen und nach der Ebene zu eilen, unter Montebello's Mauern ganze Haufen seiner gefallenen besten Krieger und bewährtesten Anführer zurücklassend. Die Belagerten bemächtigten sich des Lagers mit allem Vorrath an

Waffen und Kriegsvorräthen, sowie einer großen Menge Rosse und reichen Gepäcks.

Der König gerieth in eine unbeschreibliche Wuth. Voll Rachedurst suchte er seinen Feind zu täuschen und ihn glauben zu machen, er schlage den Weg nach Modena ein; er kehrte aber am Fuße des Gebirges wieder zurück, um sich bei Bianello in einen Hinterhalt zu legen, dort Mathilde zu erwarten und dann Canossa zu überrumpeln. Aber die umsichtige und wachsame Heldin errieth des Königs Vorhaben, zog über den Gebirgskamm und es gelang ihr, sich in die Veste Bianello zu werfen, noch ehe Heinrich angelangt war. Dieser umging ohne Aufenthalt die Berge, bemächtigte sich aller Engpässe, bis er, vor den Wällen der Veste angekommen, zu seiner großen Enttäuschung sich Mathildens Heerhaufen gegenüber sah. Da begann von neuem ein heißer Kampf. Heinrich konnte seine Schaaren nicht entfalten, da sich in seinem Rücken steile Gebirgsabhänge erhoben, die er, ohne sein Heer zu sehr zu zerstückeln, nicht ersteigen lassen konnte. Mathildens Kriegern blieb dagegen immer der Rückzug nach Canossa offen. Die kaiserliche Reiterei war nicht im Stande, sich auf dem engen Raume zu bewegen und einen Angriff zu unternehmen. Mathilde flog von Reihe zu Reihe, feuerte ihre Getreuen an und stellte sie, ein Schwarm hinter dem andern, in Schlachtordnung auf, damit dem Feinde nicht zu viel Raum zum Angriff bliebe und ihre Schaaren um so kräftiger auf ihn eindringen könnten. Diese geschickte Aufstellung, verbunden mit der Beschaffenheit des Kampfplatzes, der ihr sehr günstig war, sicherte ihrem Heere, dessen Hintertreffen sich auf

die äußerste Umwallung von Canossa stützte, einen leichten Sieg.

Unter den Rittern in des Kaisers Heer befand sich auch Ottokar von Brünn, der das Heerbanner trug und geschworen hatte, zuerst Canossa's Wälle zu ersteigen. Mathilde erkannte ihn und ließ ihn von den Ihrigen umzingeln. Das Banner wurde ihm entrissen und er selbst zum Gefangenen gemacht. Bei diesem Anblick verloren die Kaiserlichen den Muth und ergriffen die Flucht; es wurde ein entsetzliches Blutbad unter ihnen angerichtet, und selbst die, welche sich durch die Flucht zu retten suchten, entgingen dem Tode nicht, denn durch das rasche Gedränge von den Anhöhen herab neben den Abgründen überstürzten sie sich einander und fielen in die Tiefe, wo sie von Felsenspitze zu Felsenspitze hinabrollten und ihr Leben verloren. Daß Heinrich selbst entkam, war beinahe als ein Wunder anzusehen, denn die Niederlage war so vollständig, daß er die von den Seinigen, welche der Tod verschont, erst am Po wieder zu vereinigen vermochte. Voll Niedergeschlagenheit über den Verlust seiner besten Kämpfer, die getödtet oder gefangen worden waren, setzte er schleunigst über diesen Fluß. Nachdem Mathilde die Lombarden unterworfen, Guiberts Anmaßungen gezüchtigt und Heinrichs Heer geschlagen und vernichtet hatte, gelangte sie in wenigen Tagen wieder in den Besitz ihrer Staaten und verfolgte den König bis unter die Mauern von Verona, wohin er sich mit den Trümmern jenes furchtbaren Heeres, mit welchem er Italien zu verschlingen gedroht, geflüchtet hatte. Seine Flucht geschah so eilig, daß er seinen Schatz zurücklassen mußte, der ganz in die Hände der Markgräfin fiel.

Umgeben von den der Kirche treu gebliebenen Bischöfen und Rittern, hielt „die große Frau“, wie Jedermann sie nannte, ihren Einzug in Canossa. Sie begab sich sogleich in die Kirche des heiligen Apollonius, wo sie Gott, der sie so wunderbar geschützt, ihre Dankgebete darbrachte und zum ewigen Andenken an den so glücklich errungenen Sieg das eroberte feindliche Banner aufstellte. Beschämt und voll Wuth zog sich Heinrich wieder nach Deutschland zurück, wo seiner noch größeres Unglück und weit bitterere Erfahrungen warteten. Da er noch immer fortfuhr, einem reißenden Wolf gleich gegen die Kirche zu wüthen, so erhob sein eigener Sohn die Fahne des Aufruhrs gegen ihn und bereitete ihm so viel Kummer und Schmach, daß er voll Verzweiflung sich selbst das Leben nehmen wollte. Guibert beharrte in seiner Gottlosigkeit. Mit dem tiefsten Ingrimm mußte er sehen, daß die wahren Päpste Urban und Pascal der Zweite in Rom herrschten, und da er über keine hinreichenden Streitkräfte zu verfügen hatte, um sie daraus zu vertreiben, so vereinigte er sich mit einer Bande Wegelagerer, beraubte und tödtete die Prälaten, welche sich nach Rom zum Konzilium begaben, sowie die zum Grabe der Apostel wallenden Pilger. Er starb endlich unbußfertig und als Excommunizirter plötzlich an einem Gichtanfalle und sein Leichnam wurde wie der eines niedrigen Thieres in die Tiber geworfen.

Nach Mathildens Ankunft in Canossa ließ sie andern Tags Ottokar aus dem Kerker vor sich kommen und sprach zu ihm: „Markgraf von Brünn, wohl ist es mir bekannt, wie Ihr euch gerühmt habt, bei der Einnahme von Canossa der erste sein zu wollen, der

das kaiserliche Banner auf unsern Hauptthurm aufpflanzen würde und dabei die Drohung ausstießet, meinen ganzen Hof niederzumachen und mich, die alte, papistische Betschwester, in das tiefste Burgverließ zu werfen. Ihr seht, wie Gott die Anschläge seiner Feinde zu Schanden macht. Ihr habt auch noch eine alte Schuld an meine theure Freundin Yolanda von Magdeburg, jetzige Gräfin von Rastäde, abzumachen, die Ihr, als sie kaum den Kinderjahren entwachsen und als eine Wehrlose da stand, mit euren Anträgen verfolgtet, ja in der unritterlichsten Weise in ihrem Zufluchtsort überfielet und in eure Gewalt bringen wolltet. Ihr werdet nun wohl erfahren haben, daß es nicht so leicht ist, Canossa zu erstürmen, als in ein von schwachen Nonnen bewohntes Kloster zu dringen. Ich könnte euch nun in der Tiefe desselben Thurmes verschmachten lassen, auf dessen Zinnen Heinrichs Banner aufzupflanzen Ihr so prahlerisch verhießet. Ich will euch aber zeigen, wie sich eine Christin rächt. Ihr seid Ritter und werdet daher auch die Pflichten kennen, die ein Solcher zu übernehmen hat: Ein echter Ritter ist ein Beschützer der Wittwen und Waisen, ein Beistand der Bedrängten, ein Kämpfer für Recht und Tugend, ein Verfechter der Sache Gottes. Als Ihr euch zu Heinrichs und seines Gegenpapstes Partei schluget, da begannet Ihr Christus selbst zu bekämpfen, die Kirche zu betrüben und der Christenheit ein Aergerniß zu geben. Welchen Lohn habt Ihr aber dafür empfangen? Ihr seid von der Kirche excommunizirt und mit Fluch beladen. Dennoch ist nicht Alles verloren; Ihr könnet noch zu Gott zurückkehren und euer ewiges Heil wirken. Das Grab des Heilandes ist in den Händen der Ungläubigen.

Dort steht eine Lanze und ein Schild. Vereinigt euch mit den Kreuzfahrern. Durchschifft das Meer, kämpfet als Held und fallet als Märtyrer oder bewähret euch als glorreicher Streiter Christi."

„Frau Markgräfin," antwortete Ottokar, tief aufathmend, „eure Großmuth beweist mir heute, daß Ihr eben so edel und mildherzig, als tapfer und heldenmüthig seid. Ich finde keine Worte, euch meinen Dank auszusprechen! Ihr erzeigt mir eine doppelte Wohlthat, indem ihr mir Leben und Freiheit schenkt und mir zugleich den Weg zeigt, wie ich das Vergangene einigermaßen gutzumachen im Stande sein werde. Die kurze Zeit, wo ich euer Gefangener war, hat mich zum Nachdenken gebracht und mich einen Rückblick auf mein bisheriges Leben thun lassen. Euer frommer Hauskaplan, der mich in seiner Gutherzigkeit besuchte, um mich in meiner Kerkereinsamkeit zu trösten, hat mir vollends die Ueberzeugung beigebracht, daß die Wege, die ich ging, nicht die rechten waren. Ich erkenne die ganze Wahrheit eurer Worte und lege den Schwur in eure Hände ab, in Palästina im Kampfe gegen die Feinde des christlichen Namens Sühne für meine Vergehungen zu suchen. Wenn Ihr Gelegenheit dazu findet, so habet die Güte, derjenigen, die Ihr unter euren Schutz genommen, zu melden, daß, wenn ich ihrer bis jetzt unwürdig war, es hinfort mein einziges Bestreben sein soll, ihre Verzeihung zu verdienen. O daß sie hier wäre, um mir mit eigener Hand das Kreuz anzuheften — wie würde dies meinen Muth stählen und mich noch mehr anfeuern, das mir vorgesteckte Ziel zu erkämpfen!"

„Wohlan denn," entgegnete Mathilde, „kann auch euer Wunsch nicht ganz erfüllt werden, so soll euch doch das Kreuz an Yolanda erinnern. Seht dort in dem rothen Ueberzug steht Yolanda's Harfe; ich will ein Kreuz daraus schneiden und es selbst auf eure Brust befestigen. Mein Hauskaplan, den Ihr liebgewonnen zu haben scheint, wird euch seinen Segen ertheilen und euch zum Streiter unter der Fahne des Heilandes weihen."

Einige Tage nachher begab sich Ottokar nach Pisa, wo er mit andern Kreuzfahrern ein Schiff bestieg, das nach dem gelobten Lande die Segel lichtete.

Nachdem Mathildens Feinde besiegt und zerstreut worden, herrschte sie in Frieden über Italien und fuhr fort, die unüberwindliche Beschützerin der von dem verbrecherischen Geist der Welt verfolgten und beunruhigten Päpste zu sein. Sie wiederholte feierlich die Schenkung ihrer Staaten an den heiligen Stuhl, und wohl wissend, in welcher Weise einst Pepin und Karl der Große den Papst beschenkt, glaubte sie nur eine einfache Rückerstattung zu leisten. Die unruhigen Zeiten voll roher Gewalt des neunten und zehnten Jahrhunderts hatten die Kirche eines großen Theils ihrer Besitzungen beraubt, welche durch die Rathschlüsse der Vorsehung wieder zu einem Erbtheil Mathildens geworden. Sie beschloß deshalb, von tiefer Frömmigkeit geleitet, sie dem heiligen Petrus wiederzuerstatten.

Heinrich zeigte sich bis zu seinem Ende eben so übermüthig und stolz im Besitze der Gewalt, als schwach

und verzagt im Unglück, denn es fehlte ihm an dem innern Halt, der sich auf Gott stützt, den Menschen nicht straucheln läßt im Sonnenschein des Glücks und nicht sinken, wenn trübe Tage sich einstellen. Er, der dem allgemeinen Vater der Christenheit Treue geschworen, aber wortbrüchig und undankbar gegen ihn geworden, mußte Gottes strafende Vergeltung schon auf Erden erfahren und es erleben, daß seine Söhne ihn vom Throne stießen und ihn in Elend und Dürftigkeit schmachten ließen, bis er, verlassen von Allen, in Lüttich starb. Nachdem er schon begraben, wurde seine Leiche, als unwürdig, in geweihter Erde zu ruhen, wieder ausgescharrt, bis Kaiser Heinrich der Fünfte nach fünf Jahren sie in Speier im Grabgewölbe seiner Ahnen beisetzen ließ.

Druck von J. Stercken in Aachen.

Werner